BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1908
bd.6

Twin Cities Campus
Bücher-Sammlung
von
UNIVERSITY OF MINNESOTA
CAMPUS ARTIBUS

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

erzeugt rosiges, jugendfrisches **Aussehen**, weiße sammetweiche **Haut**, blendend schönen **Teint** und beseitigt **Sommersprossen** sowie alle **Hautunreinigkeiten**. à Stück **50** Pf. in den **Apotheken, Drogerien und Parfümerien.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neue Romane beliebter Autoren.

Wär' ich geblieben doch. Roman von Georg Hartwig.

Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Der Verfasser hat es von jeher verstanden, den Lesern Heldinnen vor Augen zu führen, die vom ersten Augenblick an gefangen nehmen. In dem rührend einfachen, weltfremden Heidekind, das urplötzlich und unvermittelt in das Intrigenspiel eines kleinen Fürstenhofes hineinversetzt wird, hat er in diesem Roman eine Figur geschaffen, in der er alle seine bisherigen Erfolge hinter sich läßt.

Gräfin Sibylles Heirat. Roman von Henriette von Meerheimb (Marg. Gräfin Bünau). **Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.**

Eine ungemein sympathische und anziehende Frauengestalt ist es, die die Verfasserin mit vollendeter Darstellungstreue uns vorführt. Wie Gräfin Sibylle ihren zwar liebenswürdigen, aber auch leichtsinnigen und haltlosen Gatten zu sich emporzieht, wie sie es versteht, sich schließlich ein volles Lebensglück zu bereiten und zu sichern — das zu lesen erfüllt mit ebensoviel Spannung, wie mit Rührung und Teilnahme.

Turmschwalben. Humoristischer Roman von Wilhelm Poeck.

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Gute humoristische Romane, wie der hier empfohlene, sind ebenso begehrt wie selten. Diese Geschichte „von de Waterkant" wurde bei ihrem Erstabdruck in einer großen Tageszeitung hervorragend beifällig aufgenommen. Der im niederdeutschen Norden heimische Autor hat Land und Leute in prächtiger Ursprünglichkeit gezeichnet. Ungezwungen entwickeln sich die humoristische Stimmung und die drolligen Episoden des Romans aus der Eigenart der geschilderten Charaktere.

Der Staatsanwalt. Roman von Luise Westkirch.

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Ein Detektivroman — aber ein guter, dafür bürgt schon der Name der Autorin. Die Erzählung spielt vorwiegend in der vornehmen Gesellschaft. Die Verkettung von Umständen und Geschehnissen ist ungemein eigenartig und immer aufs neue überraschend; sie gipfelt darin, daß derselbe Staatsanwalt, welcher die Anklage gegen den Mörder eines jungen Mädchens zu vertreten hat, im Laufe der Hauptverhandlung als des Mordes dringend verdächtig verhaftet werden muß! Und er darf sich nicht verteidigen um des Rufes einer Frau willen. Und doch löst sich auch dieser Knoten einfach und natürlich.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip

Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstrukt. **sofort gerade Haltung** ohne Beschwerden.

erweitert die Brust! Für Herren, Damen, Knaben und Mädchen.

Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse. Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maassang.: Brustumf., mässig stramm, **dicht unter den Armen** gemessen. Für Damen **ausserdem** Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72. Man verlange illustr. Brosch.

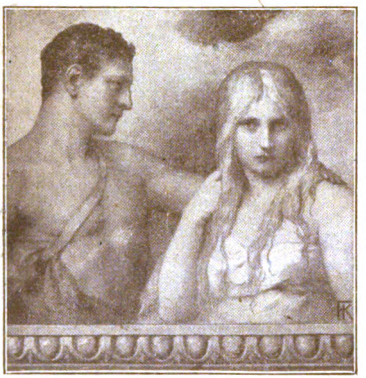
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als neues epochemachendes Werk empfehlen wir:

Mann und Weib. Ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter volkstümlich dargestellt und herausgegeben von Professor Dr. R. Koßmann und Privatdozent Dr. Julius Weiß. Zirka 1920 Seiten Text mit zirka 700 Abbildungen und 48 Kunstblättern. Vollständig in 48 Lieferungen zu je 60 Pfennig.

Der Inhalt dieses wertvollen Werkes gliedert sich wie folgt:

I. Band. **Der Mann und das Weib.** Einleitung: Die Sonderung der Geschlechter. Erster Teil. Der Mann. Der Körperbau. Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit. Das Geschlechtsleben. Das geistige Leben. Das Gefühlsleben. Der Mann als Kind. Der Mann als Jüngling. Der Mann als Gatte. Der Mann als Vater. Der Mann als Witwer. Der Mann als Hagestolz. Der Mann im Greisenalter.



Zweiter Teil. Das Weib. Der Körperbau. Die Schönheit des Weibes. Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit. Das Geschlechtsleben. Das geistige Leben. Das Gefühlsleben. Das Weib als Kind. Das Weib als halbwüchsiges Mädchen. Das Weib als Jungfrau. Das Weib als Gattin. Das Weib als Mutter. Das Weib als Witwe. Das Weib als alte Jungfer. Das Weib im Greisenalter.

II. Band. **Mann und Weib in ihren Beziehungen zueinander.** Einleitung: Grundzüge der Beziehungen zwischen Mann und Weib. — Gegenseitige Anlockung der Geschlechter in der Liebe. Die Kulturgeschichte der Ehe. Die Hygiene der Ehe. Krankheiten und Ehe. Erwerbstätigkeit und Ehe. Kindersegen und Ehe. Die rechtlichen Grundlagen der Ehe. Hochzeitszeremonien und Vermählungsgebräuche. Der außereheliche Verkehr der Geschlechter. Die Prostitution. Kokotten- und Mätressenwesen. Die krankhaften Äußerungen des Geschlechtstriebes. Die beiden Geschlechter in der Dichtung. Die beiden Geschlechter in der bildenden Kunst.

III. Band. **Mann und Weib in ihren Beziehungen zur Kultur der Gegenwart.** Der Mann als Vertreter der Familie. Das Weib als Hausfrau. Der Mann im Erwerbsleben. Das Weib im Erwerbsleben. Die beiden Geschlechter innerhalb der Aristokratie, des Bürgertums, der Arbeiterschaft, des Bauernstandes, der einzelnen Rassen und der einzelnen Nationen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Illustrierter Katalog vortrefflicher Geschenkbücher und Jugendschriften von der Verlagshandlung kostenfrei!

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

Zu der Humoreske »Flurnachbarn« von Fr. O. Kühne. (S. 99)
Originalzeichnung von Hermann Abel.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Sechster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, C/S
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Der blaue Diamant. Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel) (Fortsetzung und Schluß) . . . 5

Die verlorene Krone. Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb 45

Flurnachbarn. Großstadthumoreske von Fr. O. Kühne 82
Mit Illustrationen von Hermann Abel.

Skiheil! Wintersportbilder von M. Elsner 102
Mit 8 Illustrationen.

Stiefmütterchen. Novelle von Lenore Pany . . . 116

Allerlei Zauberkunststücke. Von Fred Cederström 147
Mit 22 Illustrationen.

Wie der Blasi eifersüchtig geworden ist. Von Arthur Achleitner 164

Etwas vom Kork. Von Th. Seelmann 180
Mit 7 Illustrationen.

Maronenspeise. Ein neues Küchenrezept. Von G. Harmstorf 194
Mit 6 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Wie der deutsche Kaiser Hung-li zur Heimkehr verhalf 204

Neue Erfindungen:

I. Jetschkes Patent-Universaltisch 212
Mit 2 Illustrationen.

II. Skatuhr »Wer gibt?« 213
Mit Illustration.

Das Ewig-Weibliche im Jahre 2500 214

Schwanenbraten 218

Seite

Ein »hiſtoriſches« Andenken 219
Fürſt Ferdinand von Bulgarien 220
Mit Illuſtration.
Der Malefizſchenk 222
Die Rachgier eines Kamels 224
Die Frauen in Iſrael 225
Der glückliche Vater 229
Die Heilsarmee im fernen Oſten und Weſten . . 229
Mit 2 Illuſtrationen.
Die Könige und die Wahrheit 231
Etwas von Orchideen 233
Gefährliche Freude 236
Brieftauben zu verbrecheriſchem Zweck 237
Ein Fahrzeug für Firnfelder 238
Mit Illuſtration.
Ein guter Arbeiter 238
Der Mann, der Spinnen aß 239
Lakaienſtolz 240
Treffende Begründung 240

Der blaue Diamant.

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Jürgen ist edel und großherzig," fiel Renate mit leuchtenden Augen ein.

„So edel und so großherzig bin ich auch," lachte Richard mit schneidendem Hohn, „daß ich den ‚Elenden' und den ‚Schwächling' ihm nicht verzeihe. Daran soll er denken —" Er strich sich mit unsicherer Hand über die Stirn. „Du hast mir den Bruder genommen. Das Liebste, was ich besaß, hast du an dich gerissen. Du bist gerächt. Ich habe nichts mehr als Neugier, wie diese Posse zu Ende gehen wird — und zu Ende geht sie."

Sie schrak zusammen. Für Jürgen gab es kein Rechts und Links im Punkt der Ehre, geradeaus ging seine Anschauung. Er spielte auch nicht mit seinem Urteil, er bog es nicht nach Gunst. Wie er es gefällt, so hielt er es aufrecht, und so verfocht er es auch. Sie konnten beide einander nicht verzeihen. Und wenn sie es nicht konnten, was kam danach? Und wer war die schuldlose Ursache?

Wie sie es dachte, irrte durch ihre Gedanken ein Traumbild, das, jahrelang in einer Gehirnzelle verborgen, plötzlich hervorsprang und Renate vor Augen schwebte — der Traum, in welchem sie die Trauerallee

zum Friedhof hinabging, und Richard Lepsius plötzlich hinter einem Baumstamm hervortrat, durch Gänge und Grabreihen vor ihr her lief und mit einem Male jäh verschwand ...

Sein Blick hatte unverwandt auf ihren sprechend bewegten Zügen geruht, als wolle er sie sich einprägen für Zeit und Ewigkeit. „Beklagst du mich, Renate?“ stieß er gepreßt hervor. „Wenn du es tust, sind wir beide einig.“ Eine innerste Gewalt trieb ihn, ihr die Hand entgegenzustrecken. „Das könntest du mir mitgeben, das wäre ein Licht im Dunkeln — vielleicht unverdient, aber Gnadenbeweise sind ja eben unverdiente Zuwendungen.“

Die Erregung, die ihn bis in jeden Nerv hinein durchzuckte, täuschte ihn sekundenlang über die unausfüllbare Kluft, die er und das Schicksal zwischen ihnen geschaffen.

Sie aber dachte an das glückselige Gestern und an das zerstörte Heute, an ihre Ohnmacht, Wandel zu schaffen, an ihr mit Heimlichkeit beladenes Leben an Jürgens Seite. „Du hast mir schon einmal die Ruhe meines Herzens genommen,“ sagte sie, ihr gesenktes Haupt höher aufrichtend. „Ich habe es überwunden. Jetzt trittst du wieder in meine Sonne und wirfst deinen Schatten über mich und meine Liebe. Hätte ich gewußt, wäre mir auch nur eine Ahnung aufgestiegen, daß der Mann, den ich anbete, dein Bruder war, diese Stunde wäre mir erspart geblieben. In meiner unaussprechlichen Liebe zu ihm hätte ich die Kraft gefunden, ihm diese allerbitterste Enttäuschung zu ersparen, ihm die glückliche Unwissenheit zu bewahren.“

Er ließ noch immer seine ausgestreckte Hand nicht sinken, obwohl ihm der Zorn ein verbittertes Lachen entlockte. „Ihm! — Und mir? Die Verhältnisse haben

mich in eine Sackgasse getrieben. Hinaus geht es nicht mehr. So steht es doch noch nicht mit mir, daß ich um deine Verzeihung betteln müßte. Ich habe mich seit Jahren so frei nicht gefühlt so gestählt, wie in diesem Augenblick, so ganz Herr meiner selbst —"

Er eilte zur Tür.

„Übereile nichts!"

Ob er den dringenden Klang ihrer Stimme noch hörte? Der Vorhang schlug hinter ihm zusammen...

Von der Wucht dieser Stunde wie gelähmt, hörte Renate seine Schritte verhallen.

Nun war es stille. Die Kaminuhr tickte in diese Stille hinein wie Pulsschläge der rastlos schreitenden Zeit, die nicht Hindernisse noch Mitleid kennt.

Wie lange noch, dann kam Jürgen zurück. Von ihr gegangen war er in Zweifel, und was sie ihm jetzt entgegenbrachte, war Lüge.

Und so fortleben neben ihm in steter Angst um sein und ihr Glück! Oder das Ungeheure tun und den Bruder bezichtigen? Jürgens Widerwillen und Verachtung gegen ihren falschen Freund die rechte Spur zeigen? Eine stark gespannte Sehne seines Herzens zerschneiden?

Im Nebenzimmer wurden Schritte laut. Da wußte sie — er war heimgekommen.

Vielleicht war es der Blumenduft, der sie schwindeln machte, nun Jürgen die Tür öffnete — sonst wäre sie ihm entgegengestürzt, ihre brennende Stirn an seine Brust zu lehnen.

Der nämliche fragende Blick, den er heute schon einmal über sie hatte gleiten lassen, forschte auch jetzt ihrer sichtlichen Befangenheit nach. Als sie aber seine Hand nahm und ihre Lippen leidenschaftlich darauf drückte, zog er sie an sich und küßte ihre Stirn.

„Ich höre, mein Bruder ist hier gewesen."

Sie nickte. Das Blut schoß ihr in die Schläfen wie stechende Pfeile.

„Ihr habt Gefallen aneinander gefunden? Ich will heute nachmittag zu ihm gehen."

Eine herzbeklemmende Angst ließ sie auffahren. „Warum? Er wird ja wohl wiederkommen. Ich glaube, er wollte — oder hat er es nicht gesagt?"

Die Lügenkette schnürte sie jetzt schon so erstickend ein, daß ihr der Atem versagte vor seinem offenen Auge.

Sein Vertrauen war zu fest gegründet, als daß es hätte durch ihren jähen Farbenwechsel gelockert werden können. Er liebkoste nach seiner Art ihr welliges Haar. „Du weißt doch, Renate, daß wir, abgesehen von unserer Liebe, gute, ehrliche Freunde sind. Zum Beweise dessen gib mir den Zettel, den du heute früh für dich behieltest."

Sie schrak zusammen. Was lag ihr jetzt noch daran, daß die Worte, die darauf standen, Liebesworte waren! Unfehlbar hätte sie seinem Wunsche gehorcht. Aber vor der Unterschrift faßte sie Grauen.

„Ich habe ihn — zerrissen," sagte sie tonlos. „Er ist nicht mehr da —"

Er las die Unwahrheit in ihren tiefgesenkten Lidern. „Wie du willst," sagte er und gab ihre Schulter frei. Dann sprach er vom Wetter, von gleichgültigen Dingen. Plötzlich fragte er unvermittelt: „Hat dir Richard nicht gefallen? Das täte mir aufrichtig leid."

„Doch!" sagte sie mit aller Selbstbeherrschung, der sie fähig war.

„Er pflegt sonst immer einen guten Eindruck zu machen. Ich erinnere mich, daß ich ihn um seiner leichtbeweglichen Liebenswürdigkeit halber in gewissen Jahren beneidet habe."

„Du!"

Er sah forschend auf bei diesem Ruf, der alles, was ihre Seele erfüllte und marterte, in sich schloß.

„Hältst du das, nun du ihn kennst, für so unmöglich?"

„Ich halte nur eines für unmöglich," sagte sie, ihre Hände gegen das laut pochende Herz drückend, „daß es jemand in der Welt gibt, den du zu beneiden nötig hättest, einen, der auf meine Bewunderung Anspruch machen könnte neben dir, mag er sein, wer er wolle — und wäre er zehnmal dein Bruder."

Die Leidenschaft dieser Worte, die sich von dem losrang, was in ihr immer höher aufloderte, von der Sehnsucht nach Wahrheit, ließ sie in neuem Lichte vor ihm erscheinen.

„Sein Recht mußt du ihm doch lassen trotz allem," sagte er lächelnd. „Er ist ein Produkt meiner Erziehung, auf das ich nun einmal stolz bin."

Sie antwortete nicht sogleich.

Der Wind tastete an den Fenstern entlang wie mit unsichtbaren Fingern. Da kam ihr die Erinnerung zurück an den gespenstischen Schlürfschritt der Nacht um ihr einsames Haus, an das Nahen des schleichenden Boten eines furchtbaren Morgens.

„Er sieht schlecht aus," sagte sie, von einer inneren Stimme getrieben. „Wenn du ihn verlieren solltest —"

Er sah sie verwundert an. „Wie kommt dir solch ein Einfall?" Damit ging er aus der Tür.

Aber die Frage wirkte in ihm fort. Er gönnte sich keine müßige Minute mehr, um die dienstlichen Angelegenheiten, die seiner harrten, zu erledigen, bis die Stunde schlug, für die er sich unter allen Umständen freimachen wollte

Renate las in den vergilbten Papieren ihrer Mutter, als er eintrat, ihr Lebewohl zu sagen.

Sie hob ein Blatt in die Höhe und reichte es ihm,

um seine Blicke von ihrem unruhigen Antlitz abzulenken.

„In diesem Brief meines Vaters an meine Mutter, seine damalige Braut, spricht er von des Großvaters Aufenthalt in Chicago als von einer bekannten Sache. Das dürfte ein Zeugnis sein, daß jener in New York nicht verunglückt sein konnte, da er so viele Jahre später noch am Leben und in Tätigkeit war."

„Zweifellos!" Er nahm den Brief, aber er hielt zugleich ihre Hand fest.

„Was hast du mir zu sagen, Renate? Du fühlst es selbst, daß wir uns so nicht gegenüberstehen dürfen. Wir haben unsere Zukunft auf gegenseitiges Vertrauen gegründet, auf ein Vertrauen, das nicht Mittel und Wege sucht, einen Durchschlupf zu finden."

Sie fühlte das Geständnis mit Gewalt bis an ihre Lippen dringen, heiß und würgend.

Ihr Zaudern — es war das Anfangswort, das ihr fehlte, das sie mit Angst suchte und vor seinem Blick nicht fand, das Wort, welches den ersten Schwertstreich gegen sein Bruderherz führte — verletzte ihn tief.

Er ließ ihre Hand fallen und ging aus dem Zimmer.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es dämmerte schon stark, als Jürgen v. Saldorf durch die Straßen schritt. Nebel spann sich aus dem Oberlauf über die Häuserreihen hin und klebte an den Laternenscheiben fest, daß sie von rotem Licht statt mit bleicher Flamme durchleuchtet schienen.

Eine leere Droschke rasselte vorüber. Der Oberst rief sie an und warf sich auf das harte Polster.

Die Täuschung, welche Renate ihm bereitet, die an seinem Glauben zerrte und rüttelte, wälzte sich wie eine

unerträgliche Last über sein sorgenfreies Glücksgefühl. Er kannte sich und wußte, daß diese Einbuße, die er jetzt erlitten, zu keiner Frist ausgeglichen werden konnte, und flösse von nun ab ihrer beider Leben in schattenloser Ebenmäßigkeit dahin.

Richards Arbeitszimmer sah er erleuchtet. Dennoch mußte er zweimal die Glocke ziehen, bevor drinnen Schritte sich der Tür näherten.

Der Regierungsrat selbst öffnete. „Du bist es? Ich hatte das Mädchen nach der Post geschickt. Tritt ein!"

Da er mit der einen Hand den Türgriff hielt, in der anderen Hand die Lampe, zog der Oberst seine ausgestreckte Rechte zurück.

„Es hat mir herzlich leid getan, dich gerade heute morgen verfehlt zu haben. Renate meinte zudem, du seiest nicht obenauf mit deiner Gesundheit. Wir müssen also ernstlich daran denken, etwas dafür zu tun. Wenn du übrigens meine Frau fragen willst, so wirst du hören, daß ich mich oft der Vernachlässigung dir gegenüber in letzter Zeit bezichtigt habe."

Er hatte während dieser Worte Paletot, Säbel und Mütze abgelegt.

Als sie sich im Zimmer gegenüberstanden, drückte er seines Bruders Hand warm wie immer, ohne zu bemerken, daß dieselbe kalt und ohne Gegendruck in der einen lag.

„Was machst du denn, Richard? Ich bin in der Lage, dir eine Neuigkeit mitzuteilen, die dich überraschen wird."

„Ich kann gleichfalls damit dienen," sagte der Regierungsrat, ohne eine Miene zu verziehen, indem er zum Schreibtisch trat, einen Brief aus dem Schubfach nahm und Jürgen hinreichte.

„Lies! So etwas macht Spaß."

Saldorf entfaltete das duftende Glacépapier, dann warf er es wie einen schmutzigen Wisch beiseite.

„Ich habe so etwas vermutet. Erhebst du Einspruch?"

Richard lachte auf. „Daß ich ein Narr wäre! Sie mag bleiben, wo sie will. Ich wüßte in der Tat nichts mehr mit ihr anzufangen. Ehe das Schiff zum Sinken kommt, verlassen es die Ratten."

„Du mußt darüber hinwegkommen, je eher desto besser für deine Nerven."

„Darüber weg und über noch vieles andere dazu," sagte er, über seine heiße Stirn streichend. „Jetzt deine Neuigkeit! Und dann —" er sprang vom Sessel auf und ging aufgeregt durch das Zimmer — „dann wollen wir uns etwas erzählen."

Der Oberst sah ihm mit besorgter Miene nach. „Ich finde dich nicht gerade in der richtigen Verfassung —"

„Da irrst du," fiel Richard hastig ein. „Was du siehst, ist nur äußerlich. Im Gegenteil — mir ist es ein Bedürfnis, in Gesellschaft zu sein. Man jagt mit den Gedanken anderer die eigenen fort."

„Besser wäre es, du verarbeitetest sie mit Beihilfe des gesunden Verstandes, damit sie dir aus dem Kopfe kämen, du machtest reinen Tisch. Geistige Jongleurkünste ermüden, aber fördern nicht. Mach reinen Tisch — und fertig!"

„Ich stehe auf dem Sprunge dazu" sagte Richard, die Lampe auf seinem Arbeitstisch wendend, daß der Schatten auf sein Gesicht fiel. „Vorläufig habe ich mir zu morgen abend eine Whistpartie eingeladen, das Mädchen bringt eben die Briefe fort. Ich wollte dir nicht zumuten, mir deine Zeit zu opfern — da sie ja jetzt weit besser untergebracht ist."

„Ich meine," sagte der Oberst nicht ohne Vorwurf,

„daß, wenn es durch die Verhältnisse der letzten Monate auch weniger zum Ausdruck kam, mein Verhalten dir gegenüber diese Bemerkung nicht verdiente. Also wollen wir das ruhen lassen. — Jetzt meine Neuigkeit! Wir sind, wie es den Anschein hat, in die Irre geführt worden — das heißt, ich stehe wieder da, wo ich damals als Leutnant stand — mittellos, bis auf das Gehalt."

„Was soll das heißen?" fragte der Regierungsrat, sich in seinen Arbeitssessel werfend.

„Ich will dich mit Einzelheiten nicht behelligen. Es liegt eine bis ins dritte Glied zurückgehende Verwechslung vor, nach welcher nicht der Großvater der Kleber und meiner verstorbenen Frau der rechtmäßige Erbe des Kommerzienrats Schulze ist, sondern — Renates Großvater, der vormals verstoßene Sohn. Danach ist sie die Erbin des ungeteilten Vermögens. — Was ist dir, Richard? Was ficht dich dabei an?"

Der Regierungsrat war von neuem aufgesprungen, laut lachend. Was in ihm aufbrauste, suchte einen Ausweg. Im Fluge schwirrten die Gedanken durch sein Gehirn.

Wenn es so war, wie Jürgen sagte, und eine innere Stimme bejahte es, dann hatte Renate, die er heimlich und schleunigst damals verließ, seinen Lebensweg mit ihrem Gelde geebnet, Studium und Berufswahl ihm ermöglicht, indes sie selbst für sich und ihre Mutter mühsam das tägliche Brot schaffte. Dann war alles, was er verausgabt und genossen, ihr Eigentum gewesen. Und er hatte unaufhörlich von ihr genommen und seinen Vorteil gezogen — von ihr, der er die bitterste Demütigung um des äußeren Scheines willen zugefügt.

Das Lachen blieb ihm endlich im Halse stecken. Es ekelte ihn an.

Seine aufgewühlte Phantasie rollte die Vergangenheit wie eine Bilderreihe auf, die, im Fluge gesehen, wieder verschwand und anderen Platz machte. Die Momente alle, da er stolz und selbstzufrieden gewesen war, bevorzugt und verwöhnt, ein glücklicher Mensch — die Erfolge seines ehrgeizigen Strebens, alles, was ihm wert und schätzbar gewesen war — nun ekelte es ihn an, wie lachende Gesichter, die plötzlich Fratzen schneiden.

Er warf sich wieder in den Sessel und schloß die Augen. Ihm war, als steche ihn das Licht hinein wie mit Nadeln.

„Ich werde selbstverständlich Renates Recht mit allem Nachdruck wahren," sagte der Oberst, das seltsame Betragen seines Bruders übersehend. „Es kann ihr und mir nicht das geringste daran liegen, Lotte Klebers Anmaßung zu schonen. Ich würde dafür sein, ihr eine jährliche Summe auszusetzen, von der sie einfach und bescheiden zu leben vermag, weiter geht unser Interesse nicht. Zwischen uns, Richard — ob nun von dieser oder jener Seite —"

„Zwischen uns —" Der Regierungsrat stieß es unverständlich hervor. Im Innersten erstarrte etwas in ihm, so daß er festen Blickes auf die herbeischreitende und ihn packende Entscheidung sah.

„Du wolltest mir etwas erzählen," sagte der Oberst ablenkend. „Oder habe ich mich vorhin verhört?"

„Nein!" Er zauderte, nicht weil er das Anfangswort, gleich Renate, nicht finden konnte, sondern weil der Groll ihn überwältigte. „Ich erzähle — und du hörst zu!" sagte er mit scharfer Stimme und im Gefühl, als fiele alles von ihm und seinem Leben ab bis auf dieses Bekenntnis. „Ich will dir erzählen, daß und warum wir einander lange schon betrogen haben, du mich — ich dich, du unwissentlich — ich wissentlich.

Was ich darunter gelitten habe, erzähle ich dir nicht, denn es ist zwecklos —".

Er sprang abermals auf und trat an den Sessel seines Bruders.

„Ich habe dich deine Ehre in meinem Hause beflecken lassen — ich habe mich schweigend von dir beschimpfen lassen — — warte es ab!" kam er einer unwilligen Bewegung Jürgens zuvor. „Ich habe mich in meine Schuld zurückgezogen wie in einen Panzer, der unverwundbar sein sollte, aber ich habe jeden Hieb, den du austeiltest, bis ins Mark gefühlt. Ich habe standgehalten in meinem Schweigen, wie du in deiner Anklage. Ich wollte nicht wie eine Giftkröte zwischen euch springen und dein Glück bespritzen. Nun ist es zu Ende. Wir wollen reinen Tisch machen, wie du rietest."

Seine Augen blitzten durch das dämmerige Licht, wie er sie unverrückbar auf das Antlitz seines Bruders heftete. Sein ganzer Körper war in Aufruhr gegen das, was er immer rauher und schärfer hervorstieß.

„Kennst du den Mann, den du einst einen Elenden und ehrlosen Feigling nanntest? Einen gewissenlosen Buben und Schurken? Wenn du ihn vergessen haben solltest, dann denke an Renates erste Liebe —"

„Wer —?" Jürgen ballte die Hände und preßte seine Nägel ins Fleisch, um die Wohltat eines körperlichen Schmerzes zu empfinden gegenüber dem heißen seelischen Schmerz, der ihn durchzuckte.

„Dieser Elende und Schurke, der Feigling und Bube — bin ich!"

Wie ein Blitz sprang Jürgen v. Saldorf vom Sessel auf.

Dicht standen sich die Brüder gegenüber und starrten sich an, bis ein bitteres Lachen Richards dieses Schweigen zerriß.

„Nun geh fort aus dem Hause, wo deine Ehre nichts mehr zu suchen hat, laß sie nicht beflecken von meinen Händen! Wenn es ginge, daß ich meine Genugtuung nehmen könnte —“ Er brach ab, und ein tiefer, tiefer Gram zuckte über seine farblosen Züge. „Hättest du mir meinen Namen gelassen, mir nicht den deinen aufgenötigt — ich stände heute nicht so vor dir,“ fuhr er leidenschaftlich fort. „Die Komödie wäre nicht weitergegangen, ich wäre nie Ullas Gatte geworden, und Renate nie die deine.“

„Du wirfst mir das vor?“ fiel der Oberst, bis in den Grund der Seele erschüttert, ein.

„Ich werfe nichts auf dich. Ich gebe dir die Zuneigung zurück, die du an die falsche Adresse gerichtet hast — ich kann nichts mehr damit anfangen. Ich will los und ledig sein von allem, was mich zerstört. — Geh! Geh! Du gehörst nicht mehr in dieses Haus, nun du alles weißt! Wir haben jetzt einander nichts mehr zu sagen. Meine Schuld und dein Urteil sind Mauern, die uns trennen. Ich bitte dich, geh! Und sage Renate, daß sie gerächt ist.“

Jürgen Saldorf, ohne ihn anzusehen, atmete tief auf. Entrüstet und niedergeschmettert und doch nicht ohne Mitleid sagte er langsam: „Ich bin jetzt außer stande, das Richtige zu tun.“

Er ging nach der Tür. Dreimal suchte seine Hand den Griff, bis er hinaustrat. —

Nacht und Nebel waren ineinandergeflossen, und immer neue Schwaden trieb der träge Wind über das schlammige Pflaster. Feuchter Dunst beperlte des Obersten Bart und Wangen, während er den schlüpfrigen Weg entlang schritt.

Mit ihm ging die enthüllte Wahrheit, in ihrer Nacktheit so entmutigend und zermalmend, daß er den Schlag,

den sie ihm im Halbdunkel des Zimmers versetzt, noch in sich nachdröhnen fühlte, so erschütternd nachdröhnen, daß ihm von dem sickernden Unbehagen ringsum nichts zum Bewußtsein kam.

Ein Pfeiler in seinem Innersten war geborsten, mitten durch seine Bruderliebe ging ein Riß. Das entstellte Gesicht dessen, der diesen Spalt schlug, schreckte ihn ab, das häßliche Licht der schweren Entgleisung vom Pfade der Ehre und Pflicht fiel darüber, so daß er es kaum noch erkannte. Die Stelle seines Herzens, wo eine tiefstgehende Wurzel gelockert war, schmerzte.

Er war nicht danach veranlagt, mit seinen Empfindungen Versteck zu spielen, geradeaus trieben sie dem Urteil zu. Und dieses Urteil war gefällt, er konnte davon nichts zurücknehmen. Die Tat blieb — und ihr Opfer. Daran änderte ein Name nichts, und wenn es zehnmal der eigene war.

An dieses Opfer ketteten sich mit jäh gelöster Spannung seine Gedanken. Renate stand vor ihm in ihrer gequälten Unwahrheit und Ergebung, in dem für sie unlösbaren Zwiespalt der Liebe und der Scheu. Und wie er es dachte, sah er sie hoch über allem Verdacht stehen, sah er sie so, wie an jenem Tage im Garten am Brienzersee, als sie ihm die Enttäuschung ihrer ersten Jugend erzählte, frei und offen; hörte er ihre ungeforderte Versicherung, dem Bruder zu lassen, was des Bruders war.

Nun hatte sie es betätigt in schwerster Versuchung.

Jürgen v. Saldorf beschleunigte seine Schritte. Es trieb ihn heim, ihr die Angst aus der Seele zu nehmen, den Schatten zu verjagen, der zwischen sie gefallen, seinen festgegründeten Glauben aufs neue in ihre geliebten Hände zu legen. . . .

Renate hatte sich so tief in ihr Gedankennetz ein-

gesponnen und versenkt in das, was unausbleiblich oder schon geschehen war, daß sie sein Kommen überhörte. Als sie ihn eintreten sah, erriet sie, was vorausgegangen. Kein Laut ging über ihre Lippen — ein betäubendes Gemisch von Scham und Furcht wälzte sich über ihr Herz.

Saldorf vergaß für Augenblicke, was ihn wie ein Keulenschlag getroffen. Er trat zu ihr, tiefes Sehnen im Herzen. „Was ist denn, meine Renate? Was fürchtest du denn von meiner Liebe, Kind?"

Sie erhob sich langsam und streckte ihm die Hände hin. Aber als er sich zu ihr neigte, ging es wie ein Feuerstrom durch ihre Seele. Sie stürzte ihm an den Hals und preßte ihr banges Antlitz an seine Brust. „Vergib! Es ist nicht meine Schuld!"

Er hielt sie fest umschlungen. Voller Liebe und Mitleid beugte er sich über ihre bebende Gestalt. „Es ist das Schicksal, Renate — wir müssen es tragen. Wollte Gott, es wäre uns beiden erspart geblieben!"

„Wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte," flüsterte sie, zu ihm aufsehend, „hätte ich es gern auf mich allein genommen."

„Und darüber wäre unser Glück gestorben."

„Ich wollte mein Wort halten — deine Liebe zu dem Bruder — ich versprach es dir."

„Unser bester Wille kann nur bis zu einer bestimmten Grenze gehen, darüber hinaus kommen wir ins Unrecht. Ich danke dir, Renate, für deinen guten Willen, ich danke dir, daß du mehr an mich dachtest als an dich. In dem, was mir aufgebürdet ist, finde ich nur einen Trost — deine Liebe."

Sie wagte keine Frage, wenngleich sie ihr auf der Seele brannte. „Um meinetwillen dir aufgebürdet," flüsterte sie mit zuckenden Wimpern. „Ich muß es

sein unter so vielen Tausenden, die diesen Tag herbeiführt! Warum ich?"

„Warum sah ich dich und liebte dich?" fragte er, ihr Haupt aufrichtend. „Warum trafen wir uns und sehnten uns zueinander? Warum sind wir in unserem Besitz glücklich? Warum fühlen wir dieses Glück selbst in diesem Augenblick? Warum stützen wir uns darauf?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie, „ich fühle nur, daß es so ist."

„Nenne es Zufall, nenne es Vorherbestimmung, nenne es, wie du willst, die Tatsache bleibt — mit ihr haben wir es zu tun, müssen wir uns abfinden. Und das wollen und können wir." Er küßte sie innig auf die Stirn. „Du möchtest wissen, was nun geschehen wird? Ich weiß es selbst nicht."

„Wäre es besser gewesen, ich hätte es dir gesagt?"

„Kind, wo gibt es hier ein Besser oder Schlechter!" sagte er mit tiefem Ernst und einer Stimmsenkung, die ihr ins Herz schnitt. „Kein anderer Unterschied, als daß ich ihm die Beichte durch meine Frage abgenommen hätte, während er sie mir jetzt freiwillig abgelegt hat. Dann stand es genau so, wie es jetzt steht."

„Als ich ihn heute gesprochen," sagte sie, erschüttert durch die Erinnerung an sein verändertes Wesen und Aussehen, „bereute ich jedes harte Wort. Er hat ja recht. Die Wege, die wir gegangen sind — ich bin zur Höhe des Glücks aufgestiegen. Und was ist aus ihm geworden?"

„Das sind Nebenfragen," unterbrach er sie mit gefurchter Stirn. „Du kannst sie umwenden und fragen: was hätte aus dir werden können? So schutzlos und so schön! — Verlange nicht, daß ich jetzt, fassungslos und ratlos, einen Ausweg suche. Ich bin es ja nicht

allein, der ihn finden soll. Der Schimpf, den ich aus vollster Überzeugung dem mir unbekannten Beleidiger deiner Ehre angetan, steht unverrückbar zwischen ihm und mir. Zwei Möglichkeiten gibt es nur, soweit ich die Sache augenblicklich zu beurteilen fähig bin: ich nehme meine Überzeugung zurück — oder er hält sich nicht für beschimpft. Vielleicht daß im Laufe der Jahre —"

Sie zog sein Haupt zu ihren Lippen herab und küßte ihn unter Tränen. Dann griff sie in ihre Tasche und holte den Brief hervor. „Hier, lies!"

Er nahm ihn, und ohne einen Blick darauf zu werfen, zerriß er ihn und warf die Fetzen ins Kaminfeuer.

Sie folgte ihm mit den Augen, folgte dem flimmernden Züngeln und Flackern, das über die Papierschnitzel huschte, sah zu Staub zerfallen, was einst ihre Seligkeit gewesen — und ein Angstgefühl, dessen sie nicht Herr werden konnte, ließ sie von neuem an Saldorfs Brust stürzen.

„Wenn es möglich wäre, daß du mich jemals darum weniger liebtest, ich ertrüge es nicht."

Sie dachte an die wonnigen Tage ihres jungen Glücks unter dem Sonnenblick des Südens, und ein schwärmerisches Sehnen verschleierte ihr dunkles Auge.

„Nur dich, nur dich und weiter nichts auf dieser Welt!" Er küßte sie mit leidenschaftlicher Innigkeit. „Und glaubst du nicht, daß es mich bitter schmerzt," fuhr er ergriffen fort, „wie wenig ich dir mein Wort zu halten vermag? Ich wollte von dieser Schwelle stets Kummer und Sorge fernhalten — und Kummer und Sorge sind die ersten, die auf dich eindringen. Ich wollte dir den Weg ebnen, gestern noch — und heute weinst du."

„Nicht um mich," flüsterte sie, unter seinem zärtlichen Blick mit Tränen lächelnd, „sondern um das, was ich nicht ungeschehen machen kann, um meine Mitschuld."

„Du bist meine schuldlose, geliebte Renate," sagte er, ihre verschlungenen Hände an sein Herz drückend.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

In Richard v. Saldorfs Wohnzimmer fiel helles Deckenlicht über den Spieltisch. Behaglich knatterte das Feuer im Kamin zu den Heiterkeitsausbrüchen, die ein „Groß Schlemm" der einen Partei soeben hervorrief.

Ein frisch angestochenes Achtel Pilsener lag im kühlen Flur, die schäumenden Gläser machten den Weg dorthin in wechselnder Folge, und jedes brachte ein verstärktes Maß guter Laune zurück. Feiner, die Nerven anregender Speisengeruch drang mit dem Öffnen und Schließen der Türen stoßweise herein und mischte sich mit dem Zigarrenrauch, der kräuselnd der Decke zustrebte.

Der Aufgeräumteste von allen war der Regierungsrat selbst. Der Frohsinn, welcher ihm seit langer Zeit abhanden gekommen war und einer reizbaren Stimmung Platz gemacht hatte, war heute zurückgekehrt. Nur recht fahl sah er aus, und hin und wieder traten rote Flecke auf seiner Stirn hervor, hin und wieder starrte der Blick geradeaus, als erstände dort etwas Rätselvolles, nie Erschautes seinem Auge, von dem er sich mit Ungeduld und Hast zugleich abwandte.

Was durchgesickert war von seinem Eheleben, verwischte er mit ein paar hingeworfenen Bemerkungen aufs glücklichste, Fragen nach seines Bruders Heimkehr von der Hochzeitsreise beantwortete er mit glatten

Scherzen. Nur traten in solchen Momenten die roten Flecke augenscheinlicher auf seiner blassen Stirn hervor, und unter der Haut schwollen die Schläfenadern wie Schnüre an.

„Es ist eine wahre Freude, Sie heute zu sehen, Kollege," sagte sein Tischnachbar, dem er mit vollem Glase zutrank. „Gestatten Sie mir — auf Ihr spezielles Wohl!"

Der helle Klang ließ ihn zusammenfahren. Rote Tropfen glitten über seine Finger auf das Tischtuch. Er lachte. „Ungeschickt läßt grüßen! — Ihr Wohl allerseits, meine Herren!"

Ihm brannte die Brust wie ausgedörrt. Das bißchen Feuchte, das durch die Kehle rieselte, wie konnte es das Fegefeuer der letzten vierundzwanzig Stunden löschen! Und wenn er wieder trank und wieder, es verdunstete in seinem Empfinden wie Tropfen auf einem heißen Stein. Bis dahin, wo die Glut saß, bis an den Herd des Leides, drang nichts. Die Wohltat, die er sich angetan zu haben glaubte mit seinem gestrigen Bekenntnis, mit der geistigen Herausforderung an Jürgen, die jenen verstummen gemacht, lag ihm jetzt wie ein Felsen im Wege, an den er überall mit Schmerz anstieß.

Die lustige Tafelrunde spürte nichts, als daß sein Geist lebhaft angeregt war wie in den besten Tagen, in der Blüte seines Glücks. Niemand achtete darauf, daß seine Hand sich um den Griff des Messers preßte, als hielte er sein Geschick umspannt und wollte es nicht mehr fahren lassen.

Das Mahl war zu Ende.

„Ein letztes Glas dem guten Geist der Freude," rief Richard v. Saldorf, die Gläser noch einmal bis zum Rande füllend, „dem guten Geist, der den großen

Kindern einen süßen Bonbon verabfolgt, wenn das Leben gar zu bitter schmeckt, daß sie den bitteren Geschmack danach für eine Weile vergeſ en! Die großen Kinder, die so gern sich eine Zuckertüte in die Hand stecken lassen, lasse ich hochleben!"

Lachen und Stühlerücken.

Arm in Arm mit seinem Nachbarn führte der Regierungsrat das heitere Kleeblatt aus dem dunstigen Speisezimmer in sein frisch gelüftetes Gemach zurück.

Ein Lichtstrahl blitzte an der Wand über dem Sofa auf, quer über den grünen Tuchrahmen eines mit Waffen aus aller Herren Ländern reich verzierten Waffenbrettes. Aus dem geschliffenen Stahl der Damaszener Klingen wie aus der gewundenen Schneide malaiischer Schwerter sprühte es wie blutlechzendes Funkeln. Zwischen zierlichen Galanteriedegen der Rokokozeit und schweren Mordwaffen des Mittelalters hingen verrostete Dolche und Schußwaffen neuester Erfindung, alles künstlerisch geordnet und die Blicke auf sich ziehend.

Am Arm seines Begleiters trat Richard vor diese von ihm mit großer Liebe zusammengetragene Waffensammlung. „Hübsch, nicht wahr? Ich stehe noch in Unterhandlung wegen eines interessanten Hirschfängers. Das braune Zeug da an den Dolchen ist eine tödlich wirkende Giftmasse. Wie gefällt Ihnen diese englische Pistole? Ich erwarb das Paar erst kürzlich. Schöne Arbeit, nicht wahr?"

„Außerordentlich! Sehr teuer — was?"

„Sammler gestehen so etwas nicht ein," sagte Saldorf lachend. „Wir bekommen doch alles halb geschenkt."

„Wirklich ganz prachtvolle Arbeit! Können Sie die Pistole nicht einmal herunternehmen, daß man sie in der Nähe betrachten kann?"

„Ich will Ihnen lieber das Seitenstück dazu aus

meinem Schlafzimmer holen," sagte der Regierungsrat, hastig seinen Arm freimachend. „Ich schlafe unter seinem Schutz, es liegt Nachts neben meinem Bett. Einen Moment — ich bin gleich wieder da!"

„Bemühen Sie sich doch nicht —"

„Aber, ich bitte — nur über den Gang! Es ist mir ja eine Freude. Wissen Sie nicht, daß wir soeben auf den guten Geist der Freude getrunken haben?"

Er eilte nach der Tür. Das Mädchen trat ihm da mit frisch gefüllten Biergläsern entgegen. Er stieß so hart gegen sie an, daß ein schrilles Klirren durch das Zimmer hallte.

Über den Korridor, wo Türen und Fenster gegeneinander offen standen, strömte Zugluft. Ein Fenster schlug krachend zu — der Wind pfiff hinterdrein.

„Es ist wirklich staunenswert," sagte Oberregierungsrat Mettner, sich befriedigt die Hände reibend, „wie leicht elastische Naturen wieder obenauf kommen, selbst nach schwerer Depression."

„Diese Naturen nehmen sich selbst niemals richtig."

„Na, schließlich wird ein so gescheiter Kopf doch wissen — Aber was war das?"

Sie starrten sich an.

Ein Schuß war gefallen — ein dumpfer Knall hallte durch die Räume.

„Da wird doch kein Unglück — Saldorf!"

Von einem Schreckgefühl sondergleichen erfaßt, stürzten alle drei über den Gang in das gegenüberliegende Zimmer, dessen Tür, nur angelehnt, bei der Berührung wie von selbst aufsprang.

„Saldorf! — Bringt doch Licht! Um alles in der Welt — bringe doch einer Licht herein!"

Das Mädchen, an allen Gliedern zitternd, brachte

ihre Küchenlampe bis an die Schwelle. Einer der Herren riß sie ihr aus den Händen.

„Allmächtiger —!“

Richard v. Saldorf lag auf dem Rücken neben seinem Bett, die Pistole in der Hand. Aus seiner Brust sickerten ein paar Blutstropfen. Ein schwacher Pulvergeruch zerteilte sich und verschwebte.

„Verunglückt in der Hast —“

„Er hatte rasch getrunken und war erregt.“

Sie flüsterten es, ohne zu wissen, was sie sprachen.

„Rufen Sie den Arzt!“ rief Mettner dem Mädchen zu. „Schnell den nächsten Arzt!“

„Und den Oberst! Es muß ihn jemand sofort benachrichtigen. Wollen Sie? Sonst gehe ich.“

„Fassen Sie erst an — wir müssen ihn aufs Bett legen. Behutsam! So! — Hätte ich doch kein Wort über seine Waffen gesagt!“

„Solche Fälle kommen leider vor. Er war in der Eile und hat wohl im Dunkeln den Abzug versehentlich berührt.“

„Und so lebensfreudig war er wieder geworden!“

„Was wird der Oberst sagen! Es ist mir fast unmöglich —“

„Ich bleibe hier und erwarte ihn. Beeilen Sie sich, bitte! Wir haben bis dahin die Verantwortung.“

Der Mond schien, und die Wolken flogen gleich schwarzen Schiffen an ihm vorüber, schwarze Schiffe mit zerrissenen Segeln, die nachschleppten und wie in einem Netz Sternengold mit sich führten. Die Straßen lagen wie ausgestorben, von blassem Licht spärlich erhellt, jeder Schritt schallte weithin hörbar durch die stille Nacht.

— — — — — — — — — — — — —

Jürgen v. Saldorf und Renate saßen noch beieinander, der Inhalt der Kassette war erschöpft, die wich-

tigsten Briefe zur Übergabe an den Rechtsanwalt beiseite gelegt, als die Glocke gezogen ward, scharf, überhastig.

Der Oberst erhob sich sofort, um selbst nachzusehen, während Renate die Ruhe, welche sie an ihres Gatten Seite wieder in sich versenkt wähnte, mit Schmerz zerreißen fühlte.

Im Gange wurden Worte gewechselt. Nun trat Jürgen wieder ein. Sie sah seine verstörten Züge, die fahle Bläße — und ein Angstruf ging ihr über die Lippen.

Er hielt die Zähne fest aufeinandergepreßt. Endlich stieß er unsicher hervor: „Ein Unglück ist geschehen. Man erwartet mich. Laß —“ Er wollte sich ihrer umklammernden Hand entziehen.

Sie gab seine Rechte augenblicklich frei. „Wir gehen zusammen.“

„Es ist nichts für dich.“

„Was ist nichts für mich? Dein Kummer und dein Schmerz?“ fragte sie mit fester Stimme. „Oder fürchtest du für meine Nerven? Ich habe Schweres genug erlebt, ich bin stark.“

Er hörte nichts mehr. Weder lehnte er ab noch stimmte er zu. In diesen Augenblicken weilten seine Gedanken ausschließlich in jenem Raume, wo die Tragödie eines verirrten Herzens zum Abschluß gekommen war, wo über dieser Irrung der Vorhang fiel.

Denn das wußte er vom ersten Worte an, welches dem Unheilsboten über die Lippen ging, daß die Übereilung und Überhast, in welcher das Unglück geschah, nur der Deckmantel war für einen Entschluß, der Unwissenden unenthüllt bleiben sollte.

Durch die schattentiefe Mondnacht schritten sie den Weg, welchen der Oberst gestern in bitterster Enttäu-

schung und von Zorn bestürmtem Schmerz gegangen war, unfähig, sich ein Wiedersehen in Aussicht zu stellen, an der Möglichkeit verzweifelnd, den Riß jemals verharscht zu sehen.

Sie sprachen nichts zueinander, nur zuweilen legte Renate ihre Hand auf Saldorfs Arm. Er verstand die stumme Sprache. „Ich bin bei dir —"

Droben, wo inzwischen eine Anzahl Ärzte sich versammelt hatten und das lastende Schweigen großer Ereignisse durch alle Räume schlich, führte Jürgen Renate in das Gemach, wo der Spieltisch noch unter der Deckenkrone stand und die gefüllten Gläser ihren abgestandenen Inhalt in ihrem Licht spiegelten.

Dann ging er über den Korridor. Durch die offene Tür betrat er die Schwelle.

Sein Herz krampfte sich zusammen.

Auf dem lang ausgezogenen Speisetisch, vordem ein Zeuge heiterster Geselligkeit, lag der entkleidete Körper Richards. Bei des Obersten Erscheinen trat einer der um den Tisch versammelten Ärzte ihm rasch entgegen, indem er die Tür hinter ihm schloß.

„Ich bin auf das Schlimmste vorbereitet," sagte Saldorf, vergebens bemüht, das Zittern seiner Stimme zu unterdrücken. Es lag ihm wie ein Stein auf der Brust und wie Blei in den Füßen.

„Es ist noch ein Schimmer von Hoffnung," fiel der ihm bekannte Arzt mit überzeugender Anteilnahme ein, „allerdings ein sehr schwacher, aber immerhin ein Schimmer, wenn sofort die notwendige Operation vorgenommen wird. Er atmet noch."

„Ich habe keine Hoffnung," sagte der Oberst, finster vor sich hin starrend. Er allein kannte ja die Macht, welche seinem Bruder die Hand geführt, als sie zielbewußt die Kugel in den Sitz des Lebens sandte.

„Wir tun das mögliche, Herr Oberst, dessen dürfen Sie versichert sein, um ein Ihnen teures Leben zu erhalten. Alles andere steht nicht bei uns."

Teures Leben! Die beiden Worte dröhnten ihm im Ohr.

Er sah nicht, daß er jetzt allein im Gange stand. Mit welchen Gefühlen war er denn gestern über diese Dielen gegangen? An dem vorbei, was Richards Bekenntnis zwischen ihnen auftürmte? Vorbei er, indes sein Bruder sich freiwillig davon zerschmettern ließ.

Renate trat zu ihm. Da packte ihn ein tiefer, erschütternder Schmerz. Er nahm ihre Hand und drückte sie an seine Brust. „Du hast vergeben. Ich wollte, ich könnte es auch noch!"

„Was kann ein Mensch mehr tun, als versöhnlich sein wollen?" sagte sie tröstend und lehnte sich an seine Schulter.

„Wenn ich dich jetzt nicht hätte!" flüsterte er, sie in seine Arme schließend.

Die Tür ward geöffnet. Der Arzt trat aus dem Zimmer. Ein Zug seelischer Ergriffenheit lag in seiner Miene, als er dem Oberst die Hand entgegenstreckte. „Die Operation ist gelungen. Es handelte sich um eine Linie, so war das Herz durchschossen. Die Kugel ist entfernt und die Wunde im Herzbeutel vernäht. Wie der Verlauf weiter sein wird, bleibt abzuwarten. Für den Augenblick ist keine Gefahr. Wenn der Herr Oberst selbst sehen wollen — es steht nichts mehr im Wege."

Jürgen drückte noch einmal Renates Hand, dann trat er an dem Arzt vorüber ins Zimmer.

Es war hell erleuchtet und von starken Gerüchen erfüllt. Der Tisch war nur noch von etlichen Gerätschaften belegt, die nach und nach geräuschlos von seiner Platte verschwanden.

Richard v. Saldorf lag bewußtlos auf seinem Lager, farblos wie dessen Kissen, einem Menschen gleich, dem der Tod die Stirn berührt hat.

In Jürgen regte sich bei diesem Anblick eine tiefe, unaussprechlich schmerzliche Wehmut, der verschüttete Quell seiner Bruderliebe brach sich wieder freie Bahn. Er setzte sich am Bettrand nieder und erfaßte die Hand, die er so oft warm in der seinen gehalten, und die jetzt mit lebloser Schwere ausgestreckt auf der Decke lag. Er erfaßte sie, und seine Gedanken gingen in ferne Zeiten zurück, die den Keim zu dem innigen Verhältnis zwischen ihm und dem Stiefbruder legten.

Er sah den lustigen Knaben wieder geduldig auf der Straße seiner harren, glücklich, neben ihm her nach Hause traben zu können, sah ihn hilflos, auf seine Liebe und Unterstützung angewiesen, sah ihn streben und ringen nach seinem Wohlgefallen, sah ihn dankbar, ergeben und treu zu sich stehen. Und er sah ihn leidend und verbittert unter dem Druck seiner Ehe, die an ihm bitter rächte, was er an Renate Unrechtes getan.

In dieser Stunde taten sich Jürgen alle heimlichen Gänge und Wege auf, die Richards Selbstvorwürfe geschlichen waren bis zu dem gestrigen Bekenntnis, versetzte er sich in die unerträgliche Lage, aus welcher nur die Kugel einen Ausweg fand, fühlte er ihm die Unmöglichkeit nach, sich endgültig mit den obwaltenden Verhältnissen auseinanderzusetzen. Und immer fester, von Mitleid bedrängt, umschloß er seines Bruders Hand.

Er dachte an die Schlange Versuchung, die am stärksten Baum hinaufringelt, deren Zahn nicht schmerzt und doch das gesundeste Blut zersetzt, er dachte an das Doppelleben der Menschenseele, von dem das eine verwirft, was das andere begehrt, an die Macht des Augenblicks, die den unseligen Sieg über Stunden und Jahre

davonträgt, er dachte an die rätselvollen Tiefen, aus denen Tun und Lassen emporsteigen und die Geißel Reue.

Über seine gefurchte Stirn glitt ein lindernder Hauch.

Renate stand über ihn geneigt. „Ich will ihn pflegen wie meinen Bruder."

Er sah in ihr schönes, von Liebe und Mitleid durchgeistigtes Antlitz, das wie ein Stern die Finsternis der Gegenwart erhellte, und das überwältigende Bewußtsein ihres Besitzes befreite sein Herz von zermalmender Gedankenpein. „Wir beide!" sagte er, ihre Hand umschließend. „Durch seine Schuld gehörst du mir, und dieses Glück löscht alles aus. Wenn er vergessen kann —"

Sie sah ihm zuversichtlich in die Augen. „Er wird vergessen — glaube mir."

— — — — — — — — — — — — —

In der unteren Etage war der Schuß selbst nicht gehört worden, aber das Gerücht hiervon drang mit Blitzesschnelle zu Lotte Klebers Ohren. Die Reste ihres vorgestrigen Prunkmahles waren ansprechend genug gewesen, sie am heutigen Abend der Anstandsdame Grützig und dem verheißungsvollsten Bewerber, dem Kommerzienrat Meier, dem die Million alle Scheu vor der Ehe aus dem Herzen nahm, liebreich aufzutischen.

Ihrem imposanten Rufe, mit welchem sie dem Rechtsanwalt Hübner zum Schluß der Unterredung die Tür wies, war allerdings eine mehr als stürmische Szene im Ankleidezimmer gefolgt, in deren Verlauf die Jungfer mit einer Klage wegen Beleidigung drohte und zum nächsten Termin kündigte, während Lotte ihr zornrotes Gesicht mit Pudermehl bestreute.

Aber viel zu gerissen und gewitzigt, um auf den ersten Schreck die Flinte ins Korn zu werfen, war Frau Kleber vielmehr darauf bedacht, sicher zu gehen, erst

zu nehmen, was noch zu kriegen war und, wenn je von einem Erbschaftsprozeß die Rede sein sollte, ihren künftigen Gemahl mehr hereinfallen zu lassen als sich selbst.

Diese Rechnung stimmte sie heiter und gab ihr Kraft, während Frau Grützig alle Minen springen ließ, den Freiersmann noch heute zu einer Erklärung zu bringen.

In diese Bestrebungen hinein platzte die Jungfer mit der Nachricht, daß der Regierungsrat v. Saldorf soeben erschossen worden sei.

Die Wirkung war großartig.

Mit dem Ausrufe: „Kleberchen, Ihnen wird schwach!" stürzte Frau Grützig, die Jungfer vor sich her treibend, nach der Tür. „Ich hole Wasser!"

Lotte, im ersten Schreck in die Höhe geschnellt, erfaßte die Absicht ihrer Busenfreundin sofort. Sie suchte mit halbgeschlossenen Augen hilfeheischend nach der Hand des noch immer abwägenden Kommerzienrats und hielt, als sie die kühlen Finger sich um die ihren schließen fühlte, den Kopf so schwer auf die Seite geneigt, als sollte im nächsten Moment der Fußboden unter ihrem Gewicht erbeben.

Die hagere Gestalt des Freiers stand zwar in keinem Verhältnis zu der aufzufangenden Last, nichtsdestoweniger spannte er den Arm um Lottes Taille. „Bleiben Sie ruhig, teure Charlotte!" flüsterte er.

Lotte murmelte ersterbend: „Wo bleibt nur das Wasser?" und schmiegte ihr Antlitz gegen seine Wange.

Er ermannte sich unter dieser Berührung und nahm den günstigen Moment wahr. „Wenn Sie sich mir für immer so anvertrauen wollten —"

Lottes halbe Betäubung wollte nicht weichen. „Was können Sie von mir wollen?" murmelte sie mit verstärkter Anlehnung.

„Sie selbst, teure Charlotte! Mein Gefühl für Sie — ich lasse es sprechen."

Sie nickte nachdrücklich. Nach dieser Erlaubnis blieb ihm nichts übrig, als mit Zuhilfenahme auch des anderen Armes eine totale Umschließung auszuführen.

Das Wasserglas, mit welchem Frau Grützig in diesem Augenblick zur rechten Zeit erschien, geriet in Gefahr, zu Boden zu fallen.

„Kleberchen! — O Sie Glücklicher! — Aber denken Sie nur, Saldorf soll gar nicht tot sein!"

„Ich pfeife auf die ganze Familie!" sagte Lotte mit bräutlichem Gefühl.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Weiter ging die Zeit. Auch über das dämmerige Krankenzimmer glitt ihr Flügelschlag langsam und unaufhaltbar, brachte Furcht und Hoffen, hielt das Zünglein der Wage über Sein und Nichtsein in stetig schwankender Bewegung.

Die äußeren Wunden mochten verheilen, die tiefgefressenen inneren Wunden des Herzens blieben offen. Unter ihrem Druck, nach dem Zusammenbruch des Nervensystems, spannte sich eine Betäubung aller Sinne weit über die Grenze sonst beobachteter Empfindungslähmung.

Richard v. Saldorf ruhte aus, wie ein Abgeschiedener vom Lebenskampf ausruht, unwissentlich und unbekümmert. Kein Traumbild ging an ihm vorüber, kein Erinnerungshauch streifte ihn. Seine Seele schlief.

Diesen Schlummer hütete Renate.

Zum höchsten Genuß des Lebens war sie in ihr Heim gezogen, aber diese stillen Stunden lösten, das fühlte sie, unendlich Wertvolleres in ihr aus als Freude

am Glanz und Vorzug ihrer Stellung. Sie löschten aus, was noch eingegraben stand von voraufgegangener Kränkung, dem wundersamen Gang der Dinge und ihrer außerordentlichen Entwicklung gaben sie die Weihe ruhevollen Einverständnisses.

In dieser einwandfreien Friedensstimmung sah sie lächelnd zu Jürgen auf, wenn er mit übervollem Herzen sie an diesem Krankenbett in die Arme schloß.

— — — — — — — — — — — —

Draußen webte der Lenz sein Kleid. In lauer Nacht entsproßte den Birken das blonde Erstlingsgrün. Unter blauem Himmel zogen schimmernde Wolken wie weiße Schwäne aus fernem Land. Ihr Flügelschatten streifte blumige Wiesen, knospende Hecken, wo die wilde Rose ihre holde Pracht erschloß.

Da lichtete sich das gestaltlose Dunkel in Richard v. Saldorfs Haupt, es verdämmerte zu Traumgebilden. Wie Schleier hoben und senkten sich Anklänge vergangener Zeiten.

Er sah sich auf Jürgens Schultern durch die Zimmer getragen, Hand in Hand mit ihm zum Friedhof schreiten. Über blankes Eis sah er Renate gleiten — an ihm vorbei in unbekannte Weiten. Im einsamen Kaffeezimmer sah er Ulla stehen und lächelnd nach seinem Arm greifen. Lotte Klebers dreistes Lachen schmetterte ihm ins Ohr.

Und nun sah er, wie der Kreis um ihn zerstob. Der letzte, der ging, war Jürgen. Er sah ihm nach — und das Herz tat ihm zum Brechen weh, etwas bohrte sich wie ein Feuerstrahl hinein.

Immer dünner ward das Gewebe, welches sein Bewußtsein gefangen hielt. Bisweilen glaubte er Schritte neben sich zu vernehmen, Stimmen zu hören, deutlich spürte er Hand und Stirn berührt. Und dann

ward ihm so wohl, als glitte ein Sonnenstrahl über seine trägen Lider, er meinte sie aufschlagen und die Rechte ausstrecken zu können.

Der letzte Bann zerriß.

Was hatte er noch auf der Erde zu suchen? War dies der Todesschlaf? Und zu was wachte er auf?

Richard öffnete erstaunt die Augen.

Gedämpftes Sonnenlicht — friedvolle Stille. Und Licht und Frieden, gingen sie nicht von einem Frauenantlitz aus, so herrlich in sinniger Schönheit und ihm so wohlbekannt?

Der Gedankenfaden verwirrte sich wieder. Er wagte es nicht, zu atmen, um das Phantasiegebilde festzuhalten, griff nach dem Herzen. Lebte er denn noch?

„Renate —!"

Und wie er es sagte, schlug das alte Elend über ihm zusammen.

„Renate —"

Sie legte das Buch beiseite und trat zu ihm, nahm seine Hand und drückte sie sanft in der ihren. „Ich bin bei dir. Es wird nicht mehr lange dauern, dann kommt auch Jürgen. Du hast uns sehr geängstigt."

Er dachte an sein Verzweiflungsspiel mit dem Tode einen ganzen Abend hindurch, an die gedankentrunkene Freude, den Eisenlauf an seiner Brust zu fühlen; an das Vergebliche dieses Spiels und dieser Freude dachte er.

Seine Schwäche war stärker als sein Wille. Er konnte es nicht hindern, daß ihm Tränen in die Augen traten, heiße, qualvolle Tränen.

Sie beugte sich voll tiefsten Mitgefühls über seine Stirn und berührte sie mit ihren Lippen wie ein Hauch. „Wir kämpfen uns alle durch, du auch. Wir sind es

einer dem anderen schuldig. Was könnten wir für eine größere Freude haben, als daß du lebst!"

„Das sagst du!" flüsterte er bitter.

„Jürgen und ich sagen das. Über deinen Verlust hätte ich ihn nicht trösten können."

„Er ging von mir —"

„Und kommt zurück wie sonst," sagte sie mit weicher Stimme. „Und wenn er kommt, sei auch du wie sonst, erleichtere ihm das Herz. Nimm es, wie er es nimmt."

„Wie nimmt er es denn?" fragte er, ihre Hand festhaltend.

„Mit Reue, wie du. Was kann der Mensch mehr tun, als einsehen und bereuen? Hättest du dich ihm damals anvertraut, so wäre es ein kürzerer Kampf für dich gewesen."

„Und was für ihn?"

„Ein leichterer Kampf."

Er fragte nichts mehr, aber ihre Hand gab er nicht frei.

Aus allem Gedankenwirrsal formten sich zwei Worte, sie quollen aus tiefster Seele empor wie das Tränennaß in seinen Augen: „Vergib mir —"

Sie setzte sich auf den Bettrand nieder und umschloß seine zitternde Rechte mit beiden Händen. „Willst du noch eine andere Antwort?"

Er schüttelte das Haupt. Die wilden Stürme seines Herzens ebbten ab. Es kam Ruhe über ihn. „Durch meine Schuld habe ich dich glücklich gemacht, Renate, wie du es verdienst."

Sie nickte. „Daran halte fest — unbeschreiblich glücklich!"

Durch das dämmerige Schweigen hallten Schritte. Jürgen v. Saldorf trat in die Tür.

In diesem Augenblick und bei dem Anblick, der sich

ihm bot, schwieg alles andere in ihm, nur nicht die nach Aussöhnung drängende Bruderliebe.

Renate stand auf und überließ ihm ihren Platz.

Das, was Richards Lippen zusammenpreßte und was dem Obersten für Sekunden die Lippen schloß, verschmolz in einem langen Blick und dem Händedruck, der beide von neuem aneinander kettete.

„Was ausgelöscht ist und vergangen, das soll begraben bleiben. Ich war zu hart und du zu schwach. Laß sehen, Richard, wie wir uns abzufinden wissen mit Renates Hilfe. Sie hat dich treu gepflegt."

„Sie verzeiht," sagte er, Jürgens Hand warm drückend.

„Wenn sie es nicht täte, wäre sie dann Renate?" fragte er, sein geliebtes Weib an sich ziehend. „Wir werden immer genug zu tun haben, Richard, ihrer Spur zu folgen. Es soll uns aber eine liebe Mühe sein."

— — — — — — — — — — — — —

Nun fiel das Laub. Die welke Farbenpracht zerstob im Winde. Der Reif kam über Nacht geschlichen, durchsilberte das frostige Gras und hüllte Baum und Strauch in schimmerndes Weiß.

Verstummt war der Vielgesang der Sommersänger. Nur Zank und Lärm hungriger Spatzen und Abschiednehmen der schaffenden Natur.

Da kam der Schlußakt des Erbschaftsprozesses nach einem letzten heißen Ringen der Wortkämpfer auf Lotte Klebers Seite.

Doch unabweisbar und Recht heischend standen zwei Tatsachen im Vordertreffen: der Personenirrtum und die nachträgliche Testamentsverfügung des Erblassers. Daran zerstieß sich jeder andere Anspruch an das Millionenerbe.

Renate ging als Siegerin aus diesem Streit hervor, indes die Nachricht von dem verlorenen Prozeß in Lotte Klebers Herz wie eine Bombe einschlug.

Zunächst vor Schreck und Wut erstarrt, griff sie zu gemeinen Beschimpfungen der Anwälte, die ihre Sache geführt. Die erste Folge waren Beleidigungsklagen sehr peinlicher Art. Die zweite eine geflügelte Freundschaftsabsage der Frau Oberforstmeister Grützig. Die dritte aber war ein eingeschriebener Brief des vorsichtig abwartenden Bräutigams, der, über seine Gefühle jetzt erst aufgeklärt, sich des Vergnügens entschlug, die Exmillionärin als Lebensgefährtin heimzuführen.

Dieses Schreiben, mit dem ihr eine letzte Hoffnung schwand, beantwortete sie öffentlich dermaßen unparlamentarisch, daß sich die gute Gesellschaft schleunigst und gänzlich von ihr zurückzog und ihres ferneren Bleibens am Ort nicht länger war.

Der Oberst, unnachsichtlich für die Rechte seiner Gattin eintretend, gestattete Lotte Kleber das Eigentumsrecht an dem, was sie besaß, und setzte ihr, als Großmutsgabe Renates, ein Jahresgehalt von zweitausend Mark aus unter der Bedingung, sich jeglicher Annäherungsversuche durchaus zu enthalten.

Nach Szenen wüsten Hasses und lärmender Verzweiflung nahm sie, ihrem Grundsatz getreu, was sie „kriegen" konnte, und verschwand. . . . .

Zu eben dieser Zeit folgte der Regierungsrat Richard v. Saldorf einer ehrenvollen Berufung ins Finanzministerium nach Berlin.

Er war genesen. Aber als ein anderer erstand er aus langen, schweren Leiden. Der leichtherzige Frohsinn, die selbstsüchtig angefärbte Liebenswürdigkeit, die Reizbarkeit mit ihrem Anstrich von Unbeständigkeit und Selbstverwöhnung waren von dem Krankenlager nicht

miterstanden. Ein ernster, stiller Mann, von tieferen Gedanken durchdrungen als zuvor und edlerer Gefühle fähig, nahm er des Lebens Mühe und Arbeit von neuem auf die Schultern.

Am Vorabend des Abschiedstages, als er Renates und Jürgens Hände in den seinen hielt, wies er noch einmal mit ruhiger Entschlossenheit die dringenden Bitten beider zurück, seinen Anteil an ihrem übergroßen Vermögen zu nehmen.

„Wenn ihr mich liebhabt, laßt mich meinen eigenen Weg gehen. Ich habe ihn gefunden und kann ihm nicht mehr untreu werden."

„So geh, Richard," sagte der Oberst, ihn bewegt umarmend. „Gedenke dessen, was du in unseren Herzen zurückläßt und was du immer, immer wiederfinden wirst."

Er sah sie lange schweigend an. Ein Menschenalter zog an ihm vorüber, bewegt und wandelbar. Doch diese beiden standen unverrückbar fest vor seinen Geistesaugen in immerwährender Gedankennähe. —

Von nun an, an Jürgens Seite, begann Renates Triumphzug durch das vielgestaltige Gesellschaftsleben, zu dem ihres Gatten Beruf und Stellung sie nötigte.

Die schöne, nie sich überhebende Frau mit ihrem ausgeglichenen Taktgefühl und ihrem nie sich brüstenden Verstand, verehrt von allen, die ihr näher traten und sie nicht beneideten, getragen von seltensten Reizen, füllte ihren Platz an Jürgens Seite mit angeborener Würde aus.

Daheim, in stiller Einsamkeit, erwuchsen ihnen aber die besten Freuden. Wenn sie zurückgingen auf den Pfaden der Vergangenheit, vielfach verschlungen, zuweilen unentwirrbar scheinend, dann führte der Oberst Renate wohl zum Flügel, das Lied von ihr zu hören,

unter dessen Eindruck er damals im Markwitzer Salon sein Herz zum ersten Male lebhafter schlagen fühlte. Und wie an jenem Abend ließ sie ihre sympathische Altstimme an sein Ohr klingen, spannte ihre Seele wieder die Flügel weit aus und flog zu ihm, dessen Liebe der Inhalt ihres Lebens war.

— — — — — — — — — — — — —

In einer Dämmerstunde war es, als draußen die Flurglocke zu ungewohnter Besuchszeit gezogen ward.

Der Diener überbrachte eine Karte. „Frau v. Rittweg, geborene Gräfin Stadelburg."

Renate besann sich einen Augenblick, dann sagte sie ruhig: „Bitten Sie die Dame, einzutreten." Sie konnte es aber nicht hindern, daß diese Überraschung im Verein mit den Erinnerungen, die sie herbeizwang, ihre Empfindungen flüchtig verwirrte.

Die Tür, welche sich auftat, zeigte die in tiefe Witwentrauer gekleidete Gestalt der Präsidentin, deren Anwesenheit bei Litta Stadelburg Renate einst eine so schwere Stunde geschaffen.

Sie ging ihr grüßend entgegen. Da sah sie unter dem zurückgeschlagenen Schleier ein farbloses Antlitz mit tiefen Leidensspuren sowohl des Leibes als der Seele, sah eine gebeugte Gestalt, die Mühe zu haben schien, sich aufrecht zu halten — und reichte ihr hilfreich stützend die Hand.

„Seien Sie willkommen!"

Frau v. Rittweg, Renates Hand ergreifend, stand wortlos.

Da ging ein tiefgefühltes Mitleid durch Renates Herz. „Wenn ich Ihnen helfen kann —"

Die Präsidentin nickte. „Meine letzte Hilfe sind Sie." Und aus ihren von vielem Weinen getrübten Augen rollten aufs neue bittere, heiße Tränen.

„Vertrauen Sie mir," sagte Renate, sie zu einem Sessel führend und neben ihr Platz nehmend. „Ganz ohne Scheu. Ich bitte darum, herzlich bitte ich darum."

Die Besucherin trocknete die Lider, ohne ihrer Bewegung Herr werden zu können. „Mein Sohn — ist verloren. Ich kann ihn nicht retten — ich habe nichts mehr zu geben. Helfen Sie ihm und mir! Ich kann ihn nicht auch noch verlieren!"

Renate legte ihre Rechte besänftigend über die zitternden Finger, die sich bittend ineinander falteten. „Was ich tun kann, seien Sie versichert, das geschieht — mit meines Mannes Hilfe."

Sie dachte nicht einen Moment daran, wie sich das Schicksalsblatt zu ihren Gunsten gewendet, sie dachte nur an die Sorgenqual der eigenen Mutter, die keine Demütigung, keinen Bittgang gescheut haben würde, um von ihrem Kinde Unheil abzuwehren. Und in dieser Erinnerung wiederholte sie mit warmer Herzensgüte: „Vertrauen Sie mir Ihren Kummer an. Es soll gewiß nicht vergeblich sein."

„Er kam immer tiefer hinein. Mein Mann war von Anfang an wohl zu streng gegen ihn gewesen. So hatte er kein Vertrauen zum Vater, nur Scheu vor ihm, sonst wäre es beizeiten vielleicht möglich gewesen, ihm zu helfen. Er hat zu meinen Füßen gelegen, denn er ist von Herzen gut, nur leichtsinnig. Das bißchen Vermögen, das ich hatte, ist nutzlos geopfert. Das entsetzliche Wechselschreiben —"

Die Stimme versagte ihr. Sie lehnte erschöpft das Haupt gegen die Sessellehne und schluchzte laut.

Renate, von diesem Schmerzensausbruch erschüttert, nahm ihre Hand mit festem Druck.

„Verzeihen Sie," murmelte die Präsidentin. „Ich habe zu viel gelitten, meine Kraft ist zu Ende. Der

Tod meines Mannes war nicht das Schlimmste. Nun wissen Sie, wie mir ums Herz sein muß, das auszusprechen."

„Ich fühle mit Ihnen," sagte Renate, ihr die Stirn trocknend, da sie sah, daß Frau v. Rittwegs Hand dazu nicht im stande war. „An meiner Hilfe soll es nicht fehlen. Kennen Sie die Summe, um welche es sich handelt?"

„Ja."

„Würde es Ihnen möglich sein, mit meinem Manne selbst zu sprechen? Ich würde Sie bitten, es zu tun im Interesse Ihres Sohnes."

Frau v. Rittweg, wie elektrisiert sich aufrichtend, zitterte vor Freude. „Ich finde keine Worte, Ihnen zu danken —"

„Ihr Name und der unserige waren einmal fest verknüpft," sagte Renate, indem sie ihr beim Aufstehen behilflich war. „Ist Ulla bei Ihnen?"

Die Präsidentin sah vor sich nieder und schüttelte das Haupt.

„Wo ist sie denn?"

Ein brennendes Rot überfärbte die Wangen der Besucherin, als sie die Augen vor der Fragenden niederschlug. „Ich weiß es nicht. Sie ist von mir gegangen mit dem, was sie mir abrang. Ich habe keine Tochter mehr." Die lautesten Klagen hätten nicht so ergreifen können wie dieses hoffnungsleere Flüstern. „Nur die Angst um sie, die kann ich nicht verwinden."

„So haben Sie keine Ahnung —"

Frau v. Rittweg erfaßte Renates Hand mit bebenden Lippen. „Fragen Sie nicht — fragen Sie nicht!"

— — — — — — — — — — — — —

Sie hat die Freude noch erlebt, ihren Sohn in Saldorfs Regiment, wohin der Oberst ihn nach Ablösung

aller Verbindlichkeiten versetzen ließ, nicht nur zu einem tüchtigen Offizier, sondern auch zu einem ordentlichen Menschen sich heranbilden zu sehen.

Renates Einfluß, in deren Häuslichkeit Felix verkehren durfte, war dabei ausschlaggebend. In die respektvolle Haltung des Untergebenen gegenüber dem Vorgesetzten wußte sie die verehrungsvolle Dankbarkeit des jungen Mannes gegen die gütige Helferin derart zu mischen, daß er Belehrung und Zurechtweisung aus ihrem Munde, Lob und Tadel mit gleichem Eifer hinnahm und so den Weg wiederfand.

* * *

Die Jahre schwanden.

In ihrem Verlauf machte eine Schleiertänzerin sich einen Weltruf, von deren Einnahmen und Verschwendungssucht die Zeitungen fabelhafte Berichte brachten. Ihr Diamanten- und Perlenreichtum, sowie die Pracht ihrer Toiletten und ihre fürstliche Lebensweise gehörten zu den Tagesgesprächen der Welt, in der man sich nicht langweilt.

Von ihrer Herkunft wußte man nichts Genaues. Man brachte sie in Verbindung mit hochgestellten Persönlichkeiten. Sie selbst sprach nie darüber, sondern fuhr fort, durch das Leben zu rasen, immer nach neuer Erregung dürstend, immer des Gewesenen und Genossenen überdrüssig. Ulla Saltini war ihr Künstlername, unter dem sie alle Kulturstaaten durchzog, zusammenraffend und verschleudernd.

Als ihr Ruf seinen Höhepunkt erreichte, schloß Frau v. Rittweg ihre Augen in den Armen ihres Sohnes.

Jürgen v. Saldorf stand zu jener Zeit als kommandierender General im Zenith seiner Berufstätigkeit.

Zwischen ihm und Renate wuchsen zwei Kinder, Richard und Litta, in glücklichster Häuslichkeit auf.

Die kleine, runde Komtesse Stadelburg ließ es sich nie nehmen, für mehrere Wochen im Jahre Gast einer Familie zu sein, welche ihr Glück in dankbarer Anerkennung auf sie zurückleitete. Sie schlug nach ihrer Art liebenswürdig Kapital daraus. —

Und wiederum einige Jahre später, als Jürgen seinen Abschied genommen und seinen ständigen Wohnsitz in einer Villa des Tiergartenviertels in Berlin aufgeschlagen hatte, schritt in der Dämmerung eines kurzen Wintertages der Wirkliche Geheime Rat Richard v. Saldorf aus dem Ministerium nach Hause zurück.

Der Schnee flimmerte und glitzerte unter den umreiften Lichtkörpern, und im scharfen Luftzug tänzelten weiße Flocken lautlos auf die spiegelnden Bürgersteige nieder. Schlittengeläut und fröhliches Lachen tönten durch die verschneite Stille, Kinderjubel und der Laststschritt keuchender Pferde.

Richard v. Saldorf zog den schützenden Pelz fester um sich. Ihn fröstelte. Er beschleunigte seinen Gang.

Im Zimmer droben schlug ihm die warme Luft erquickend entgegen. Er strich die zerronnene Feuchte von der Stirn und setzte sich vor das lodernde Kaminfeuer, seine Glut auf sich einstrahlen zu lassen.

So saß er in tiefer Einsamkeit, von der Tagesarbeit befreit, in eine Gedankenwelt versenkt, die niemand ahnte und die die wenigsten um ihn begriffen haben würden.

Er suchte nicht mehr, wie nach der überstandenen Katastrophe, des Schicksals Rätsel zu lösen, die mit dem ersten denkenden Geschöpf in die Welt zogen und ungelöst mit dem letzten denkenden begraben werden, er nahm sie an als Selbstverschuldung, als ein Lehr-

geld, dessen Entrichtung auch der Beste nicht umgehen kann.

Seine Ideale waren tot. Aber aus ihrem zerflatterten Glanz schöpfte er eine gesunde Lebensanschauung, die sich wunschlos abfand mit dem, was dem einzelnen zugestanden und versagt bleibt, mochte auch hie und da ein Schwermutswölkchen über seine Seele ziehen.

Der Wind sauste stärker durch den Schlot. Die Brandzungen leckten höher auf.

Er lehnte sich tiefer zurück.

Neben seinem Sessel stand ein kleiner Tisch, mit Zeitungen bedeckt. Ruhig griff er danach. Eine Notiz aus Paris fesselte seinen Blick.

„Gestern starb im tiefsten Elend im Krankenhaus die einst so berühmte Schleiertänzerin Ulla Saltini, nachdem sie längere Zeit, von Brandwunden entstellt, die öffentliche Mildtätigkeit in Anspruch genommen."

Er preßte die Lippen zusammen. Sein guter Wille kam zu spät.

Und wie er Ulla im Geiste vor sich stehen sah, mit ihrer flüchtigen Neigung auf seinen vermeintlichen Reichtum spekulierend, wandte sich sein Blick mit verehrungsvoller Liebe Renate zu, dem guten Geist der Treue und Hochherzigkeit.

Richard v. Saldorf erhob sich. Er faßte es nicht in Worte, was seine Seele bewegte, aber er empfand es als unauslöschliche Wahrheit: „Und hätte ich der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, eine klingende Schelle."

Ende.

Die verlorene Krone.

Roman aus dem Jahre 1866
von Henriette v. Meerheimb.

Erſtes Kapitel.

(Nachdruck verboten.)

„Sie übernehmen einen ſchwierigen Poſten, mein lieber Herr v. Rammingen, einen ſehr ſchwierigen und verantwortungsvollen!“

„Deſſen bin ich mir wohl bewußt, Exzellenz.“

Exzellenz v. Heubner lehnte ſich in ſeinen Seſſel zurück. Er ſah an der ſchlanken, ſtraff aufgerichteten Geſtalt des jungen Offiziers, der in dienſtlicher und doch freier Haltung vor ihm ſtand, empor. Sein bisher übellauniger Ausdruck wurde unwillkürlich etwas freundlicher, als er fortfuhr: „Ich ſage es gerade heraus, meine Nerven hielten die Ritte mit Seiner Majeſtät nicht mehr aus. Ich ſelbſt bat um eine jüngere Kraft, die mich unterſtützt. Als beſter Reiter in unſerer Armee fiel die Wahl des Königs auf Sie.“

Rammingen verbeugte ſich leicht. „Ich weiß die Auszeichnung zu ſchätzen und werde alles tun, um das in mich geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen.“

„Daran zweifle ich keinen Augenblick. Außerdem bleibe ich ja im Amt!“ fiel der Oberſtallmeiſter haſtig ein.

„Seine Majeſtät iſt übrigens ſelbſt ein vorzüglicher Reiter,“ warf Rammingen hin und nahm nach einer aufforderndem Handbewegung Heubners auf dem Stuhl gegenüber Platz.

„Darin liegt ja gerade die Hauptschwierigkeit!“ belehrte der Oberstallmeister. „Sie müssen das Pferd Seiner Majestät am Zügel führen. Trotzdem darf der König nie merken, daß Sie Einfluß auf das Tempo gewinnen wollen. Er allein will alles bestimmen — Sie sollen nur das fehlende Augenlicht ersetzen, die Richtung innehalten — weiter nichts. In einem geradezu rasenden Jagdgalopp — Seine Majestät kann das schlechte Gelände ja nicht sehen — geht's oft rücksichtslos vorwärts. Ich habe Angst geschwitzt bei den letzten Ritten. Wenn etwas passiert — wen trifft die Schuld? Den Mitreitenden natürlich, obgleich er nie warnen oder auf holperige Wege aufmerksam machen darf.“

„Die Pferde des Königs sind doch jedenfalls tadellos eingeritten und daher —“

„Kann immer noch bei solchem waghalsigen Drauflosreiten eines stürzen,“ versicherte Heubner ärgerlich.

Der junge Offizier antwortete nicht. Seine abwartende Haltung reizte den Oberstallmeister augenscheinlich, seine Zurückhaltung immer mehr aufzugeben. „Schwierig sind die Verhältnisse hier nach jeder Richtung hin,“ versicherte er. „Ein Hof ist immer ein glattes Pflaster, und einem König wird stets viel in die Ohren geblasen. Nun gar bei uns, wo das Unglück unseren allergnädigsten Herrn so abhängig macht! Dazu seine reizbare Empfindlichkeit, die beständig eine zu große Bevormundung fürchtet! Das öffnet natürlich den Intrigen Tür und Tor. — Nun, ich will Sie gegen niemand einnehmen, mein Lieber, Sie werden nur allzubald merken, wie gern jeder Sie hier von Ihrem Platz verdrängen möchte, um sich selbst oder einen Verwandten hineinzusetzen! Man spricht so viel von Neid und Mißgunst in anderen Berufen, aber an einem Hof ist's am allerschlimmsten, das können Sie mir glauben.“

„Exzellenz waren schon lange Jahre hier in Hannover in dieser Stellung?“

„Bin es noch, mein lieber Rammingen — vergessen Sie das nicht! Oder möchten auch Sie bereits mich aus dem Sattel heben? Nur nicht so eilig! Meine ‚guten Freunde‘ versicherten mir zwar mit tiefem Bedauern, Ihre Kommandierung sei wahrscheinlich der Vorläufer meines Abschieds, aber ich glaub's nicht. Für undankbar halte ich meinen König, dem ich jetzt zwanzig Jahre treu diene, nicht.“

Herrn v. Rammingen schwebte der Einwand auf der Zunge, daß, wenn der Posten hier so schwierig, die Hofverhältnisse so peinliche seien, nach so langen Dienstjahren die Ruhe doch nur angenehm sein könne, aber er unterdrückte die Bemerkung klugerweise, um die Erbitterung seines Vorgesetzten nicht zu steigern. „Mir wurde auch gesagt, daß ich Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen Ernst und den Prinzessinnen Reitstunden geben solle?“ fragte er statt dessen.

„Jawohl. Der Kronprinz hat wenig Anlage und Lust zum Reiten, aber Prinzeß Fredrike und Prinzeß Mary sind geborene Reiterinnen, kühn und mutig wie der König, besonders Prinzeß Fredrike. Jetzt ist auch noch die Erzherzogin Mathilde aus Wien mit ihrer Freundin, der Gräfin Waldstein, hier. Jeden Morgen werden lange Ritte durch den Park in die Eilenriede oder gar bis in das Limmerholz hinein gemacht. — Da können Sie übrigens Ihre hohen Schülerinnen gleich sehen!“ Er deutete nach dem Fenster.

Rammingen sprang auf und trat an das große Fenster. Die Zimmer, die der Oberstallmeister im Schlosse bewohnte, gingen auf den Park hinaus. Die Zweige der Bäume waren noch kahl. Wie feine braungraue Federn hob sich das Gewirr der dünnen Äste

von dem lichtblauen Himmel ab. Es war einer von jenen milden Märztagen, die auf den Frühling hoffen lassen, lange ehe er wirklich seinen Einzug hält. In den versteckten Winkeln des Gartens blühten die ersten goldgelben und blaßlila Krokus.

In der breiten, schnurgeraden Buchenallee gingen vier schlanke, hellgekleidete Mädchengestalten. Die weiten Reifröcke ließen die schmalen Taillen noch zierlicher erscheinen, die kleinen Füße in den hohen Hackenschuhen glitten leicht über den glattgeharkten Kiesboden. Voran, den Arm um die Schulter der Begleiterin gelegt, ging die größte der Damen mit einem schöngeschnittenen, stolzen Gesicht und großen dunklen Augen. Sie sah eine Sekunde zu dem Fenster, hinter dem die Herren standen, hinauf.

Rammingen trat mit einer Verbeugung zurück. Der Oberstallmeister neigte ehrerbietig den weißen Kopf.

„Das ist die älteste Tochter des Königs?" fragte Rammingen. Er blieb hochaufatmend etwas hinter der Gardine verborgen stehen und sah der jetzt wieder ruhig voranschreitenden schönen Gestalt nach.

„Ja, das ist Prinzeß Fredrike, die älteste Tochter, der Liebling des Königs," bestätigte der Oberstallmeister. „Prinzeß Mary gleicht mehr der Königin, ihrer Mutter. Sie ist eigentlich die Schönere."

Rammingen achtete nicht auf des anderen Worte. „Jeder Zoll eine Fürstin!" sagte er halblaut. „Welch ein Gang, wie auf Sprungfedern — welche Haltung!"

„Ja, ja — und sie hätte auch schon eine gute Partie machen können! Ein preußischer Prinz interessierte sich lebhaft für sie. König Wilhelm von Preußen begünstigte auch die Heirat, aber —"

„Woran scheiterte es denn?" fragte Rammingen lebhaft.

„Woran bei uns alles scheitert!“ antwortete Heubner mißmutig. „Tausend Bedenken, Hindernisse, Erwägungen, ob's nicht doch noch eine bessere Partie für die Prinzeß gebe, blies man dem König in die Ohren. Er solle weder ja noch nein sagen, abwarten, hinhalten — nichts fest versprechen. Dazu bekam Ihre Majestät die Königin Marie sentimentale Anwandlungen. Ihre Tochter solle nicht schon mit achtzehn Jahren der Politik geopfert werden, meinte sie. Nun, das Opfer, einen schönen, liebenswerten, reichen Prinzen zu heiraten, schien mir gerade kein grausames zu sein!“

„Hatte die Prinzeß denn Lust zu der Heirat?“

„Ja, mein Lieber, da fragen Sie mich zu viel. Prinzeß Fredrike ist kaum achtzehn Jahre alt — ich glaube nicht, daß ihrem Herzen das Scheitern der Verbindung eine schwere Wunde schlug. Aber in Preußen hat unser Verhalten tief verstimmt. Man ist uns da überhaupt nicht mehr sehr gewogen. Seit einiger Zeit gibt's nichts wie Reibereien und Ärger. Unsere Freundschaft mit Österreich verdrießt den Berliner Hof. Die Sache mit der Prinzeß kränkte vollends und, wie ich zugeben muß, nicht ohne Grund.“

„Wenn die Prinzessin den Prinzen nicht liebte, ist es jedenfalls viel besser so!“ entgegnete Rammingen hastig.

„Ach, Liebe — Liebe! Unsinn! Bei Prinzessinnenheiraten kann man nicht nach Gefühlen, sondern muß nach politischen Vorteilen gehen. Aber wir sind eben immer unklug, blind — blind! Diese politischen Schnitzer werden noch einmal unser Verderben. Das letzte hat uns unser allmächtiger Minister, der Graf Hallermund, eingebrockt. Dabei sind wir unserer ganzen geographisch-politischen Lage nach hauptsächlich auf Preußen angewiesen. Der Sekretär des Königs, Herr v. Medem,

und der alte Minister v. Borries sind ganz meiner Ansicht, aber wir predigen tauben Ohren und versuchen vergebens, die Verblendeten zu erleuchten."

Rammingen folgte nur noch sehr zerstreut den politischen Auslassungen seines Vorgesetzten. Seine Augen schweiften immer wieder nach dem Park, in dem die vier reizenden Mädchengestalten, bald langsamer dahinwandelnd, bald in lustigem Jugendübermut sich jagend, durch die kurzverschnittenen Taxushecken am Schloß vorüberglitten.

Der Oberstallmeister bemerkte seine Zerstreutheit. „Sie werden die Prinzessinnen und die hübsche Gräfin Waldstein bei der Tafel und sonst noch oft genug zu sehen bekommen!" sagte er etwas spöttisch.

Über Rammingens Stirn lief eine leise Röte. Er zog seinen blonden Schnurrbart durch die Finger und trat von dem verführerischen Fenster fort mehr ins Innere des Zimmers. „Würden Exzellenz die Güte haben, mich den anderen Herren vorzustellen?" bat er mit beherrschter Stimme. „Seine Majestät hat mein Kommen kurz vor der Tafel befohlen. Den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses soll ich gleichfalls erst vor Tisch präsentiert werden."

„Ja, hier in Herrenhausen herrscht keine so strenge Etikette. Das Familienleben unseres königlichen Hauses ist ein wundervolles — ich möchte sogar sagen ein allzu harmonisches."

„Kann das überhaupt sein?"

„Gewiß. Der Einfluß der Königin und Familienrücksichten bestimmen den König allzu häufig in seinen Entschlüssen."

„Das ist doch sehr begreiflich!"

„Bei einem Privatmann — ja, bei einem Könige aber ist's oft sehr bedauerlich. Und dabei hat niemand

ein lebhafteres Gefühl für seine Königswürde wie unser allergnädigster Herr, Seine Majestät Georg V. von Hannover."

„Ich sollte denken, das vertrüge sich sehr wohl miteinander."

Der Oberstallmeister zuckte die Achseln. „Vielleicht im allgemeinen, aber hier führte es bereits häufig zu Mißhelligkeiten, auch ist hauptsächlich daran, wie ich bereits erwähnte, die in jeder Beziehung wünschenswerte Heirat der Prinzessin Fredrike gescheitert. — Nun aber kommen Sie, Exzellenz Hallermund und Herrn v. Medem finden wir um diese Stunde am sichersten, ebenso den Minister, meinen alten Freund v. Borries. In dem werden Sie ein Original kennen lernen, wie ein solches nur an einem so abgeschlossenen Hofe zu gedeihen pflegt, wie es unserer ist."

Der junge Offizier folgte seinem Führer durch die langen, in der allmählich einbrechenden Dämmerung etwas nüchtern und kalt aussehenden Gänge des weitläufigen Schlosses Herrenhausen. Ihre Tritte blieben auf den dicken roten Läufern unhörbar, nur manchmal stieß der Säbel des jungen Offiziers mit leichtem Klirren gegen eine Ecke, wenn sie in einen Nebengang einbogen.

Ein Lakai öffnete weit die weißgoldenen Flügeltüren, die zu dem Arbeitszimmer des Grafen Hallermund führten, und ließ die Herren eintreten.

Nur der große offene Diplomatenschreibtisch, der quer vor dem breiten Fenster stand, verriet die eigentliche Bestimmung dieses Zimmers, das im übrigen vollkommen im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts gehalten war mit barock verschnörkelten Möbeln, kostbaren Gobelins, zierlichen Sevresvasen und Tellern an den Wänden.

Graf Hallermund, in seiner äußeren Erscheinung

ein Muster vollendeter Eleganz, mit sorgfältig frisiertem schwarzen Haar und wohlgepflegtem Bart, in jeder Miene und Bewegung ein Mann der großen Welt, kam dem jungen Offizier mit gewinnender Liebenswürdigkeit entgegen. Den Oberstallmeister v. Heubner begrüßte er kühler. Herr v. Medem, der ebenfalls anwesende Sekretär des Königs, ein kleiner magerer Herr mit glattrasiertem, unbeweglichem Gesicht und klugen, scharf beobachtenden Augen, schüttelte den beiden Herren nur stumm die Hand. Er beteiligte sich nur hin und wieder durch eine hingeworfene Bemerkung an der vorläufig ausschließlich im Fahrwasser höflicher Allerweltsphrasen dahingleitenden Unterhaltung.

„Majestät hat mir allergnädigst erlaubt, mein Arbeitszimmer in Herrenhausen mit meinen eigenen Möbeln nach meinem Geschmack einzurichten," sagte Graf Hallermund, der die erstaunt über all die zierlichen Vitrinen und sonstigen Kostbarkeiten hingleitenden Blicke Rammingens bemerkte. „Mein Haus in Hannover, das Ihnen übrigens selbstredend offen steht, lieber Herr v. Rammingen, ist ganz in diesem Stil eingerichtet, und ich bin pedantisch genug, nur in vertrauter Umgebung ordentlich arbeiten zu können. Die vielen Fahrten von Hannover nach Herrenhausen kosteten aber zu viele Zeit; deshalb habe ich mir hier dies Zimmer eingerichtet. — Darf ich den Herren eine Zigarre anbieten?"

„Danke sehr, Herr Graf."

„Graf Hallermund kann nur in Räumen arbeiten, die in französischem Geschmack eingerichtet sind," bemerkte Heubner spöttisch. „Er möchte nämlich gern die Rolle eines Richelieu spielen, vergißt aber dabei, daß König Georg V. nicht Ludwig XIII. von Frankreich ist."

„Kardinal Richelieu in einem Rokokozimmer!“ Graf Hallermund lachte hell auf. „Lieber Heubner, der Rokokostil kam, beiläufig gesagt, erst etwa hundert Jahre später auf! Nun, von einem Reitersmann wie Sie, lieber Heubner, kann man nicht auch noch Gelehrsamkeit verlangen.“

„Auch keinen Geschmack an dünnbeinigen Stühlen und lauter Krimskrams an allen Ecken und Wänden! Nicht einen Sessel gibt's hier, auf dem man sicher sitzen kann!“ stieß der Oberstallmeister ärgerlich hervor.

„Sollte das an meinen Stühlen liegen, bester Heubner? Oder kommt Ihnen vielleicht der Boden im Schloß wackelig vor?“ fragte der Graf mit unschuldigster Miene. „Aber ich halte die Herren auf!“ fuhr er lebhaft fort. „Tausend Dank für den freundlichen Besuch, den ich bald erwidern werde. — Bei Borries sind die Stühle solider, bester Oberstallmeister, aber man sagt, auch dort sei's auch nicht mehr ganz geheuer mit dem festen Sitzen!“

Graf Hallermund zündete mit heiterem Auflachen seine Zigarette wieder an. Medem hielt ihm mit unbeweglichem Ausdruck dazu das Licht hin, während der Oberstallmeister mit rotem Gesicht zuerst zur Tür hinausstelzte.

„Da haben Sie ein Pröbchen!“ sagte er draußen mit heiserer Stimme zu dem ihm auf dem Fuß folgenden jungen Offizier. „Der Boden soll unter mir und Borries schwanken! Ich weiß wohl, wer hier allein regieren möchte. Aber noch ist nicht aller Tage Abend. — Rechts jetzt — bitte! Klopfen Sie ruhig an. Einen silberstrotzenden Lakaien finden Sie bei Borries nicht im Vorzimmer.“

Die Herren warteten einige Augenblicke, da aber

niemand ihr Klopfen beantwortete, öffnete Exzellenz Heubner selbst die Tür.

„Gleich komme ich!“ rief eine Stimme aus dem dunkeln Nebenzimmer und — Rammingen hätte fast laut aufgelacht — unmittelbar darauf erschien in der Tat der Minister, Exzellenz Borries, bis vor kurzem einer der einflußreichsten Männer im Königreich Hannover, in großen grauen Filzschuhen, den blauen, etwas abgeschabten Interimsrock mit schwarzem Samtkragen offenbar eben erst übergeworfen, ein Käppchen auf dem ergrauten Kopf, einen gelben Messingschiebeleuchter in der Hand. Diesen in ganz Hannover allbekannten Leuchter stellte er auf den Tisch und begrüßte die Besucher ganz harmlos.

Rammingen vergaß aber bald die ans Groteske streifende Form des Empfangs bei der geistvollen Unterhaltung des Ministers, der sich nach einigen kurzen freundlichen Worten sofort mit seinem alten Freund Heubner in ein Gespräch über die Angelegenheiten Hannovers vertiefte.

Durch seinen oft starren Eigensinn und Bureaukratismus hatte sich Borries die einflußreiche Partei des welfischen Adels zum Feinde gemacht. Graf Hallermund arbeitete seit Jahren an dem Sturz des Ministers, der sich auch manchmal trotz seines scharfen Verstandes dem gewandten Welt- und Lebemann gegenüber eine Blöße gab. Dem durch seine Blindheit so sehr zum Mißtrauen geneigten König redete Graf Hallermund beständig vor, wie Borries eine Alleinherrschaft anstrebe.

Der junge Offizier verfolgte zuerst das Gespräch der beiden alten Herren mit vielem Interesse, da jedoch die Stunde seiner Vorstellung beim König, der er mit begreiflicher Spannung entgegensah, be-

denklich näher rückte, unterbrach er endlich die Unterhaltung mit der Bitte, sich zurückziehen zu dürfen.

Heubner sah überrascht nach der Uhr. „Richtig — Sie müssen sich noch umziehen. Der Flügeladjutant Major v. Kohlrausch hat Dienst und stellt Sie vor. Hetzen Sie sich nur nicht ab. Seine Majestät ist viel zu lebhaften Geistes, um die Empfänge pünktlich einzuhalten. Auch zur Tafel geht's nicht immer nach der Uhr. — Essen Sie heute mit, Borries?"

„Nein, ich fahre nach Hause. Bin nicht befohlen, und mir ist meine warme Ofenecke daheim viel lieber wie die schönste Galatafel."

„Das glaub' ich Ihnen gern," bestätigte Heubner. „Ich fahre mit Ihnen, wurde auch nicht gewünscht. Meine Frau erwartet mich zudem bestimmt."

Borries lächelte verschmitzt. „Gott sei Lob, daß ich nicht wie Sie in der ‚Pantoffelgasse' zu wohnen brauche! Mich erwartet niemand zu Hause als mein alter Diener und mein treuer Hund. Das ist der beste Umgang für unsereinen!"

„Sie alter, verrosteter Junggeselle, der Sie sind!" schalt Heubner gutmütig.

Rammingen atmete erlöst auf, als er endlich in seinem ihm angewiesenen Zimmer sich noch eine halbe Stunde von den auf ihn einstürmenden Eindrücken erholen konnte. Er meinte schon heute, an diesem einen Nachmittage, im Schloß Herrenhausen mehr erlebt und empfunden zu haben als in all den Jahren seiner einförmigen Existenz in der kleinen Kavalleriegarnison. Familienleben hatte der im Kadettenkorps Erzogene nie gekannt, außer wenn ihn einmal hin und wieder ein Kamerad in den Ferien mit nach Hause nahm. Dies abgeschlossene Jugendleben hatte ihn früh zu einem ernsten, zurückhaltenden Mann gemacht, dessen

heiße Empfindungen in unverbrauchter Kraft sich bisher niemals offenbaren und ausleben konnten. Desto stärker stürmten sie in seinem Innern. Bei aller äußeren Ruhe und scheinbaren Kälte besaß er eine Fülle von Idealismus und Schwung. Dem blinden König, für dessen ritterlichen, hochherzigen Charakter jedes Herz in Hannover warm schlug, persönlich dienen zu dürfen, erschien ihm eine große, ehrenvolle Aufgabe. Er wollte seine ganze Kraft daran setzen.

Eine fast atembeklemmende Unruhe konnte er aber doch nicht völlig unterdrücken, als er, den Helm in der Hand, nach den Empfangszimmern des Königs ging. Nur von weitem hatte er bis jetzt die hohe, stattliche Gestalt seines Königs gesehen — nun stand er, nachdem Major v. Kohlrausch vorstellend seinen Namen genannt, ihm dicht gegenüber.

König Georg V. hielt niemals, wie andere Blinde das häufig tun, den Kopf gesenkt; frei und groß, in seinen eigenen Räumen sich vollständig sicher bewegend, stand er da. Sein schöngeschnittenes Gesicht mit dem milden, gütigen Ausdruck und den erloschenen Augen hatte etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Er hielt dem jungen Offizier die Hand hin, über die dieser sich tief niederbeugte.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen," sagte der König herzlich. „Man rühmte Sie mir als den besten Reiter. Ich hoffe, Sie werden diese Kunst auch dem Kronprinzen, meinem Sohne, beibringen."

Rammingen verbeugte sich auch nach der Richtung hin, in welcher der junge Kronprinz, eine hochaufgeschossene Jünglingsgestalt mit einem weichen, guten, aber unschönen Gesicht, stand. Äußerlich glich er seinem auffallend schönen Vater wenig.

Der König, der über ein wunderbares Gedächtnis

verfügte, erinnerte sich genau der längst verstorbenen Eltern Rammingens, fragte teilnehmend nach ihrem frühen Tod und wußte durch seine Liebenswürdigkeit selbst dieser ersten Vorstellung jede Spur von Steifheit zu nehmen. „Lieber Rammingen," sagte er, „die Königin wird sich ebenfalls freuen, Sie zu sehen."

In demselben Augenblick schob auch schon ein Kammerherr die Flügeltüren zurück. Rammingen sah durch eine Reihe glänzend erleuchteter, mit kostbaren Möbeln ausgestatteter Räume bis in den runden, im französischen Geschmack eingerichteten Salon der Königin, in dem diese mit ihren Töchtern, Gästen und Hofdamen saß.

Der König, dem die Königin rasch entgegenging, stellte ihr selber den jungen Offizier vor. Sie begrüßte Rammingen ebenfalls sehr liebenswürdig, wenn auch etwas gemessener wie der König, da sie nie eine leichte Befangenheit im Verkehr, besonders beim ersten Sehen, verlor.

Die Prinzessinnen und die Erzherzogin Mathilde neigten nur den Kopf. Die Gräfin Waldstein aber lächelte ihn mit ihren großen samtschwarzen Augen mitleidig-spöttisch an. Sie bemerkte jedenfalls seine Verlegenheit, die ihr, die von klein auf ans Hofleben gewöhnt war, gewiß sehr komisch vorkommen mochte.

Rammingens Blick klärte sich erst auf, als die Herrschaften nach dem Speisesaal, der an einen Wintergarten stieß, gingen und sich um die reichgedeckte Tafel gruppierten.

Durch die großen Blumenarrangements und silbernen Tafelaufsätze hindurch konnte er gerade das schöne Gesicht der Prinzessin Fredrike sehen. Jedesmal, wenn auch ihr Blick ihn traf, fühlte er, wie sein Blut in heißen Stößen durch seine Adern wogte.

Sie unterhielt sich lebhaft mit ihrem Nachbarn, dem

Kriegsminister v. Brandeis, der, obgleich schon über siebzig Jahre alt, von einer unerschöpflichen Lebenslust war, ein origineller Typus der alten hannöverschen Militärs. In seiner Jugend hatte er unter dem Herzog von Wellington die Feldzüge in Spanien mitgemacht und war ein tapferer, ritterlicher Soldat gewesen. Jetzt wußte er die Tafelfreuden und die Aufregungen eines hohen Spieles zu schätzen, gab in liebenswürdiger, eleganter Weise viel Geld aus und befand sich daher häufig in Geldverlegenheiten, denen der König stets bereitwillig zu Hilfe kam. Seine launigen Einfälle und witzigen Geschichten belebten die Unterhaltung ungemein, die in seiner Gegenwart keinen Augenblick stockte.

Graf Hallermund saß neben der Gräfin Waldstein und konnte nicht genug nach Wiener Bekannten fragen. Rammingen glaubte zu bemerken, daß die Blicke des Ministers mit leidenschaftlicher Bewunderung an dem reizenden Mädchen, das freilich dem Alter nach seine Tochter hätte sein können, hingen, daß ihm aber die Gräfin recht kühl und zurückhaltend antwortete.

Die Erzherzogin Mathilde, eine zierliche Blondine von quecksilbriger Lebendigkeit, rief alle Augenblicke ihrer Freundin ein Scherzwort über den Tisch zu, Späße, die wohl nur diesen beiden intimen Freundinnen verständlich waren; Rammingen blieben jedenfalls die Gründe für der Gräfin Waldstein Erröten, lachendes Kopfschütteln oder blitzartiges Aufstrahlen ihrer großen schwarzen Augen rätselhaft.

„Ich habe heute eine Nachricht aus München von dem Oberst v. Knesebeck erhalten, die wohl auch bereits in den nächsten Tagen allgemein bekannt werden wird," sagte General v. Brandeis.

Er sah niemand an bei diesen Worten, sondern zer-

legte seine gefrorene Ananasscheibe sorgfältig mit dem kleinen goldenen Fruchtmesser. Die Erzherzogin Mathilde horchte gespannt auf. Ein unruhig fragender Blick lag in ihren lachenden Blauaugen.

„Welche Neuigkeit, die wir noch nicht wissen, gibt's in der Stadt der Musen?" fragte Graf Hallermund. „Spannen Sie uns nicht so auf die Folter, Exzellenz."

„Die Verlobung des Königs Ludwig mit der Herzogin Sophie ist zurückgegangen."

Der Kriegsminister dämpfte seine Stimme ein wenig. In der plötzlich eingetretenen Stille ließ sich ein leiser erschreckter Ausruf der Erzherzogin Mathilde deutlich vernehmen. Sie wandte ein völlig erblaßtes, verstörtes Gesicht ihrer Freundin, der Gräfin Waldstein, zu, die ihre schwarzen Augen mit ernster Mahnung auf die junge Erzherzogin richtete.

„So? Die Verlobung ist wirklich wieder aufgelöst?" sagte König Georg langsam. „Das ist sehr bedauerlich. Vielleicht waren beide noch zu jung für solch ernsten Schritt."

In Gegenwart der Lakaien wurde nicht mehr viel über diese Angelegenheit gesagt. Aber nachher im Salon der Königin schwirrten die Stimmen in lebhaften Erörterungen über die mutmaßlichen Gründe, die zur Auflösung dieser aus reiner Neigung von beiden Seiten geschlossenen Verbindung geführt haben mochten, durcheinander.

„Bitte, nimm dich zusammen, Mathilde!" Die Gräfin Waldstein trat dicht zur Erzherzogin. „Sollen denn alle merken, wie diese Nachricht dich erschüttert?"

„Ach, wenn ich mich doch zurückziehen dürfte!" Die Erzherzogin Mathilde warf ihre blonden Locken, die aufgelöst bis auf ihre zarten weißen Schultern fielen, zurück. „Wenn ich doch allein sein könnte!"

„Um keinen Preis — das würde erst recht Aufsehen erregen! Setze dich in den Wintergarten, ich werde versuchen, die Aufmerksamkeit von dir abzulenken.“

Die Erzherzogin dankte der Freundin durch einen warmen Blick. Unbemerkt glitt sie durch die halbgeöffnete Glastür in den Palmengarten, der von der anderen Seite den Salon der Königin mit dem Speisesaal verband. Grünes, dämmeriges Licht herrschte hier. Eine Fontäne besprühte die breiten, saftigen Blätter der Musa, die Farnkräuter und fächerartigen Palmwedel mit funkelnden Tropfen. Vom Park her hörte man das eintönige Fallen des großen Springbrunnens, dessen armstarker Wasserstrahl unablässig auf den Rand des weiten roten Granitbeckens herniederrauschte.

Die Erzherzogin Mathilde wandte dem hellerleuchteten Salon den Rücken, setzte sich in einen der tiefen, mit seidenen Kissen belegten Korbstühle und hielt eine Sekunde beide Hände vor das Gesicht. Schwere Tränen liefen durch ihre Finger. Sie wußte selbst nicht, war es Wonne, neue Hoffnung, verzweifeltes Mitleid, was sie so erschütterte. Vom Salon her hörte sie abgedämpft das temperamentvolle Spiel der Gräfin Waldstein hereinklingen. So sehr sie sonst die ungarischen Rhapsodien, die die Freundin so gern spielte, liebte, heute riß die wild-schmerzliche, leidenschaftlich jauchzende Musik qualvoll an ihren Nerven. Nur mit Mühe unterdrückte sie ein krampfhaftes Schluchzen. —

„Also hierher hat sich die Ausreißerin versteckt?“ tönte Prinzessin Fredrikes und ihrer Schwester Stimme von der Türöffnung her. „Hier will sie unter Palmen träumen, während wir ihr vormusizieren müssen! Du sollst noch singen, Mathilde — du weißt, unser Vater hört das so gern.“

Die Erzherzogin richtete sich schnell auf. „Ich glaube nicht, daß ich heute vorsingen kann," sagte sie stockend. „Ich habe plötzlich heftige Kopfschmerzen bekommen."

Die Prinzessinnen wurden beide sofort sehr teilnehmend, da die arme kleine Erzherzogin in der Tat sehr blaß aussah.

Prinzessin Fredrike schlang den Arm um sie und führte sie zur Königin. „Mama, Mathilde fühlt sich nicht wohl und möchte lieber in ihr Zimmer gehen."

„Darf ich Kaiserliche Hoheit begleiten?" bat die Gräfin Waldstein schnell. Sie legte hastig die Noten zusammen. „Ich weiß ein gutes Mittel gegen Migräne."

Prinzessin Fredrike lächelte schelmisch. „Ein paar türkische Zigaretten — nicht wahr, Mathilde?" flüsterte sie der Erzherzogin leise ins Ohr.

Diese versuchte ebenfalls zu lächeln, aber ihr blasser Mund zuckte nur schmerzlich.

So rasch wie möglich verabschiedete sie sich von den Majestäten und ging, gefolgt von der Gräfin Waldstein, schnell hinaus.

Über des Grafen Hallermund Gesicht glitt eine merkliche Enttäuschung. Mit der reizenden Gisela Waldstein schien ihm der strahlende Salon der Königin seinen schönsten Schmuck verloren zu haben.

Zweites Kapitel.

„Mach nur rasch, Lisel! Zupf und zerre nicht ewig an mir herum!" Die schlanken Finger der jungen Erzherzogin stießen ungeduldig die Hand ihrer Kammerfrau zurück, die das Haar auskämmen wollte. „Die Gräfin Waldstein wird mir die Haare bürsten, die macht's viel sanfter. Da, nimm die gräßliche Krinoline

fort! Wie ich das steife Ding hasse! Gib mir mein Morgenkleid und dann kannst du gehen."

Die Kammerfrau hob mit unzufriedenem Gesicht die herumgestreuten Sachen vom Boden auf. Die Erzherzogin ließ in ihrer übergroßen Lebhaftigkeit stets beim An- und Ausziehen Schmuck, Bänder und Blumen achtlos herunterfallen. „Wenn Kaiserliche Hoheit noch etwas gebrauchen sollten — ich könnte ja im Nebenzimmer bleiben."

„Nein — nein, ich will Ruhe haben. Gisela soll bei mir sein, weiter niemand!"

Die Gräfin Waldstein trat geräuschlos ins Zimmer. Auch sie hatte ihre steife, knisternde Seidenrobe abgelegt und trug ein weißwollenes loses Kleid, in dem die zarten Linien ihrer graziösen Gestalt sich deutlich abzeichneten. Sie trat sogleich hinter den Toilettentisch, nahm die Elfenbeinbürste und fing an, das lange lockige Haar der Erzherzogin sanft auszubürsten. „Wird der Kopfschmerz besser?" fragte sie, leise über den Kopf der Freundin streichend.

„Ja, viel besser. Niemand macht das so gut, wie du. Küsse mich!"

Gisela ließ die Bürste sinken. Sie kniete neben dem Stuhl der Erzherzogin hin und umfing die schmale kindliche Gestalt mit beiden Armen. „Mein Süßes, mein Kleines!" sagte sie mit inniger Zärtlichkeit, wie wenn sie mit einem kleinen Kinde spräche.

Es war, als ob ihre liebkosenden Worte einen Druck vom Herzen der jungen Erzherzogin lösten. Sie legte beide Arme um den Hals der Freundin und den Kopf gegen deren Schulter. So blieben sie lange Zeit still sitzen.

„Keines versteht mich außer dir, Gisela!" fing die Erzherzogin endlich an. Sie trocknete ihre feuchten

Augen. „Papa ist immer steif und gemessen — nun, du kennst ihn ja — kein bißl lieb ist er mit mir, weil ich halt ein dummes Mädel und kein Bub geworden bin. Nun gar die Frau Stiefmama!“ Die Erzherzogin schnitt eine Grimasse. „Daß wir zwei keine Seide miteinander spinnen, weiß ganz Wien. Ich kann eben mein Mutterl, mein schönes, liebes Mutterl, nie vergessen — und will's auch nit!“

Gisela nickte. „Dir geht's noch besser wie mir, Mathilde. Ich hab' meine Mutter nie gekannt. Weil wir beide mutterlos sind, darum haben wir uns gleich im Kloster so liebgewonnen — gelt, Schatzerl? — Nun sag mir aber, warum dich die Nachricht aus München so aufgeregt hat?“

„Kannst du das nicht verstehen, Gisa, und weißt doch sonst alles? Damals zur Verlobung des Königs Ludwig fuhr die Kaiserin Elisabeth mit mir nach München. Sie war ja so glücklich über diese Verlobung ihrer Lieblingsschwester.“

„Also nur Teilnahme mit dem Schmerz der Kaiserin fühlst du?“

„Nein — Teilnahme mit des Königs Schmerz, Gisela! — Hättest du die beiden damals zusammen gesehen! Er, o er —“ Die junge Erzherzogin sprang auf, preßte beide Hände an die Schläfen, in ihren weit offenen Augen lag ein exaltierter Ausdruck. „Er war schön wie ein Gott, strahlend wie Baldur in seinem Entzücken! Du weißt, wie sehr er sonst zur Schwermut neigt. Wie tief wird ihn das treffen! Wie ist es möglich, daß eine Frau, die er geliebt hat, sich von ihm trennen kann! Auf meinen Knieen würde ich ihn anflehen, mich nicht von sich zu stoßen, mich —“

„Du süßes, glühendes Herzl! — Aber, liebste Mathilde, man sagte schon bald nach der Verlobung,

daß König Ludwig viel zu ernst und tief für seine leichtlebige Braut sei. Vielleicht ist dies scheinbare Unglück im Grunde ein Glück für ihn und er findet noch einmal jemand, der ihn heißer, tiefer, echter liebt."

Die junge Erzherzogin streckte abwehrend die Hände vor. „Sprich nicht aus!" bat sie. „Ich glaube, ich stürbe, wie Semele am Kuß des Gottes Zeus verging. Ich habe das Gefühl, wenn ich einmal in seinen Armen liegen könnte, dann gäb's nur noch den Tod für mich, leben dürfte ich nach solcher Seligkeit nicht mehr!"

Gisela lächelte. „Flieg mir nur nicht ganz fort! Bei dir habe ich so oft das Gefühl, nur deine Fußspitzen berührten die Erde, der Kopf wär' immer in den Wolken, Schwärmerin, du!"

Die Erzherzogin setzte sich wieder still in ihrem Stuhl. Der verzückte Ausdruck lag immer noch auf ihrem Gesicht. Allmählich wurde sie aber ruhiger. „Wie peinlich ist die nahe Verwandtschaft!" sagte sie aus ihren Gedanken heraus unvermittelt. „Herzogin Sophie ist des Königs Base — nun wird er gewiß nie mehr nach Wien kommen mögen, um nicht mit unserer Kaiserin zusammenzutreffen."

„Aber warum denn nicht!" widersprach Gisela. „Im Gegenteil — ich glaube, daß der König sehr bald einmal nach Wien kommt, um der Kaiserin Elisabeth die Gründe, die zur Auflösung führten, auseinanderzusetzen. Ich denke, sie ist zu gerecht, um ihm die Schuld beizumessen, denn sie kennt den jugendlichen Leichtsinn ihrer Schwester."

„Du weißt mich immer zu trösten!" Die Erzherzogin stand auf und zog den Vorhang vom Fenster zurück. „Sieh doch die blasse Mondsichel an dem dunklen Himmel! Wie der Nachtwind um die Bäume streicht und die Fontäne plätschert! Es klingt wie leise fallender

Regen. Ich bin gern hier in Herrenhausen, alle haben sich lieb, führen solch glückliches Familienleben — das ist schön, so schön!"

„Warte nur, kleine Ungeduld, auch du wirst noch einmal glücklich werden."

„Glaubst du? — Und wie steht's mit dir?"

„Ach — ich!"

„Graf Hallermund ist bis über die Ohren in dich verliebt, Gisela!"

„Aber ich will ihn nicht!"

„Dein Vater wäre glücklich über diese Heirat."

„Natürlich — da brauchte er mir keine Zulage zu geben und könnte die Schulden von Alex leichter bezahlen."

Der Ton, in dem Gisela Waldstein sprach, klang sehr bitter.

„Bei uns in Wien hält man große Stücke auf den Grafen Hallermund," meinte Erzherzogin Mathilde nachdenklich.

„Das tue ich auch. Aber heiraten mag ich ihn nicht — ihn nicht und keinen anderen."

„Keinen?" Mathilde lächelte ungläubig.

„Außer dem einen, den ich nicht heiraten darf."

„Den Preußen?"

„Ja, den Preußen, Mathilde. Außer daß er Preuße ist, kannst auch du nichts an ihm aussetzen."

„Nein, fesch sieht er aus, sogar in der schrecklichen preußischen Uniform. Himmel, die armen Leut' können sich ja kaum rühren darin. Die hohen Kragen sägen ihnen fast die Ohrläppl ab. Da sind unsere Uniformen doch hübscher — locker, kommod und schick!"

„Und nun gar die bayrischen Chevaulegersröcke!" nickte Gisela.

„Wir wollen nicht abschweifen — wir waren bei

den Preußen stehen geblieben, Gisa! — Wie wird's denn nun aber im nächsten Winter in Wien werden? Darfst nit mehr mit ihm tanzen, armes Hascherl?"

Die feinen geraden Brauen der Gräfin Waldstein zogen sich wie bei einem heftigen körperlichen Schmerz zusammen. „Er wird wohl um Ablösung von der Botschaft bitten. Eigentlich ist er noch für ein Jahr kommandiert. Geschieht das nicht, so muß ich den Winter über in Prag bleiben."

„Nein, das darfst du mir nicht antun, Gisa!"

„Ich kann nicht steif und fremd an ihm vorübergehen, nachdem solche Worte zwischen uns gefallen sind."

„Dein Vater hat seine Bitte, um deine Hand werben zu dürfen, rundweg abgeschlagen?"

„Sogar in sehr scharfer Form. Könnte ich das Vermögen meiner verstorbenen Mutter herausbekommen, so würde ich Königseck auch ohne Papas Erlaubnis heiraten. Aber du weißt ja, wie verwickelt unsere Vermögensverhältnisse durch Lexis Leichtsinn sind. Was soll ich da anfangen?"

„Wenn ich dir helfen könnte, Gisela! Aber ich hab' ja auch nix außer meiner winzigen Apanag' und den Brillanten der Mama selig. — Wird dein Vater nicht mit der Zeit doch noch nachgeben?"

„Ich glaub's nicht. Königseck hat ihm überdies die verletzende Form der Antwort sehr übelgenommen. Er begreift es nicht, daß ich nicht allen zum Trotz offen zu ihm halte. Er ahnt ja nicht, wie gebunden und hilflos ich bin. Nicht allein der Geldpunkt ist es, der Papa so hartnäckig macht, sondern vor allem die politischen Verhältnisse."

„Na, die sind auch schrecklich! Diese Preußen — entschuldige, Gisa, den einen nehm' ich natürlich aus."

„Ach, Kind, was kümmert uns Frauen die Politik, wenn wir lieben!“

„Nix — da hast recht! Aber nun gib mir endlich eine Zigarette. Du weißt, ich kann nicht schlafen, ehe ich nicht eine geraucht habe.“

Gisela schüttelte bedenklich den Kopf. „Was würde Seine Kaiserliche Hoheit der Herr Papa dazu sagen?“

Erzherzogin Mathilde zog ihr rundes Gesichtchen möglichst in die Länge und hob drohend den Finger. „Er würde predigen: ‚Mein Kind, das ist erstens unweiblich, zweitens unschicklich, drittens ungesund, viertens habe ich dir das Rauchen schon oft streng verboten. Deine selige Mutter würde das nie geduldet haben.‘“ — Die Erzherzogin fiel wieder in ihren natürlichen Ton: „Das wär' aber glatt gelogen. Schrecklich ist's, was für Zerrbilder immer aus den armen lieben Toten gemacht werden! Lustig und lieb ist mein Mutterl gewesen und gepafft hat sie auch, wenn der Herr Gemahl den Rücken gedreht hat. Ich hab's oft und oft gerochen und gehört, wie die Kammerfrau geklagt hat, daß sie schon wieder mit der Zigarette ein Loch in die echten Spitzen gebrannt hätt'. — Na also gib nur her!“

Mathilde warf sich auf ihr Bett und schloß die Augen halb. Zwischen den rosigen Lippen hing schon die Zigarette, ab und zu stieß sie ein blaues Rauchwölkchen in langsam zerfließenden Ringen aus dem kreisrund geöffneten Mund.

„So schöne Träume hab' ich, wenn ich rauche und die Augen zumache — so wundervolle!“ sagte sie vor sich hin. „Dann seh' ich ‚ihn‘ immer ganz deutlich vor mir, seine geniale Stirn, die wunderbaren blauen Märchenaugen. Er hält mich fest in seinem Arm, über uns schlägt eine große Flamme zusammen und —“

„Und wenn du nicht achtsamer mit der Zigarette bist, schlägt das Feuer einmal wirklich über dir zusammen," meinte Gisela trocken und löschte rasch ein herabfallendes Fünkchen.

Mathilde achtete gar nicht darauf. Mit einem seligen Lächeln auf ihrem süßen Kindergesicht schlief sie bald fest ein.

Gisela blieb mit im Schoß zusammengelegten Händen am Bett sitzen. Das Mondlicht warf hartweiße Flecken in das nur matt erleuchtete Zimmer. In dem fahlen Licht sah ihr junges Gesicht mit den schmerzlich zusammengezogenen Brauen, den weit offenen, starr vor sich hin blickenden Augen sehr ernst, fast düster aus.

Drittes Kapitel.

Die Frühlingsstimmung hielt nicht an. Einzelne große Flocken wirbelten von dem grauen Himmel. Freilich der Schnee blieb nicht lange liegen, alles zerging bald wieder, löste sich in wässerigen Schmutz auf. Die Ritte der Prinzessinnen, die sie so gern bis in das Limmergehölz ausdehnten, mußten in der Reitbahn stattfinden. Der König ließ sich täglich von ihren Fortschritten, auch von denen des Kronprinzen, berichten und freute sich über die Erfolge, welche die neue Methode Rammingens überraschend schnell erzielte.

Grau und wolkenverhangen sah auch der politische Himmel in diesen Vorfrühlingstagen des Jahres 1866 aus.

Ein neuer Katechismus, den das Ministerium Borries einführen lassen wollte, erregte einen ungeahnten Sturm der Entrüstung. Den König verdroß der unvorhergesehene Sturm, er ließ die Absicht, zugleich aber auch seinen alten Minister fallen, der, schwer geärgert und

verbittert, unverzüglich seinen Abschied einreichte und erhielt.

Ein neues Ministerium trat unter der Führung des Grafen Hallermund an Stelle des bisherigen. Kein Zweifel stieg den neuen Herren jemals darüber auf, daß sie das schwankende Staatsschiff Hannovers sicher durch die stürmischen Wogen der unruhigen Zeit steuern würden. Zu ihrem Programm gehörte es vor allen Dingen, die gereizte Stimmung des Königs gegen Preußen zu steigern. Und das war nicht schwer. Denn die leicht verletzte Empfindlichkeit des Königs konnte die Besetzung der holsteinischen Festung Rendsburg mit preußischen Truppen immer noch nicht verschmerzen.

Es genügte daher vollständig, Georg V. immer wieder auf Preußens seit jenem denkwürdigen Bundestage in Frankfurt sehr isolierte Stellung in Deutschland hinzuweisen, um auch die letzten Bedenken zu verscheuchen. Dieser Tag in Frankfurt, an dem fast alle deutschen Bundesfürsten von Preußen abrückten, war freilich nach Ansicht einiger einsichtsvoller Politiker ein kläglich ins Wasser gefallener Versuch gewesen, die Stellung Preußens in Deutschland herabzudrücken, denn König Wilhelm blieb trotz aller Aufforderungen dem Bundestag fern, weil es ihn verletzte, nicht vorher verständigt worden zu sein. Zwar erklärten daraufhin die süddeutschen Bundesfürsten, ohne Preußen nichts beschließen zu können, aber schon damals wurden Stimmen laut, die den nahen Krieg voraussagten. In welch üble Lage mußte Hannover, das eingekeilt zwischen preußischen Provinzen lag, geraten im Fall eines solchen Krieges!

Unter der augenblicklichen Regierung wagten aber nur wenige in Hannover, Bedenken laut zu äußern, trug doch Graf Hallermund eine wahrhaft strahlende

Siegessicherheit zur Schau, die alle Befürchtungen zerstreuen sollte.

Auch heute, nach einer langen Unterredung mit König Georg, spazierte er sehr vergnügt im Park von Herrenhausen einher. Er sah nach dem Marstallgebäude hinüber, die Reitstunde der Prinzessinnen mußte bald zu Ende sein. Richtig — da traten alle vier Damen, gefolgt vom Kronprinzen und Herrn v. Rammingen, aus der Tür der Reitbahn; sie hatten ihre langen Reitkleider gehoben, so daß man die zierlichen Füße in hohen Lackstiefeln bewundern konnte.

Die Erzherzogin Mathilde bückte sich und formte aus den bereits halb zerfließenden Schneeresten einen lockeren Ball, den sie der Gräfin Waldstein auf den Rücken warf. Sie lachte lustig, als die Getroffene sich erschrocken umdrehte.

Graf Hallermund trat mit abgezogenem Hut näher. Die Prinzessinnen dankten freundlich.

Prinzeß Fredrikes Gesicht war heiß gerötet. „Wir hatten Springübungen," erzählte sie stolz. „Über eine hohe Hürde — nicht wahr, Herr v. Rammingen, ich saß gut?"

„Tadellos, Königliche Hoheit! Ihre ‚Undine' machte einen Satz, als wenn sie ein Haus statt einer Hürde nehmen sollte."

„O, es gibt nichts Schöneres wie das Reiten!" rief die Prinzeß, die sonst viel gehaltener war, aber heute ihrer Freundin Mathilde an Lebhaftigkeit wenig nachgab. „Wenn wir nur wieder ins Freie könnten! Im Limmerholz ist's so schön, wenn die Buchen anfangen grün zu werden und wenn —"

Sie stockte. Rammingens Blicke lagen mit so unverhohlener Bewunderung auf ihr, daß sie mit plötzlichem Erröten abbrach und in unwillkürlicher Befangenheit mit der Reitpeitsche gegen ihre Fußspitze schlug.

Graf Hallermund schloß sich der kleinen Gesellschaft an. „Sie haben Ihren hohen Schülerinnen wohl gehörig heiß gemacht, lieber Rammingen," sagte er verbindlich, doch lag ein wenig Spott im Ton seiner seltsam weichen, hohen Stimme. „Ein rascher Gang durch den Park wäre gewiß zur Abkühlung gesund."

Der Vorschlag fand allgemeine Billigung. Prinzeß Mary, der Kronprinz und die Erzherzogin Mathilde gingen voran, ihnen folgten in kurzem Abstand Prinzeß Fredrike und Rammingen, während Graf Hallermund und Gisela Waldstein den Schluß bildeten.

Der Minister versuchte das in tiefen Gedanken neben ihm her gehende junge Mädchen auf seltene Baumarten oder besonders schöne Statuen, an denen sie vorüberkamen, aufmerksam zu machen. Dadurch gelang es ihm, den Raum zwischen sich und den langsam voranschreitenden Paaren allmählich immer mehr zu vergrößern, bis er schließlich allein und ungesehen mit seiner Begleiterin in dem von Hecken umgebenen „Naturtheater" des Parkes stand. Die matte, noch kraftlose Sonne schob sich für einige Sekunden durch die grauen, tief herabhängenden Dunstschleier. Ein blaßgoldener Strahl zitterte über der großen Fontäne und ließ die Wassertropfen in grünen, violetten und rötlichen Lichtern aufzucken.

„Finden Sie nicht auch, Gräfin, daß es Tage gibt, an denen man das Gefühl hat: heute glückt dir alles?" fragte Graf Hallermund, indem er seine Erklärungen über die Schönheit einer Marmorgruppe, der Gisela nur sehr zerstreut gelauscht hatte, durch diese Bemerkung hastig abbrach. Gespannt wartete er auf ihre Antwort.

Aber sie blieb stumm. Er sah nur ihr reizendes, ihm zugewandtes Profil, den blühendroten Mund, das gerade, feine Näschen, die langen, sanft aufgebogenen

Wimpern. Erst als er seine Frage wiederholte, drehte sie ihm ihr Gesicht mit etwas melancholischem Lächeln zu.

„Ja, ich habe solche Glückszuversicht auch schon empfunden, aber sie hat mich stets betrogen."

„Das klingt traurig aus einem so jungen Munde."

„Man braucht nicht alt zu sein, um ernste Erfahrungen zu machen."

„Welche ‚ernsten Erfahrungen' könnten Sie denn gemacht haben?" Er sah mit zärtlichem Lächeln in ihr Gesicht. „Ein verdorbenes Kleid, ein krankes Vögelchen, Ärger mit der Freundin —"

Sie zuckte unmutig die Schultern. „Ich weiß nicht, was ich mit Ihren Bemerkungen anfangen soll, Graf! Sie wissen als Freund meines Vaters jedenfalls besser über mein Leben im Palais Waldstein Bescheid, als Sie zugeben wollen!"

„Hm — ich weiß, daß der verehrte Graf ein schwieriger Hausherr, Graf Lexi aber ein wenig zu lebenslustig ist," gab er zu. „Aber die Ausbrüche schlechter Laune des Grafen gelten doch sicher niemals seiner schönen Tochter, und Graf Alex' Schulden sind bisher auch stets bezahlt worden —"

„Bis jetzt — ja, freilich zum größten Teil von meinem mütterlichen Vermögen. Das Palais Waldstein kann weder verkauft noch belastet werden — Gott sei Dank! — sonst brächten sie's noch unter den Hammer trotz all ihres Stolzes auf unseren großen Ahnherrn Wallenstein, mit dessen Andenken ein wahrer Kultus getrieben wird. Von seinem rubinroten Trinkglas an bis zu seinem ausgestopften Pferd in der Waffenhalle wird alles als Heiligtum aufbewahrt und dabei —"

Sie unterbrach sich, ihr Mund zuckte, sie biß die Zähne fest zusammen.

„Nun, Jugend will austoben!“ begütigte Graf Hallermund.

„Warum muß ich aber darunter leiden, warum soll mein ganzes Lebensglück deshalb in Scherben gehen?“

„Können Sie nicht die Herausgabe Ihres Vermögens verlangen?“

„Klagen beim Gericht könnte ich, aber einen Vater und einzigen Bruder verklagt man doch ungern, nicht wahr?“

„Wenn Ihnen die Verhältnisse daheim so unerträglich sind —“ fing der Minister ein wenig stockend an.

„Das sind sie. Und doch liebe ich meine Heimat, mein schönes, stolzes Vaterhaus.“

„Aber meistens sind Sie doch nicht in Prag, sondern in Wien bei der Erzherzogin Mathilde.“

„Nur im Winter bin ich viel bei ihr. Wir lieben uns ja wie Schwestern.“

„Ist in Ihrem Herzen nur für Freundschaft Raum, Gräfin?“

Sein Ton ließ Gisela in plötzlicher Unruhe zusammenzucken. Sie sah sein Gesicht mit den glatt anliegenden schwarzen Haaren, den vielen feinen Fältchen um die Augen, dem sorgsam gebrannten Bart ganz nahe dem ihren. Ein unbezwinglicher Widerwille erfaßte sie.

Aber ehe sie noch mit kalter Abwehr vorbeugen konnte, war Graf Hallermund schon mitten in seiner Werbung drin. Wie ein Sturzbach hörte sie seine Worte an ihrem Ohr vorüberrauschen, ihn von seiner einflußreichen Stellung in Hannover, seinem Stadthaus, dem großen Besitz in Holstein reden. Seine erste Ehe, die kinderlos geblieben war, sei ohne eine Spur von Neigung geschlossen worden, erst in ihr habe er diejenige gefunden, die er leidenschaftlich liebe —

Gisela hob abwehrend die Hand, aber Graf Hallermund ließ sich nicht stören.

„Ihr Herr Vater ist einverstanden," fuhr er immer erregter fort. „Da Sie so jung, mutterlos und alleinstehend sind, kam es mir ehrenhafter vor, Ihnen meine Liebe erst zu gestehen, nachdem ich die Erlaubnis des Grafen erhalten hatte."

„Mein Vater gab Ihnen diese Erlaubnis, Graf Hallermund?" Gisela warf den Kopf zurück. „Diese peinliche Stunde hätte er uns ersparen können! Papa weiß, daß ich nie heiraten werde."

Graf Hallermund lachte leise auf. „Nie! Ein großes Wort! Mit sechzehn Jahren wollen alle jungen Mädchen ins Kloster gehen. Über solche Schwärmereien sollten Sie doch hinaus sein, Gräfin Gisela."

„Gewiß. Aber heiraten will ich trotzdem nicht — wenigstens müßte mein Vater vorher seine Ansichten gründlich ändern."

„Worüber soll er denn anders denken lernen?"

Gisela schwieg einige Sekunden. Dann sah sie ihrem Begleiter fest in die Augen. „Sie stehen doch mit Wien in eifriger Verbindung. Sollten Sie wirklich nichts wissen?"

Er schnippte leicht mit den Fingern, als wolle er damit die Geringfügigkeit der Sache andeuten. „Man erzählte mir viel von den Triumphen der schönen Gräfin Waldstein, deren Zauber auch ein junger, zur Botschaft kommandierter preußischer Offizier erlegen wäre," meinte er achselzuckend. „Derselbe sei indessen endgültig bei dem Grafen Waldstein mit seiner Werbung abgefallen."

„Sagte Ihnen niemand etwas davon, wie ich darüber denke?"

„Meine Berichterstatter hielten es für unmöglich, daß die Gräfin Waldstein im Ernst daran denken könne,

eine so bescheidene Ehe zu schließen. — Gräfin Gisela, auch ich muß bei dem Gedanken lachen! Sie, die Herrin des althistorischen, berühmten Palastes der Waldstein, die Freundin einer Erzherzogin, der Schützling der Kaiserin Elisabeth, das gefeierteste Mädchen in Wien — und dazu eine Leutnantswirtschaft, eine Hütte, ein ärmliches Sparen! Ganz abgesehen davon, daß schon die Nationalität des Bewerbers eine solche Verbindung ausschließt."

„Weshalb? Die Preußen sind doch auch Deutsche?"

Der Graf zuckte die Achseln. „Zwischen Ihnen und dem jungen Offizier stehen jedenfalls unübersteigliche Hindernisse. Ihr Rang, Ihre Lebensgewohnheiten — alles scheidet Sie und ihn."

„Sie irren. Uns trennt nur der starre Eigensinn meines Vaters und die Verschwendung meines leichtlebigen Bruders, der in einer Nacht Summen vergeudet, von denen ich lange Jahre zufrieden leben könnte. Herr v. Königseck — Sie wissen wohl seinen Namen? — entstammt einer alten preußischen Adelsfamilie, ist in einer durchaus auskömmlichen Lage und hat die sichere Aussicht, eine gute, vielleicht sogar eine glänzende Karriere zu machen."

„Solche Chancen sind stets etwas unsicher, meine Gnädige. Und wenn auch alles einträfe, Sie können jedenfalls weit höhere Ansprüche stellen."

„Ich stelle die höchsten. Ich will den Mann, den ich liebe — keinen anderen!"

Sie sah entzückend aus mit ihren strahlenden Augen und mit den vor Erregung rosig glühenden Wangen.

„Meine liebe junge Freundin" — Graf Hallermunds Ton wurde väterlich milde, und er unterdrückte klugerweise alle Äußerungen der Leidenschaft, nachdem das Gespräch diese Wendung genommen hatte — „Ihre

Heirat mit Herrn v. Königseck ist und bleibt sehr wenig aussichtsvoll. Ihr Herr Vater verweigert seine Einwilligung mit vollem Recht. Ich will Ihnen meine Karten offen zeigen, trotzdem man in der Liebe, im Kriege, in der Politik und dem Spiel mit verdeckten Karten zu spielen pflegt. Ein Krieg zwischen Preußen und Österreich ist unvermeidlich. Wollen Sie als Österreicherin — Ihr Vater war lange Jahre Flügeladjutant des Kaisers, Ihr Bruder steht bei der Leibwache Seiner Majestät — in solchem Fall zum Feinde stehen? Wollen Sie Ihren Verlobten in die Lage versetzen, vielleicht Ihren Bruder totschießen zu müssen?"

„Sie ziehen sehr weit abliegende Möglichkeiten heran, Graf Hallermund."

„Keineswegs. In diesem unvermeidlichen Kriege wird Österreich, zu dem alle übrigen Bundesfürsten stehen, natürlich siegen. Preußen muß alsdann seine Armee bedeutend verringern. Auch die schönsten Aussichten sind dadurch für Königseck vorbei."

„Der Sieg über Preußen scheint mir nach allem, was ich über die preußische Armee hörte, durchaus nicht so unzweifelhaft zu sein."

„Liebe Gräfin, würde ich König Georg zu einem Bündnis gegen Preußen bewegen, wenn der Ausgang unsicher wäre? Glauben Sie, daß ich Hannover der preußischen Rache ausliefern möchte?"

„Sie unterschätzen vielleicht den Gegner."

„Keineswegs — aber ich sehe die preußische Armee auch nicht in der allzu rosigen Beleuchtung einer von einem ihrer Vertreter blind entzückten jungen Dame."

„Dieser Krieg von Deutschen gegen Deutsche wäre schrecklich!" Giselas Stimme bebte. „Da Sie so vielen Einfluß auf König Georg besitzen, Graf Hallermund, raten Sie ihm zur Verständigung mit Preußen. Viel-

leicht kann er sogar eine Art Vermittlerrolle übernehmen."

„Zwischen Österreich und Preußen gibt's keinen friedlichen Ausgleich mehr. Preußen rüstet bereits längst im geheimen."

„Und wir?"

„Das kaiserliche Heer ist immer schlagfertig. — Sehen Sie es jetzt ein, daß Sie von dieser törichten Jugendliebe lassen müssen, Gisela? In einen ewigen Zwiespalt brächte Sie diese Heirat!"

„Ja, ich werde auf jeden Fall viel leiden müssen, denn ich stehe auf seiten meines Vaterlandes und kann doch dem Feinde nicht den Untergang wünschen."

„Völligen Untergang ja nicht, aber die heilsame Lehre, sich mit einer bescheidenen Rolle in Zukunft zu begnügen und nicht mehr nach der Vorherrschaft in Deutschland zu streben. — Vorläufig bitte ich meine Worte als ungesprochen anzusehen. Ich war zu hastig. Die Hoffnung, Ihre Einwilligung noch zu erringen, gebe ich nicht auf. Vergleichen Sie Ihre Stellung als meine Frau, als die Gattin des ersten Ministers im Königreich Hannover, das nach glücklich beendetem Krieg weit glänzender noch wie bisher dastehen wird, mit der kleinen Leutnantsheirat, die für Sie überhaupt gar nicht in Betracht kommen dürfte."

„Trotzdem bitte ich Sie, jede Hoffnung auf eine Zustimmung meinerseits aufzugeben," entgegnete Gisela gemessen.

„Sie können mir nicht verbieten, noch zu hoffen. Die Zeiten ändern sich, und junger Mädchen Wünsche sind nicht unwandelbar."

Gisela ging schweigend neben dem Grafen her.

Einsames Spazierengehen mit einem abgewiesenen Bewerber ist aber kein angenehmer Zeitvertreib. Sie

beschleunigte daher ihre Schritte, um so rasch wie möglich ins Schloß zurückzukommen.

Graf Hallermund ließ sich seinen Ärger in keiner Weise merken. Er fuhr fort, ihr Hannovers Einfluß auf die Weltpolitik — das sollte heißen seinen eigenen Einfluß — weitläufig auseinanderzusetzen und ihr zu erklären, welch großes Gewicht Kaiser Franz auf ein festes Bündnis mit Hannover lege. „Offen herausgesagt, liebe Gräfin, Sachsen vielleicht ausgenommen können sich die anderen Bundesfürsten nicht mit uns vergleichen. Der Eifer, die Pflichttreue unseres Königs sind bekannt, während Ludwig II. von Bayern nur künstlerischen, keinen kriegerischen Lorbeeren nachjagt. Obgleich sich augenblicklich die Verhältnisse immer mehr zuspitzen und alles einer Entscheidung durch die Waffen zudrängt, sitzt er auf der Roseninsel, spricht über Theaterdekorationen, engagiert Sänger und korrespondiert eifrig mit dem großen Richard Wagner. König Ludwig ist ein Schwärmer, ein Träumer, ein Phantast, ein König, der in ein Märchenland, aber nicht in die rauhe, nüchterne Wirklichkeit paßt."

Gisela nickte. „Er lebt nur in seinen Phantasien. Wahrscheinlich schufen ihm die auch aus seiner Braut ein Idol, dem sie in Wahrheit gar nicht glich. Als der Schleier zerriß, sah er in ein fremdes Gesicht, von dem er sich enttäuscht abwandte."

„Und doch wäre gerade eine nüchternere Natur vielleicht für seinen Überschwang der richtige Dämpfer gewesen."

„Nein — zu ihm gehört eine Frauenseele, die zart und tief, begeisterungsfähig wie er selber ist, die mit ihm fliegen kann —"

Graf Hallermunds Lippen umzuckte ein leichtes Lächeln. Die Bewegung der Erzherzogin Mathilde,

sobald der Name des Königs Ludwig genannt wurde, war seinen scharfen Augen keineswegs entgangen. „Bei ernsterer Überlegung muß ich Ihnen beipflichten, Gräfin," stimmte er geschmeidig zu. „Wenn die Wunde über die zurückgegangene Verlobung vernarbt ist, wird König Ludwig gewiß bald an eine andere Verbindung denken. Was ich tun kann, um alle Wege zu ebnen, das soll geschehen. Ein wenig Diplomat ist man am Ende denn doch, und alle Fäden laufen schließlich immer wieder in der großen Zentrale Wien zusammen, werden dort geschürzt, entwirrt, neu geknotet."

Gisela erriet Hallermunds Andeutungen. Ob der Minister wirklich solchen Einfluß besaß, wie er vorgab, konnte sie nicht beurteilen, aber sie war jedem dankbar, der eine Annäherung des Königs Ludwig und ihrer geliebten Mathilde bewirken wollte.

„Die Erzherzogin wird wohl bald nach Wien zurückreisen?" fragte Graf Hallermund unbefangen.

„Das ist noch unbestimmt. Wollen Sie uns denn schon los sein? Jedenfalls wird eine Hofdame kommen, um die Erzherzogin zurückzubegleiten, denn ich selbst reise direkt nach Prag."

„Nach Prag wollen Sie?" Dem Grafen war diese Absicht sehr angenehm. Giselas Vater würde sein bester Verbündeter sein. Je unglücklicher sie sich im Palais Waldstein fühlte, desto mehr stiegen seine Aussichten. Bis zum Winter, der sie dann wieder nach Wien brachte, mußte es glücken, Königseck von der Botschaft ablösen zu lassen, wenn nicht eine Kugel in dem voraussichtlich bald ausbrechenden Kriege ihn überhaupt der Mühe enthob, sich noch weiterhin über die Existenz dieses jungen Offiziers zu beunruhigen.

Erst im Eingang des Schlosses wurde Gisela den Minister los. Er ließ es sich nicht nehmen, sie bis zur

Treppe zu geleiten. In ihrem Zimmer fand sie die Erzherzogin Mathilde, die eifrig in einem Briefe las. Erst nach beendeter Lektüre nickte sie ihr zu und hielt ihr dann mit kläglichem Ausdruck das Schreiben hin.

„Was gibt's denn?" fragte Gisela erstaunt.

„Wie immer etwas Unangenehmes, wenn die Kaiserliche Hoheit, die Frau Stiefmama, schreibt," schmollte die Erzherzogin. „Papa schickt mir die ‚Plage', die alte Auerswaldt, und in den nächsten Tagen wird der Prinz Solms-Braunfels zum Besuch nach Herrenhausen kommen. Wir sollen dann in seiner Gattin Begleitung die Rückreise antreten. Alles recht anmutig erdacht — gelt?"

Gisela gab den Brief zurück. „Die Ankunft des Prinzen Solms-Braunfels, des österreichischen Feldmarschalls, ist sehr auffallend," meinte sie dann nachdenklich. „Dieser Besuch hat sicher keine verwandtschaftlichen, sondern politische Gründe. Es gibt Krieg, Mathilde — Krieg von Deutschen gegen Deutsche, in dem ein Bruder gegen den anderen, Väter gegen Söhne zu kämpfen gezwungen sein werden! Wann wird dies Elend enden?"

Sie brach ab. Tränen erstickten ihre Stimme.

Mathilde trat zu ihr und legte zärtlich den Kopf gegen ihre Schulter. „Komm mit nach Wien, Schatzl," schmeichelte sie. „Wenn's wirklich Krieg gibt, mußt du Königseck doch noch einmal sehen!"

Gisela schüttelte den Kopf. „Nein — ich muß nach Hause reisen, Mathilde! Daß wir jetzt bald von Herrenhausen fortgehen, ist für mich übrigens eine glückliche Lösung, denn es ist mir peinlich, hier zu sein — Graf Hallermunds wegen."

„Hat der wirklich die Kühnheit gehabt? Darum blieb er also immer stehen und war so besorgt um unsere Gesundheit! Sehr schlau, diese Exzellenz!"

„Ja — ich hoffe nur, er verrät nichts an Papa! Sonst wird mein Leben unerträglich!“

„Von einem Körbl plauscht man nit gern, Gisela.“

„Er hofft auf Papas Einfluß. Diese glatten, scheinbar geschmeidigen Naturen halten zähe fest an dem, was sie ergriffen haben. Wie er mir heute auf die Nerven fiel mit seiner hohen, dünnen Stimme, seinem leisen Lachen, dem vorsichtigen Gang! Auch seine Hände sind mir widerwärtig, diese mageren Finger mit den langen, spitzgeschnittenen Nägeln! Ich könnte mich nie von dieser Hand streicheln lassen — lieber stürbe ich! Eine Männerhand muß ein wenig braun, muskulös sein, ein Pferd regieren, einen Säbel schwingen können!“ Sie breitete plötzlich die Arme aus. „Wann, ach wann werde ich diese geliebte Hand noch einmal fassen?!“

„Vielleicht sehr bald — wenn's nämlich wirklich, wie du sagst, Krieg gibt.“

„Den gibt es, Mathilde, das fühle ich. Aber was hilft mir das? Wenn wir siegen, ist's schlimm, verlieren wir, so ist's noch viel schlimmer! Wohin ich auch sehe, nirgends kann ich einen Hoffnungsstern entdecken.“

(Fortsetzung folgt.)

Flurnachbarn.

Großstadthumoreske von Fr. O. Kühne.

Mit Illustrationen von Hermann Abel.

(Nachdruck verboten.)

Eine junge Dame, an deren Arm eine Mappe mit der in Goldschrift prangenden Aufschrift „Musik“ hing, schwang sich behend auf das Trittbrett eines Straßenbahnwagens.

Der Hinterperron des Wagens war mit verschiedenen Herren besetzt. Der eine von ihnen mit aus der Stirn geschobener bunter Mütze, also augenscheinlich ein Student, lehnte dicht an der Eingangstür zum Inneren des Wagens. Er sah fortgesetzt vor sich hin und schien lebhaft über etwas nachzusinnen. Vielleicht handelte es sich um eine mathematische Berechnung, vielleicht auch um eine verwickelte juristische Frage.

Sein Vorsichhinsinnen war jedenfalls daran schuld, daß ihm das Aufsteigen der Dame völlig entging. Als sie aber dicht an ihm vorbei in den Wagen schlüpfen wollte, blickte er plötzlich auf. Für den Bruchteil einer Sekunde war er betroffen, aber im nächsten schon riß er die Mütze herab.

Die junge Dame dankte durch ein leichtes Kopfnicken, wobei ein zartes Rot ihre Wangen färbte.

Der Wagen verfolgte seine Fahrt weiter. Fahrgäste stiegen aus, andere ein. Der Student nahm mehrfach die Gelegenheiten wahr, möglichst schnelle, unauffällige Blicke in das Innere des Wagens zu werfen.

Trotzdem die junge Dame weit hinten Platz genommen hatte, bemerkte sie doch seine forschenden Blicke recht wohl.

Als sie ausstieg — es war eigentlich eine Haltestelle zu früh — stieg der Studio mit aus.

Sie ging hastig davon. Aber trotzdem war er sofort an ihrer linken Seite, zog wieder seine Mütze und sagte: „Verzeihen Sie, Fräulein Käthe, daß ich Sie hier auf der Straße begrüße. Aber wir sind doch nun schon seit nahezu einem Jahre Hausgenossen, wohnen sogar in derselben Etage, warum sollen wir also wie zwei Wildfremde unserem gemeinsamen Ziele zustreben."

Sie blickte ihn von der Seite an und lächelte.

Das schien ihn sehr froh zu machen. Lebhafter fuhr er fort: „Um ganz offen zu sein, Fräulein Käthe, ich hätte es mir nicht verziehen, die treffliche Gelegenheit, eine bescheidene Frage an Sie zu richten, unbenutzt gelassen zu haben. Sie werden es vielleicht bezweifeln, Fräulein Käthe, aber es ist doch Tatsache: vorhin, als Sie von mir unbemerkt den Straßenbahnwagen bestiegen, beschäftigte ich mich gerade eifrig in Gedanken mit Ihnen."

Es hatte sich also bei seinem Vorsichhinsinnen um keine verzwickte mathematische Berechnung, auch um keine juristische Streitfrage gehandelt.

„Mit mir?" entfuhr es ihr, und sie lachte frisch hinaus, wenn sie auch wieder lebhaft errötete.

„Jawohl — mit Ihnen, Fräulein Käthe. Gestatten Sie mir das zu begründen. Ende nächster Woche findet das Stiftungsfest der Arionen statt. Es soll diesmal besonders festlich zugehen, und ich erwog, wie Sie persönlich es aufnehmen würden, wenn ich eine Familieneinladung nachher bei Ihnen drüben zu überbringen mir erlaubte."

Jetzt sah sie ihn mit strahlender Miene an. „Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Hennig!“

„Sie werden also diese Übermittlung liebenswürdig

aufnehmen?“ scherzte er. „Freut mich ungemein, Fräulein Käthe.“

Sie errötete von neuem.

Er zog seine Uhr. „Es ist erst elf Uhr. Noch vor

Mittag werde ich mir gestatten, bei Ihrer Frau Mama vorzusprechen."

„Sicher wird es auch Mama sehr angenehm sein," ließ sich Fräulein Käthe hören, „aber" — sie stockte — „Herr Hennig, ich muß mir hier noch etwas besorgen."

Sie nickte ihm freundlich zu und schlüpfte in einen Papierwarenladen.

Walter Hennig neigte den Kopf zur Seite und dachte: sie will offenbar mit mir zusammen nicht vor dem Hause ankommen, um den lieben Hausbewohnern nicht Stoff zur Unterhaltung zu liefern. Nett von ihr. In späteren Fällen muß ich ihr hierin entgegenkommen. Werde mir also da jedesmal in dem Zigarrengeschäft neben dem Papierladen etwas zu besorgen haben, bis — nun, bis wir eben solche Rücksichtnahme auf andere nicht mehr nötig haben werden. —

Ein Liedchen pfeifend stieg Walter Hennig gleich darauf die Treppe zur ersten Etage des Hauses Lindenstraße 14 empor, schielte, bevor er die Vorsaaltür zur elterlichen Wohnung öffnete, nach dem Porzellanschilde „Eduard Bertram" bei der Tür nebenan hin und warf, in seiner Stube angelangt, die Mütze kräftig auf den Tisch. „Das Leben ist doch eigentlich recht schön," monologisierte er.

Vor dem Spiegel bürstete er sorgfältig an seinem Bärtchen herum und überlegte, daß er in etwa einer halben Stunde, nachdem er die Mutter davon unterrichtet, den Gang nach drüben antreten wolle.

— — — — — — — — — — — — —

Auch Fräulein Käthe war zu Hause eingetroffen. Im Vorsaal hüpfte ihr die stets heitere Dörte, Bertrams Mädchen für alles, entgegen.

„Sind Sie schon wieder da, Fräulein?" fragte sie,

während sie ein blaues Porzellantöpfchen auf der flachen Hand wiegte.

Es war das, bei allen ihren sonstigen schätzenswerten Eigenschaften, eine recht üble Angewohnheit von Dörte, mit zerbrechlichen Küchengegenständen oft recht gewagte Jongleurübungen auszuführen.

„Ja, ich bin schon wieder da, Dörte," antwortete Fräulein Käthe. „Wo willst du denn hin?"

„Zum Kaufmann unten. Heute gibt's des Herrn Lieblingsgericht — und wohl auch das Ihrige, Karpfen polnisch, Fräulein! Mir fehlt aber noch Sirup dazu. Ich muß mich sehr eilen."

Flink wie ein Wiesel war Dörte auf dem Treppenabsatze draußen, stürmte, immer das blaue Porzellantöpfchen auf der Hand, die Treppe hinab und kam keine drei Minuten später mit dem jetzt gefüllten Töpfchen die Treppe wieder herauf. Die letzten zwei Stufen wollte sie auf einmal nehmen. Aber sie stolperte, das Töpfchen schlug auf den Treppenabsatz herab, zerbrach, und sein schöner brauner Inhalt breitete sich mit einem förmlichen Behagen auf den blank gebohnten Dielen aus.

Dörte war ob dieser Wendung der Dinge zuerst verblüfft. Aber lange hielt der Zustand bei ihrer glücklichen Gemütsveranlagung nicht an. Sie lachte hell hinaus, holte sich aus ihrer Küche ein anderes Töpfchen, das sie gleich einer Siegestrophäe schwenkte, und lief zum zweiten Male zum Kaufmann hinunter.

Anna, Hennigs Mädchen für alles, hatte in ihrer Küche das Klirren auf dem Treppenabsatze gehört. Da sich Anna für alle Ereignisse im Treppenhause brennend interessierte, war sie schnell zum Guckloch in der Vorsaaltür gehuscht.

Als sie dabei Dörte, die in ihrer Eile das Unheil,

welches sie angerichtet, kaum beachtete, wieder die Treppe hinabeilen sah, murmelte sie stirnrunzelnd: „Die wird doch nicht etwa meinen, daß ich, weil wir diese Woche die Treppe haben, das klebrige Zeug wegputze? Zuzutrauen wär' es ihr!"

Jedenfalls war es gut, wenn man sich Gewißheit über die gegnerischen Absichten verschaffte. Deshalb klinkte Anna vorsichtig die Korridortür auf und faßte auf dem Treppenabsatze Posto. Bald kam die erwartete Kollegin mit ihrer zweiten Sirupauflage in Sicht.

„Nun?" fragte Anna spitz.

„Nun?" kam es nicht minder stark akzentuiert zurück.

„Sie haben die Geschichte da angerichtet?"

„Ganz recht."

„Sie werden also auch für Aufwischen sorgen!"

Dörte wurde es warm im Kopf. Befehlen ließ sie sich nämlich nicht gern etwas. Gewiß, sie hatte die Absicht gehabt, sich so bald als möglich an die Beseitigung zu machen. Aber was maßte sich diese Person ihr gegenüber an! Und dabei fuhr ihr unglücklicherweise ein Treppenhausbegebnis von vergangener Woche durch den Sinn. Nein, von dieser Person brauchte sie sich nichts befehlen zu lassen!

Mit einer Art Frohlocken erwiderte sie: „Bitte, Fräulein Anna, wer ist diese Woche an der Treppe? Wir oder ihr? Ich dächte ihr. Also werden Sie so freundlich sein —"

„So eine Keckheit!"

„Lassen Sie mich nur zu Ende reden! Wie war's denn vorige Woche, als wir an der Treppe waren? Ein gewisses Fräulein Anna hatte sich da mit dem Briefboten unterhalten, schwenkte ihm als Abschiedsgruß ihren Korb nach, dabei purzelten fünf Eier — jawohl, fünf rohe Eier heraus und zerbrachen hier an

ſelbiger Stelle, wo mir aus Verſehen der Siruptopf von der Hand gerutſcht iſt. Gutmütig, wie ich nun

einmal bin, hab' ich die Beſcherung weggeputzt. Alſo ſind Sie heute mit meinem Sirup dran. Eine Liebe iſt der anderen wert! Hab' die Ehre!"

Mit einem ironischen Knicks verschwand sie durch ihre Tür.

„Eier sind doch kein Sirup!“ eiferte Anna ihr nach. „Ich mache nicht den kleinen Finger krumm!“

Mit merklicher Erschütterung fiel nun auch bei Hennigs die Tür ins Schloß.

Der Sirup auf dem Treppenabsatze aber breitete sich behäbig weiter und weiter aus und tropfte schließlich auf die oberste Stufe herab.

Ein Kohlenmann, welcher mit einem schweren Korbe die Treppe heraufkam, erboste sich heftig über ihn. Ein Hausbewohner, welcher eilig die Treppe herablief, pflichtete ihm kräftig bei. Dann ging er zu der Pförtnerin und nahm sie mit herauf, um ihr das angerichtete Unglück zu zeigen.

Frau Meißner besichtigte eingehend die Unfallstelle. Sie überlegte. „Hennigs sind heute an der Treppe,“ sagte sie dann und klingelte.

Die Tür wurde heftig geöffnet. Anna kam zum Vorschein. Ohne eine Anrede abzuwarten, schrillte sie: „Bertrams Dörte ist's gewesen! Sie mag ihre Soße nur selber abwischen!“

Die Tür schlug wieder zu. Gedankenvoll klingelte Frau Meißner bei Bertrams nebenan.

Hier wurde ihr ein anderer Empfang. „Guten Tag, liebe Frau Meißner!“ begrüßte sie Dörte liebenswürdig.

„Guten Tag, Fräulein Dörte!“

„Was ist gefällig, liebe Frau Meißner?“

„Fräulein Anna drüben meint —“

„Liebe Frau Meißner, was die meint, ist mir ganz gleich!“ flötete Dörte. „Jedenfalls wissen Sie so gut wie ich, daß wir diese Woche nicht an der Treppe sind. Vorige Woche habe ich ihre zerbrochenen Eier weggeputzt, diese Woche wischt sie meinen Sirup auf.“

„Aber —"

„Adieu, liebe Frau Meißner!"

Unter fröhlichem Auflachen schloß Dörte die Tür, und Frau Meißner stand ratlos im Treppenhause.

Sich selbst darüber machen? Nein, so weit ging ihre Freundschaft zu den beiden hochnäsigen Dingern nicht. Überhaupt, damit würde sie sich gewissermaßen für spätere unschöne Zufallsarbeiten verpflichten.

Eben stieg ein anderer Hausbewohner die Treppe herauf. Auch er machte seinem Unmute über die gehemmte Passage in heftiger Weise Luft. Da er ein besonders lautes Organ hatte, schallte es nur so im Treppenhause.

Die Hausmannsfrau entschloß sich nochmals, bei Hennigs zu klingeln, und verlangte Frau Hennig persönlich zu sprechen. Diese, durch ihre Anna längst von dem sensationellen Begebnis unterrichtet, erschien auch sofort.

„Frau Meißner," begann sie, „ich kann meiner Anna nimmermehr zumuten, der flattrigen Dörte nachzuputzen. Die mag ruhig ihren Sirup selber aufwischen."

Und nochmals klingelte die Hausmannsfrau bei Bertrams und begehrte auch hier jetzt Frau Bertram persönlich.

Diese war gleichfalls schon von ihrer Dörte unterrichtet; aber sie ließ sich den Fall nochmals von der unparteiischen Seite vortragen und entschied: „Dörte, machen Sie dem Skandal ein Ende!" Beschwichtigend fügte sie noch hinzu: „Die Klügere gibt stets nach."

„Ich soll den Sirup aufwischen?" begehrte Dörte auf. „Frau Bertram, das können Sie im Ernste nicht von mir verlangen." Und mit einem Anflug von Selbstgefälligkeit stellte sie die Kabinettsfrage: „Mein

Ansehen steht auf dem Spiel. Lieber verlasse ich sogleich den Dienst."

Frau Bertram war im Begriffe, sehr bestimmt zu werden; aber im entscheidenden Augenblicke hielt sie doch an sich, denn schwer war ihr die Frage aufs Herz gefallen: wer soll den Karpfen fertig kochen, wenn Dörte Knall und Fall abgeht? Und wo bei dem ausgesprochenen Mädchenmangel eine andere Dörte hernehmen? Überhaupt eine Dörte!

Sie schluckte also mit einer gewissen Anstrengung ihre Rede hinab und bedeutete: „Gehen Sie in die Küche, Dörte. Ich werde die Sache aus der Welt schaffen." Und sich an die Hausmannsfrau wendend, sagte sie: „Frau Meißner, Sie sind wohl so gut und übernehmen die Beseitigung. Hier haben Sie fünfzig Pfennig für Ihre Mühewaltung."

Die Frau nahm das Geld an, und bald waren heißes Wasser und ein rücksichtsloser Besen eifrig beschäftigt, reinen Weg zu machen. — —

Walter Hennig stand vor seiner Mutter im Wohnzimmer. Frau Hennig war ziemlich erhitzt, denn ihre Anna hatte ihr soeben erklärt, es sei in diesem Hause kaum noch auszuhalten. Walter, dem verschiedene Einzelheiten der bösen Treppenhausgeschichte zu Ohren gekommen waren, reimte sich daher den Grund der mütterlichen Erhitzung sehr wohl zusammen.

Deshalb begann er ein wenig zögernd, aber auch diplomatisch: „Du regtest neulich an, Mutter, daß ich Bertrams drüben eine Einladung zum Stiftungsfest besorgen möchte. Wenn ich dich recht verstanden habe, hast du schon darauf hinauslaufende halbe Versprechungen gemacht. Ich habe mir deshalb die Besorgung einer Einladung angelegen sein lassen und werde mich jetzt mit ihr hinüber verfügen."

Frau Hennig zog die Augenbrauen hoch. „Walter," erwiderte sie überlegend, „du kannst jetzt nicht hinübergehen."

„Aber warum denn nicht? Etwa wegen des dummen Dienstbotengezänks im Treppenhause? Gerade deswegen müßte ich es jetzt tun. Man würde damit zeigen, daß wir uns darüber erhaben fühlen."

Frau Hennig sann einen Augenblick nach. „Nein, jetzt geht es nicht, Walter. Wir wollen morgen sehen. Hat ja auch noch bis dahin reichlich Zeit."

So mußte Walter von seinem Gange abstehen.

Aber auch am nächsten Tage sollte es damit nichts werden, denn die unangenehme Sirupgeschichte hatte, wie tausend großstädtische Treppenhausszenen vor ihr, weitere unangenehme Folgen gezeitigt.

Am Nachmittage war Frau Bertram die Treppe herauf- und Hennigs Anna die Treppe hinuntergestiegen. Anna war mit zurückgeworfenem Kopfe und ohne Gruß vorbeigegangen. Das hatte natürlich Frau Bertram geärgert, und sie hatte ihrer Dörte gegenüber mit ihrem Unmute über das unziemliche Benehmen Annas nicht hinter dem Berge gehalten, damit die stille Absicht verfolgend, Dörte vor einem ähnlichen Benehmen Frau Hennig gegenüber abzuschrecken.

Dörte hatte aber ihre Rede anders aufgefaßt, sehr anders sogar, und sie hatte eine sich gegen Abend bietende Gelegenheit trefflich wahrgenommen und sich Frau Hennig gegenüber ein sehr schnippisches Betragen geleistet.

Nun war wieder Frau Hennig über Dörte sehr aufgebracht, und als sie bei Gelegenheit eines Ausganges am Morgen danach Frau Bertram im Treppenhause begegnete, hatte sie nicht umhin gekonnt, eine äußerst kalte Miene aufzustecken und der Entgegen-

kommenden Begrüßung abzuwarten. Frau Bertram aber, die sich von irgend einem Verschulden ihr gegenüber frei wußte, war durch die Kälte, die verschleierte Ablehnung in ihrem Gesicht im Innersten verletzt worden und hatte zur Seite geschaut.

Nun war also glücklich auch Frau Hennig über Frau Bertram und Frau Bertram über Frau Hennig ungehalten, ja sogar sehr ungehalten.

Was über Mittag die beiden Damen ihren Hausherren vorgetragen, ist nicht bekannt geworden. Aber es mußte auch bei diesen allerlei Bedenken erregt haben. Denn als, wie so oft, Herr Bertram und Herr Hennig, ersterer von seinem Amte, letzterer von seinem Bureau heimkehrend, am Abend beim Hauseingange zusammentrafen, zogen sie nicht zuvorkommend die Hüte, sondern jeder machte sich heimlich wohl bereit, einen Gruß sofort zu erwidern, aber beobachtete scharf des anderen rechten Arm, ob der sich auch höbe. Dabei geschah es, daß keiner den Arm hob und seinen Hut vom Kopfe brachte. Jeder meinte nun, der andere habe ihm unrecht getan.

Sie sprachen sich ihren Gemahlinnen gegenüber offen darüber aus. Hatte man bisher in der häuslichen Unterhaltung als gegenseitige Bezeichnungen „unsere Flurnachbarn", ja sogar „unsere lieben Nachbarn", schlimmstenfalls „Bertrams" oder „Hennigs" gebraucht, hörte man jetzt plötzlich das fatale „die Leute da drüben" fallen.

Jawohl, „die Leute da drüben"! So weit war es mit dem guten Einvernehmen in der ersten Etage des Hauses Lindenstraße 14, das bereits auf dem Punkte gewesen war, ein herzliches zu werden, gekommen!

Und Schuld daran trug allein ein zerbrochener Siruptopf.

Nur zwei Bewohner der genannten Etage kehrten sich an die Platz gegriffene allgemeine Erkältung nicht, und zwar gerade die, welche insgeheim von ihr am meisten betroffen waren, nämlich Fräulein Käthe Bertram und Herr Walter Hennig.

Sie hatten sich schon mehrfach wieder auf dem kurzen Wege von der Haltestelle der Straßenbahn bis zu dem Zigarrengeschäft, in dem Walter jetzt jedesmal etwas einzukaufen hatte, begrüßt und dabei freundliche Worte gewechselt.

Am Tage des Stiftungsfestes stieg zur größten Genugtuung Walters Fräulein Käthe sogar zwei Haltestellen zu früh aus. Er hatte somit reichlich Zeit, ihr zu versichern, daß er heute abend nicht tanzen werde, was ihr eine erhebliche Genugtuung zu bereiten schien. Und seine Hoffnung, der er geeigneten Ausdruck verlieh, daß bis zum Sommerfeste der Arionen sicher die früheren freundlichen Beziehungen zwischen hüben und drüben wieder Platz gegriffen hätten, und man dann auf jenem Feste das heute Versäumte nachholen würde, trugen ihm recht warme Blicke ein.

— — — — — — — — — — — — —

Die Hoffnung bezüglich Wiederherstellung der guten Beziehungen in der Etage sollten sich als trügerisch erweisen. Dafür sorgten Anna und Dörte nach besten Kräften.

Alle die kleinen Schabernacke, die sie sich gegenseitig spielten, ihre ständigen Reibereien, womit sie ihren Herrschaften, insbesondere natürlich ihren Frauen, das Leben verbitterten, aufzuzählen, würde zu weit führen.

Nur ein besonderer Fall mag zur Illustrierung der verschärften Lage dienen. Als sich am vorletzten März Herr Bertram früh auf sein Amt begeben wollte, trat

er vor seiner Tür in einen Staubhaufen, den Fräulein Anna von drüben berechnenderweise dort zusammengekehrt hatte. Herr Bertram sagte nichts und ließ sich nur von seinem Mädchen die Schuhe wieder abbürsten. In Fräulein Dörte aber kochte es. Sie stellte nach dem Fortgang ihres Herrn Fräulein Anna heftig zur Rede, was diese in höchste Erregung brachte, so daß sie ihrer Gegnerin mit dem Besen zu Leibe rückte. Das Treppenhaus hallte wider von ihrem Geschrei.

Ob man Dörte entlassen solle, erörterten über Mittag Frau und Herr Bertram eifrig und eingehend.

Man wurde sich schlüssig, es nicht zu tun, denn eine Dörte bekäme man nicht wieder. Und sie sei ja auch unschuldig. „Die Leute da drüben" sollten lieber ihr Mädchen entlassen.

Und ob man Anna entlassen solle, erörterten über Mittag auch Frau und Herr Hennig eifrig und eingehend.

Man wurde sich schlüssig, es nicht zu tun, denn ein besseres Mädchen wie sie fände man nicht wieder. Und sie sei ja auch wirklich unschuldig. „Die Leute da drüben" möchten nur ihr Mädchen entlassen. — —

Am Abend wurden zwei Briefe in der ersten Etage des Hauses Lindenstraße 14 abgegeben. Sie kamen vom Hausbesitzer und brachten zur Kenntnis, daß vom 1. Juli an der Mietzins für die Wohnungen um zweihundert Mark gesteigert werden müßte.

Herrn Bertram wurde es warm im Haupte. Trachtete man etwa danach, ihm auf feine Weise das Haus zu verleiden, weil man seine Seite für schuldig an dem Unfrieden, der jetzt darin herrschte, hielt? „Da soll doch!" rief er wild.

„Es ist unerhört!" machte sich Frau Bertram Luft. „Du wirst sofort kündigen!"

„Hab' keine Sorge, ich kündige auf der Stelle. Tinte her!"

Modernen Großſtädtern verurſacht der Gedanke eines Umzugs ja keine beſonderen Beſchwerden. Sie wechſeln eine Wohnung wie ein abgetragenes oder unmodiſch gewordenes Kleidungsſtück.

Auch Herrn Hennig wurde es beim Studieren ſeines

Briefes warm im Haupte. „Lies diesen Wisch," sprach er zu seiner Frau. „Was denkst du darüber? Was mich betrifft, meine ich, daß das heißen soll: Hoffentlich wird dir die Wohnung zu teuer, und du ziehst aus. Wir wollen dich nämlich gern los sein, weil wir deine Seite für die halten, welche den Unfrieden ins Haus gebracht hat."

„Es ist unerhört!" machte sich Frau Hennig Luft.

„Jawohl — unerhört!" stimmte er ihr bei. „Ich setze mich hin und kündige zum 1. Juli."

— — — — — — — — — — — —

Als es sich traf — ganz zufällig natürlich — daß Fräulein Käthe und Walter Hennig an einem der ersten Tage des April wieder einmal gemeinsam die Straßenbahn benutzt hatten und nun von der Haltestelle bis zu einem gewissen Zigarrenladen nebeneinander her schritten, machten sie recht betrübte Gesichter.

Auch in den nächsten Tagen war das zu bemerken. Ihren Gesprächsstoff lieferte ständig das leidige Thema: Welche Wohnungen werden für den 1. Juli gemietet werden? Es waren beiderseits eine ganze Anzahl behufs Besichtigung in Aussicht genommen. Die Entscheidung sollte in den nächsten Tagen fallen.

Wenigstens war das ebenso der Wille Frau Bertrams wie der der Frau Hennig. Denn in einer Großstadt wird allgemein bald nach dem Quartal gemietet. Wer da nicht mittut, muß später nehmen, was übrig geblieben ist. Und das ist oft danach.

Erstere setzte ihrem Manne zu, sich zu der und der und der Wohnung zu äußern. „Verschone mich, bitte, damit!" wehrte der aber ab. „Sieh dir mit Käthe nur die und jene an und wähle. Den Kontrakt kannst du mir ja mitbringen."

Und Frau Hennig wollte gleichfalls von ihrem

Manne wissen, wie er sich zu der und der und der Wohnung stelle. Aber auch dieser wollte damit nicht behelligt sein. „Walter hat Zeit, sich mit der Angelegenheit näher zu befassen," meinte er, „ich nicht. Entscheidet also beide zusammen nach bestem Gutdünken."

Und Frau Bertram und Fräulein Käthe wählten eine wirklich hübsche halbe erste Etage in einer nicht sehr entfernten Straße.

Zwei Tage später hatte auch Frau Hennig, beraten durch Walter, eine wirllich hübsche halbe erste Etage in einer nicht sehr entfernten Straße gemietet.

Anna und Dörte straften sich von der Stunde ab, in welcher sie besonders lebhaft aneinandergeraten waren, mit gegenseitiger völliger Nichtachtung. Die hätte aber sicherlich nicht lange vorgehalten, wäre vielmehr bald wohl wieder einer gegenseitigen regen Beachtung gewichen, wenn ihnen nicht der Umzug vor Augen gewesen wäre. „Es verlohnt sich wirklich nicht," meinte eine jede, „sich mit einer solchen Person wie der da, von deren Gegenwart man nun endlich bald befreit wird, näher zu beschäftigen."

Und was Fräulein Käthe und Walter Hennig betraf, so schickte es sich auch ab und zu weiterhin, daß man ganz, ganz zufällig dieselbe Straßenbahn benutzte und eine Haltestelle zu früh ausstieg.

— — — — — — — — — — — —

So rückte der Tag des Umzugs ohne besondere neue Zwischenfälle heran. Ein großer Möbelwagen und bald noch einer fuhren vor dem Hause Lindenstraße 14 vor. Die Wohnungstüren in der ersten Etage wurden weit aufgesperrt, und es ging ans Ausräumen.

Bertrams Wagen, der zuerst vorgefahren war, fuhr auch zuerst wieder ab. Eine halbe Stunde später folgte Hennigs Wagen. Er schlug ganz dieselbe Richtung ein,

die ersterer genommen, und wurde seltsamerweise in der nicht sehr entfernten Straße, wo Frau Hennig, beraten durch Walter, die neue Wohnung gemietet hatte, auch vor demselben Hause zum Stillstand gebracht, wo ersterer schon hielt und im Ausladen begriffen war.

Dörte stand gerade auf dem Treppenabsatze der ersten Etage, als Anna heraufstieg. Die Gesichter, die beide schnitten, als sie sich erblickten, wären wirklich wert gewesen, auf photographischen Platten festgehalten zu werden.

Aber plötzlich brachen die beiden Feindinnen in ein Lachen aus, ein so rückhaltlos fröhliches Lachen, daß die Möbeltransportmänner nahe daran waren, davon angesteckt zu werden.

„Ihr zieht in diese Etage?" rief Anna aus.

„Wie du siehst, ja."

„Und wir auch! Wir sind also wieder Flurnachbarn! Nicht zu glauben!"

„Wir sind tatsächlich wieder Nachbarn, Anna. Wir sollen, wie es scheint, nicht auseinanderkommen."

Impulsiv streckte Dörte ihrer Feindin die Hand hin. „Anna," fuhr sie fort, „das ist höheres Schicksal. Komm, wir wollen uns wieder vertragen."

Freudig schlug Anna ein.*)

Frau Bertram, die im Hintergrunde alles mit angehört hatte, erholte sich endlich einigermaßen von ihrem Erstaunen. Sie trat, aber immer noch kopfschüttelnd, aus ihrer neuen Wohnung auf den Treppenabsatz heraus. Anna begrüßte sie sogleich mit den sanftesten Tönen, die sie anzuschlagen vermochte. „Guten Tag, Frau Bertram."

---

*) Siehe das Titelbild.

Dann aber eilte das Mädchen ihrer Herrin entgegen, faßte sie glücklich unten im Hausflur ab und berichtete das Unglaubliche.

Und als sich Frau Hennig endlich ebenfalls einigermaßen von ihrem Erstaunen erholt hatte und die Treppe heraufstieg, und Frau Bertram noch auf dem Treppenabsatze antraf, mußten beide, ob sie wollten oder nicht, sich gegenseitig anlächeln. Und beide machten zu gleicher Zeit eine höfliche Verbeugung.

Dörte ihrerseits wollte Anna in nichts nachstehen, weswegen sie mit heiterer Miene Frau Hennig einen „schönen guten Tag" bot und einen „recht glücklichen Einzug" wünschte.

Da mußten die beiden Damen, wenn auch bei weitem nicht so laut wie vorher ihre Mädchen, aber doch ziemlich hell, auflachen. Und man kam in ein Gespräch, man wußte nicht wie.

Die Herren Gatten waren über den mehr als merkwürdigen Zufall nicht minder verwundert. Aber auch sie mußten sich, als sie sich anderen Tages begegneten, anlächeln und beeilten sich, ganz wie früher, ihre Hüte zu ziehen.

Die einzigen, die sich über den merkwürdigen Zufall nicht wunderten — das heißt insgeheim, öffentlich hielten sie damit ebenfalls nicht zurück — das waren Fräulein Käthe und Herr Walter.

Damit aber alles Vorhergegangene gründlich in Vergessenheit geriete, begab sich Walter, durch seine Frau Mama aufgefordert, am 5. Juli zu Bertrams hinüber und übermittelte eine Familieneinladung zum Sommerfeste der Arionen.

Und auf diesem haben es sich Käthe und Walter eifrigst angelegen sein lassen, alle Tänze, die ihnen beim Stiftungsfest entgangen waren, nachzuholen.

Als sich Käthe und Walter im Winter verlobt hatten, gebrauchte Dörte Anna gegenüber die Worte: „Anna, glaube mir's, wie wir nicht auseinanderkommen sollten, so sollten die zusammenkommen! Hier waltete ein höheres Schicksal."

Skiheil!

Wintersportbilder von M. Elsner.

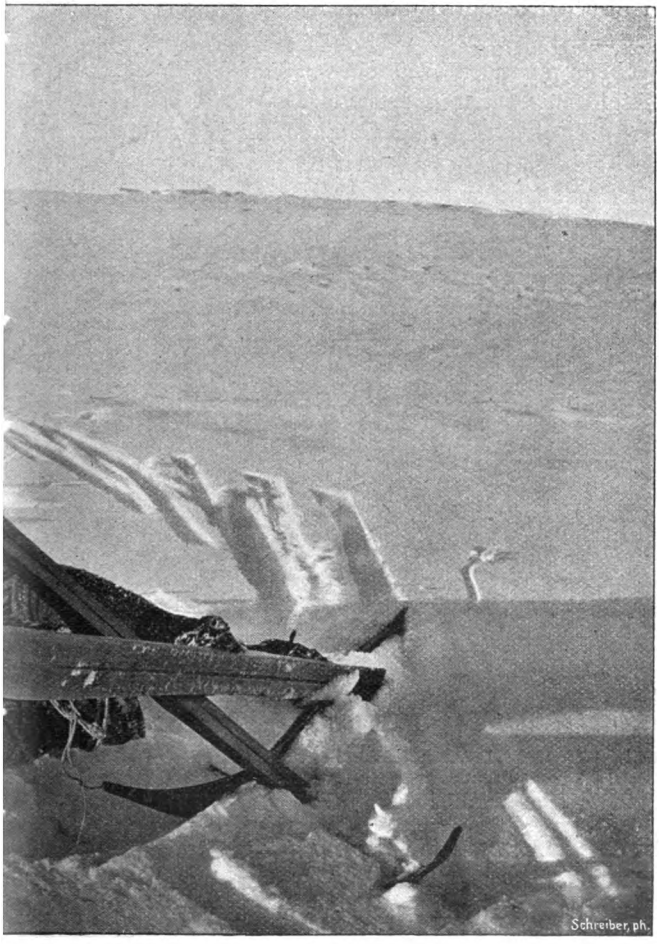
Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Freude am Sport, an der um des Vergnügens und um der Gesundheit willen geübten körperlichen Betätigung, hat sich in Deutschland bekanntlich viel später entwickelt als bei der Mehrzahl der uns rasseverwandten Völker. Es galt für beinahe selbstverständlich, daß sie — vom Eislauf abgesehen — einzig während der sogenannten schönen Jahreszeit ihre Berechtigung habe. Den Tummelplatz für die winterlichen Vergnügungen bildeten viel weniger Feld und Wald und Berg als die Kneipe und der Tanzsaal, höchstens vielleicht die von Ofenhitze und Tabaksqualm erfüllte Kegelbahn oder in den bevorzugten größeren Städten das geheizte Schwimmbassin. Von den köstlichen Reizen der winterlichen Natur, von ihrer oft alle sommerliche Pracht weit übertreffenden Schönheit und von ihrer stählenden Wirkung auf Körper und Geist des gesunden, bewegungsfreudigen Menschen hatte unsere junge Welt vielfach kaum eine Vorstellung.

Es ist noch nicht gar lange her, daß jeder, der einen Winterausflug in die deutschen oder österreichischen Alpen für lohnender und zuträglicher erklärte als eine Reise an die staubige Riviera, des mitleidigen Lächelns seiner Zuhörer gewiß sein durfte. In München freilich und in der nächsten Umgebung des schlesischen Gebirges wußte man schon seit geraumer Zeit, daß es für den

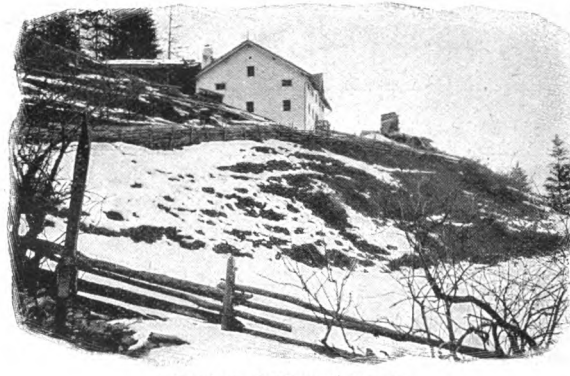
Aufwärts!

Ein 3



ımenſtoß.

in der Stubenluft ſchlaff und ungelenk gewordenen Körper kein beſſeres Auffriſchungsmittel gebe als eine verwegene Rodelpartie oder eine luſtige Hörnerſchlittenfahrt über den kniſternden Schnee des in ſeinem winterlichen Staatsgewande prangenden Bergwaldes. Im Flachlande aber hielt man dieſe Vergnügungen für viel zu kindlich, als daß ſich's verlohnen könnte, um ihretwillen etwa gar eine längere Reiſe zu unternehmen.



Wankers Gaſthaus in Pufels.

Unſeren Stammesbrüdern von der ſkandinaviſchen Halbinſel erſt haben wir's zu verdanken, daß man heutzutage auch im flachen deutſchen Norden vom Winterſport anders als mit ungläubigem Kopfſchütteln zu reden anfängt, und daß ein mit Schneeſchuhen ausgerüſteter Touriſt nicht mehr Gefahr läuft, von Straßenpaſſanten und Reiſegenoſſen ohne weiteres in die Klaſſe der „ſpleenigen Sportfexen" gezählt zu werden. Wie uns die Engländer das Rudern und das Fußballſpiel gelehrt haben, ſo lehrten uns Schweden und Norweger den Sport des Skilaufens, dem ſich an genußreicher

Eigenart und gesundheitsfördernder Wirkung vielleicht kein anderer ebenbürtig an die Seite stellen läßt.

Droben im schneereichen Norden freilich bedeutet die Benutzung der Skier schon seit undenklichen Zeiten nicht so sehr ein sportliches Vergnügen als — wenigstens für einen großen Teil des Landes — die einzige Möglichkeit des Verkehrs, und die erstaunlichen Kunst-

Frühstücksrast.

und Bravourleistungen skandinavischer Schneeschuhläufer, denen die erste anfeuernde Wirkung auf den ehrgeizigen Nachahmungstrieb der deutschen Jugend zuzuschreiben sein mag, werden bei uns vermutlich immer unerreicht bleiben.

Denn bis zur vollkommenen Meisterschaft im Skilauf ist es ein weiter und langwieriger Weg. Die langen Bretter, die auf eine so verzweifelt eigenwillige Art unter den Füßen des Ungeübten just dahin zu streben pflegen, wohin zu gelangen durchaus nicht in seiner Absicht lag, lassen sich nicht so leicht regieren, wie es

uns beim Anblick eines in flotter Fahrt dahinsausenden Skiläufers scheinen mag, und man muß, gleich dem Norweger, seine Übungen schon in frühester Jugend begonnen haben, um sich gleich ihm der Schneeschuhe fast auf jedem Terrain und zur Ausführung der waghalsigsten Kunststücke bedienen zu können.

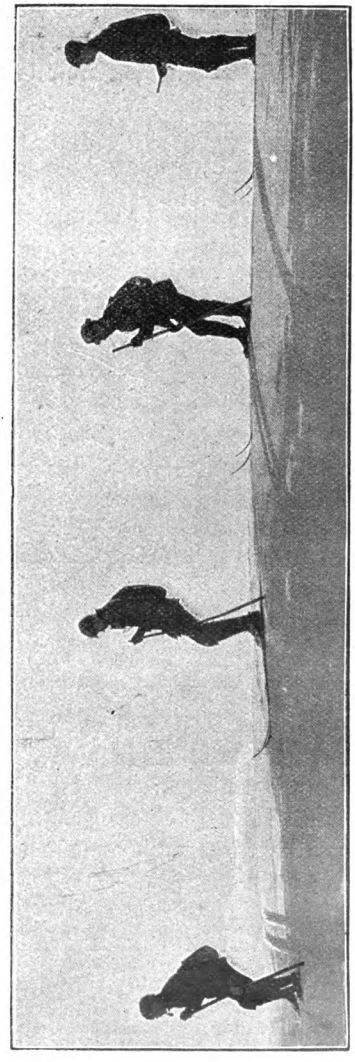
Virtuosenstückchen wie den Weitsprung über 25 bis 30 Meter wird man unseren skandinavischen Freunden in Deutschland wohl nicht so bald nachmachen. Aber sie sind auch glücklicherweise nicht notwendig für die praktische Ausübung des gesunden, Leib und Seele gleicherweise erfrischenden Sports.

Zur Erwerbung einer gewissen Fertigkeit bedarf es neben dem allerdings unerläßlichen Vorrat an Beherztheit und Ausdauer nur eines geschmeidigen Rückens und elastischer Schenkel. Sind einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden und schwebt der Neuling nicht mehr in ständiger Gefahr, daß ihm sehr gegen seinen Willen die Beine nach rechts und nach links zu entfliehen suchen, so machen sich die Annehmlichkeiten der neuen Fortbewegungsart sicherlich bald in einer Weise bemerkbar, die ein Unbehagen über dies und jenes, auch in der Folge noch unvermeidliche kleine Mißgeschick gar nicht mehr aufkommen läßt.

Natürlich darf der Anfänger nicht gleich an Gebirgstouren denken, bei denen unvorhergesehene Terrainschwierigkeiten und ungünstige Schneeverhältnisse oft recht erhebliche Anforderungen an die Geschicklichkeit, die Geistesgegenwart und den Mut des Skiläufers stellen. Er wird vielmehr seine in der Entwicklung begriffene Kunstfertigkeit zunächst nur auf ebenem Gelände und an sanft geneigten Hängen erproben, wo eine gelegentliche unfreiwillige Berührung mit dem Schnee keinerlei bedenkliche Folgen haben kann. Auch wird er sich bei

ſolchem „Training“ ſo gründlich als mög-lich mit allen Eigen-tümlichkeiten ſeiner Skier vertraut zu machen ſuchen, von deren tadelloſer Be-ſchaffenheit das Ver-gnügen am Schnee-ſchuhlauf in nicht ge-ringerem Maße ab-hängig iſt als von der Geſchicklichkeit des Läufers.

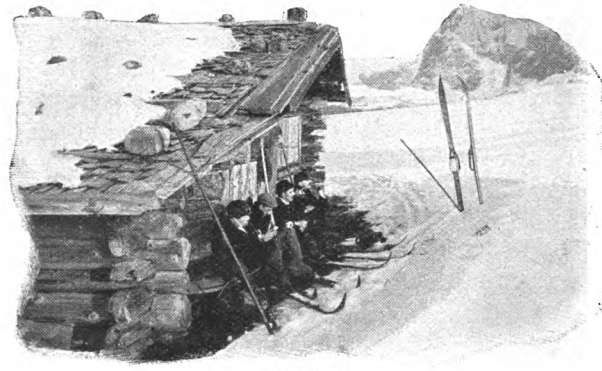
Gerade in dieſer Hinſicht wird bei uns noch ſehr viel geſün-digt. Für den Nord-länder iſt die Wahl ſeiner Schneeſchuhe eine Sache von höch-ſter Wichtigkeit, und mangelhafte Erzeug-niſſe würden bei der Sachkenntnis der Käu-fer dort kaum auf Abnehmer rechnen dürfen, in Deutſch-land bedarf man erſt noch der größeren Er-fahrung, um bei der Wahl auch immer das Richtige zu treffen. Es kann daher dem



Flotte Fahrt.

angehenden Skiläufer nicht dringend genug empfohlen werden, sich bei der Anschaffung seiner Schneeschuhe eines sachverständigen Beirats zu bedienen, wenn er vor unliebsamen Erfahrungen bewahrt bleiben will, die oft recht teuer bezahlt werden müssen.

Hat er dann die nötige Sicherheit in der Beherrschung seines etwas launenhaften Beförderungsmittels erlangt und Selbstvertrauen genug gewonnen, um bei



Mittagsrast.

gegebener Notwendigkeit auch vor einer kleinen Tollkühnheit nicht zurückzuschrecken, die sich für den Zuschauer meist gefährlicher ansieht, als sie es wirklich ist, so darf er nach einem geeigneten Gelände im deutschen Mittelgebirge Umschau halten, wo er sich mit den Reizen des berglichen Wintersports bekannt machen kann, ohne gleich Leib und Leben einsetzen zu müssen. Noch höhere Ziele soll er sich selbstverständlich nur dann stecken, wenn ihm das Hochgebirge kein unbekanntes Gebiet mehr ist, und wenn er durch eine genügende Anzahl sommerlicher Bergtouren nicht nur das Maß seiner Kräfte erprobt,

Das Joch Schouef (2014 Meter). Im Hintergrunde Langkofelgruppe.

sondern auch Erfahrung genug erworben hat, um unvermuteten Zwischenfällen leidlich gerüstet gegenüberzustehen.

Daß eine Skifahrt im winterlichen Hochgebirge niemals allein unternommen werden soll, ist ein Gesetz, gegen das nur krasse Unerfahrenheit oder sündhafter Wagemut verstoßen könnte. Für Bekleidung, Verproviantierung und Lebensweise gelten natürlich in verschärftem Maße alle jene Verhaltungsregeln, mit denen der verständige Alpinist viel zu gut vertraut ist, als daß es ihrer Aufzählung an dieser Stelle bedürfen sollte.

In einer Reihe vortrefflicher Momentaufnahmen können wir unseren Lesern eine solche fröhliche Skifahrt im Bereich der Tiroler Dolomiten bildlich vorführen, und zur Erläuterung der Bilder mag Emil Terschak, dem sie ihre Entstehung verdanken, selbst das Wort erhalten.

„Mit fröhlichem Skiheil" — so erzählt er — „begrüßten wir uns frühmorgens, als wir zum Abmarsch vor St. Ulrich in Gröden zusammentrafen. Ein tiefdunkelblauer Himmel spannt sich über das prächtige Grödnergebiet, nur wenige Wölkchen treibt der Nordwind durch den unendlichen Raum über uns. Die Temperatur ist angenehm, im Schatten — 6 Grad R. Überall funkelt's und leuchtet's auf dem Schnee. Die Meisen zwitschern in den Bäumen, ein herrlicher Tag!

Schwerbepackt steigen wir den stark vereisten Weg nach dem kleinen Bergdorfe Pufels hinauf, woselbst wir natürlich in Wankers Gasthaus, der ‚letzten Wohnstätte menschlicher Wesen', Frühstück halten. — Von Pufels zieht der Weg abermals sehr steil südwärts gegen die Seiseralpe hinauf, und erst nach drei Stunden von St. Ulrich haben wir die Heißböckschwaige erreicht,

Auf der Talfahrt.

von wo die Skiarbeit beginnen soll. Der Schnee ist leider nur mittelmäßig, die Skier schneiden tief ein. Aber das macht nichts; vor uns die schneeige, endlos scheinende Seiseralpe, schnallen wir die Skier an, immer aufwärts über Hügel und durch breite und enge Mulden gegen die südwärts liegenden Roßzähne. Die Aussicht wird umfassender, schon tauchen die in märchenhaften Duft gehüllten, vergletscherten Häupter der Ortler, Ötztaler und Zillertaler Alpen auf, gegen Osten die Geislergruppe und im Südost der mächtige Langkofel mit seinen verschiedenen Trabanten. Hin und wieder klingt helles Gelächter durch die winterstarre Einsamkeit. Einer von uns ist kopfüber im Schnee vergraben — zum Schaden auch noch den Spott!

Der lange breite Rücken, welcher als ‚Joch Schouef' bezeichnet wird, ist erreicht, die Steigung ist nur noch gering, und da hier der Schnee sehr gut ist, eilen wir in rascher Fahrt weiter gegen einen kleinen Heustadel, woselbst wir ausgiebige Mittagsrast machen. Nun noch ein Stück gegen Süden und der erste Ausläufer der Roßzähne ist erreicht. Die Querung der ganzen Seiseralpe von Nord nach Süd ist zum ersten Male einer größeren Skigesellschaft, mit einem Zeitaufwand von nur zweieinhalb Stunden ab Heißböckschwaige, geglückt.

Unser Ziel ist erreicht, nun geht's wieder talwärts. Noch einen Blick ringsum auf die herrliche Bergwelt — auf Wiedersehen! — wir schnallen die Skier fest, und in sausender Fahrt fliegen wir über die weiße, schimmernde Bahn."

In solcher Talfahrt liegt natürlich der eigentliche Reiz solcher Partien, und man wird das Vergnügen, das sie gewährt, leicht verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dieselbe Strecke, die beim Aufstieg einen Zeitaufwand von zwei bis zweieinhalb Stunden

erforderte, dabei in fünfzehn bis achtzehn Minuten zurückgelegt wird — vorausgesetzt natürlich, daß es ohne störende Zwischenfälle abgeht. Doch auch diese, selbst wenn sie so erschrecklich aussehen, wie der Zusammenstoß der beiden Skifahrer auf unserem Bilde, sind in den allermeisten Fällen viel eher danach angetan, die fröhliche Stimmung der Fahrtteilnehmer zu erhöhen, als sie zu beeinträchtigen oder dem begeisterten Freunde des Wintersports am Ende gar das Verlangen nach einer baldigen Wiederholung des einzigartigen Genusses zu verleiden.

Stiefmütterchen.

Novelle von Lenore Pany.

(Nachdruck verboten.)

In aller Stille hatten ſie Hochzeit gemacht, er, der verwitwete Profeſſor Kamp, ſie, die kleine Lehrerin mit dem ſüßen Geſichtchen und der ſcheuen Bangigkeit vor dem ſiebzehnjährigen Jungen, an dem ſie von nun an Mutterſtelle vertreten ſollte, und der ihr ſchon bei dem erſten Beſuch, den er der Braut ſeines Vaters abgeſtattet, mit ſo unverhohlener Unliebenswürdigkeit entgegengekommen war. Hans war auch nicht bei der Trauung zugegen geweſen. Profeſſor Kamp hatte ihm von der Schule für ein paar Tage Urlaub ausgewirkt und ihn zu Verwandten geſchickt, damit er durch ſein ſchroffes Benehmen die Feier nicht ſtöre, und die junge, zaghafte Frau nicht ſchon im Beginn ihres Hausſtandes entmutigt werde.

Die Hochzeitsreiſe hatten ſie in Anbetracht der nahenden Hauptferien verſchoben. Felice bezog gleich nach der Trauung ihr neues Heim, in welchem ſie ſich an der Seite ihres Mannes, zu dem ſie mit vollem Vertrauen aufſah, ſo wohl geborgen fühlte.

Es gelang ihr nicht völlig, ihren Schreck zu verbergen, als Hans nach vier Tagen des reinſten Glückes eines Abends unvermutet erſchien.

„Ich küsse die Hände, Stiefmama," sagte er ironisch lächelnd, während er, mit der Reisetasche schlenkernd, vor ihr im Vorzimmer stehen blieb.

Sie beeilte sich, ihm die Tasche abzunehmen. „Grüß dich Gott, Hans. Wie geht's dir? Hast du dich gut unterhalten?"

„Danke — die verordnete Hochzeitsreise hat mir recht gut angeschlagen." Mit einem schadenfrohen Blick das heiße Erröten der jungen Frau bemerkend, ging er ihr voraus. „Aha, hier duftet ja schon der trauliche Familienherd," bemerkte er, in die Küche schnuppernd. „Was gibt's denn Gutes heute?"

„Gerollten Rostbraten."

„Mag ich. Ist für mich auch was da?"

„Wir haben dich erst morgen zurückerwartet. Aber das Versäumte ist schnell nachgeholt."

Er lachte. „Ja, das Zufrühkommen ist oft eine böse Sache."

Schweigend trug ihm Felice die Handtasche voraus in sein Zimmer, was er ruhig zuließ.

„Ist der Vater daheim?" fragte er, sich in einen Sessel werfend, als wolle er dadurch andeuten, daß er trotz allem hier zu Hause sei.

Felice verneinte. „Er ist in die Stadt gegangen. Wenn du aber hungrig bist, brauchst du es nur zu sagen. Ein Butterbrot und ein Glas Wein wird wohl zunächst genügen."

Hans trommelte auf der Tischplatte. „Haben Sie's bei der Hand, Frau Stiefmama?"

Sie fuhr zusammen. „Gewiß. Doch warum sagst du ‚Sie'? Dein Vater wünscht, daß wir uns duzen. Fällt es dir so schwer?"

Statt zu antworten, begann er ächzend seine Stiefel auszuziehen. „Diese Hitze!"

„Ich soll dir also nichts zu essen bringen?“ fragte Felice, all ihre Selbstbeherrschung aufbietend.

„Meinetwegen, eine Kleinigkeit. Und“ — er nahm den leeren Krug vom Waschtisch und schob ihn vor sie hin — „waschen möchte ich mich auch.“

„Du wirst dich gedulden müssen. Marie ist fortgegangen.“

„So!“ Verwundert über die unerwartete Abweisung steckte er die Hand in den Krug und ließ ihn im Kreise tanzen.

„Zerbrich ihn nicht, denn es ist ein wertvolles Stück,“ warnte sie, dem Spiel mit Unbehagen zusehend.

„Ich weiß. Das Service ist ja von meiner Mutter.“

Felice biß sich auf die Lippen. Schweigend ging sie in die Küche, ordnete ein Tablett mit Erfrischungen und stellte es Hans auf den Tisch, um sogleich wieder zu verschwinden. Draußen preßte sie einen Augenblick die Hand auf ihr pochendes Herz.

„Nun, was ist's?“ fragte da eine bekannte Stimme hinter ihr.

Sie fuhr zusammen. „Hans ist gekommen,“ sagte sie, ihren Gatten begrüßend. „Er ist in seinem Zimmer und stärkt sich ein wenig.“

„Da ist er also früher gekommen, als wir ihn erwarteten. Hat er die Zeit gut hingebracht?“

„Ich glaube, ja. Willst du indessen zu ihm hineingehen und ihm Gesellschaft leisten? Wir werden heute später essen, da ich noch etwas nachholen lassen muß.“

Eine halbe Stunde später setzte man sich zum gemeinsamen Mahle nieder. Hans zeigte sich auffallend gesprächig, doch vermied er es, an Felice, welche still und in sich zusammengesunken dasaß, das Wort zu richten. Sie fühlte den Hohn heraus, welcher in dem artigen Ton lag, den er jetzt in Gegenwart des Vaters

ihr gegenüber anschlug, und während auf ihren Lippen ein duldendes Lächeln lag, fuhr sie wiederholt mit der Hand über die Stirne hin, als ob die aus ihren glänzend-braunen Haaren geflochtene Krone, welche ihr Haupt zierte, ihr Schmerz verursache.

Nach dem Abendbrot küßte der Professor seine Frau und empfahl sich, um noch drüben in seinem Zimmer zu arbeiten.

„Hans bleibt bei dir," sagte er, seiner Frau zunickend.

Hans fuhr unwillig empor. „Ich habe auch zu arbeiten, Papa."

„So laß dich nicht aufhalten," sagte Felice müde.

Das reizte ihn. „Nun, ich kann ja auch bleiben!" sagte er trotzig. „Also, was willst du?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nichts will ich, Hans. Oder doch. Sag mir, was du gerne ißt. Ich möchte morgen deinem Geschmack Rechnung tragen."

Er drehte die Daumen übereinander. „Das ist ein gefährliches Anerbieten," meinte er spöttisch. „Die da draußen sieht nicht aus, als ob sie was könnte."

„Von Marie ist auch gar nicht die Rede. Ich koche selbst."

„Ja, kannst du's denn?"

„Warum soll ich es nicht können?"

„Na, ich meinte nur. Der Vater von einem meiner Kameraden hat nämlich auch eine sogenannte höhere Tochter geheiratet und erzählt noch immer mit Vergnügen von dem ersten Frühstück, das ihm seine Frau vorgesetzt hat. Er wollte zwei weiche Eier haben. Nachdem er eine halbe Stunde vergeblich darauf gewartet hatte, ging er in die Küche, um selbst nachzusehen, und fand seine Frau in großer Aufregung. Die Eier wollten trotz eifrigen Siedens nicht weich werden. Ha, ha ..."

Er warf den Kopf in den Nacken und lachte aus vollem Halse.

Felice wurde rot. „Das wäre freilich schlimm," sagte sie erkünstelt heiter, „aber dazu wird es bei mir nicht kommen. — Geh jetzt auf dein Zimmer, Hans, und bereite dich für morgen in die Schule vor. Wenn ich dir vielleicht dabei helfen kann, werde ich es sehr gerne tun."

„Du meinst also, daß wir im Gymnasium auch nichts anderes lernen als in der Volksschule?"

„O nein. Allein man lernt doch immer ein beträchtlich Teil mehr, als man später zum Unterrichten braucht."

„Nun, wir werden sehen. Vielleicht rufe ich dich einmal in meiner Todesnot. Für heute, gute Nacht, verehrte Mama!" Er schlug die Hacken zusammen und entfernte sich, einen Gassenhauer pfeifend.

Die junge Frau blieb allein zurück. Das Herz war ihr zum Brechen schwer. Sie nahm eine Zeitung zur Hand und setzte sich damit an den Tisch, legte sie aber gleich wieder beiseite und ging hinüber in das Zimmer ihres Mannes, obwohl sie wußte, daß er bei seiner Arbeit nicht gerne gestört sein wollte.

„Tom," sagte sie, ihn von rückwärts umfassend, „störe ich dich?"

Er wandte sich und zog sie zu sich aufs Knie. „Was will mein kleines Frauchen?"

Ein wehes Zucken glitt um ihren Mund. „Alle fragen mich, was ich will. Muß ich denn immer etwas wollen? Kann ich nicht auch ohne bestimmten Grund zu dir kommen?"

„Nun, natürlich kannst du das. Ich dachte nur, weil du sonst nie hereinkommst, wenn ich arbeite, müsse es etwas ganz Besonderes sein."

„Es ist nichts Besonderes. Aber ich war allein

drüben, und da wurde plötzlich das Zimmer so groß vor meinen Augen, daß ich mich zu fürchten anfing. Du bist doch nicht böse?"

Er lachte und zog ihr scherzend die Nadeln aus dem Haar, um sich die lang herabfallenden Flechten um den Hals zu schlingen. „Gefangen!" sagte er fröhlich.

Sie achtete nicht auf den Scherz. Mit dem Zeigefinger betastete sie ihm aufmerksam Stirn und Augenbrauen, und als sie zum Mund gelangte, neigte sie sich rasch und küßte ihn.

„Tom!"

„Was mein Schatz?"

„Lieb hab' ich dich, Tom!"

„Nun, das steht hoffentlich außer allem Zweifel."

„Freilich, Tom, ich hätte dich ja sonst nicht geheiratet. Aber du erinnerst dich doch noch — ich habe mich anfangs unbändig gesträubt, ich wollte nicht trotz aller Liebe ... du erinnerst dich, Tom?"

„Und ob!" lachte er. „Es kostete mich meine ganze Überredungskunst, um dich zu überzeugen, daß du ein kleines Närrchen bist und an Hirngespinsten laborierst. Meine Liebe hat schließlich gesiegt, und nun bist du trotz allen Sträubens eine glückliche Frau geworden."

Sie neigte das Haupt ein wenig tiefer. „Nicht ganz glücklich," sagte sie leise, an seinem Bart zupfend.

„Felice!"

Sie schwieg.

„Fehlt dir etwas zu deinem Glück?" fragte er.

Sie nickte heftig. „Hans fehlt mir. Solange dein Kind nicht auch meines geworden ist, werde ich mich nicht ganz glücklich fühlen."

„War er unartig gegen dich?"

„Nein, nein — aber du weißt doch, Tom, ich habe mich immer schon so gefürchtet vor dem Moment, da

ich seine Erziehung in meine Hände würde nehmen müssen. Der Moment ist da, und —"

Sie schwieg und schlang hilflos die Arme um ihn.

Der Professor räusperte sich. „Ich begreife deine Furcht nicht," meinte er nachdenklich. „Du hast doch mit so viel Geschick eine ganze Klasse erzogen."

„Ja, Kinder!" fiel sie ein. „Es war leicht, die zu lenken, denn sie besaßen den Glauben. Du als Pädagoge weißt ja ebensogut wie ich, welches das Geheimnis der Erziehung ist: beim Kinde der Glaube, beim Lehrer die Liebe. Und schließlich tritt jene Wechselwirkung ein, auf der sich die Frucht der Erziehung aufbaut. Man glaubt und liebt einander. Hans aber glaubt nicht an mich und liebt mich auch nicht. Ich bin ein Eindringling in seinen Augen, den er haßt und den er weit fortwünscht. Auch wenn er es nicht mit Worten ausspricht, weiß ich, daß er so denkt. Rate mir also, wie ich ihm kommen soll, um ihn zu gewinnen. Ich selbst weiß mir keinen Rat."

Der Professor drückte sie an sich. „Liebe ihn, so wird auch er dich lieben. Nicht heute und nicht morgen vielleicht, aber er wird dich lieben, Felice. Du mußt nur Geduld haben mit ihm."

„Das will ich ja, Tom."

„Und für den Anfang die Zügel etwas locker lassen, damit sein knabenhafter Trotz nicht noch mehr aufgestachelt, sondern besänftigt wird."

„Es ist mein fester Vorsatz, Tom. Aber ich habe einen so schweren Stand. Du mußt nicht denken, Tom, daß mir für den Schmerz deines Kindes, den ihm der Verlust der Mutter bereitet, das Verständnis fehlt, im Gegenteil, ich begreife ihn nur zu gut, und eben weil ich ihn verstehe, verzeihe ich ihm auch aus vollem Herzen den Haß, den er mir entgegenbringt. Es läßt

sich aber nicht gut mit ihm darüber reden. Sprich zum Knaben, und er wird sofort den Mann herauskehren wollen, und behandelst du ihn als Erwachsenen, so wird er dir doch in vielem nicht folgen können."

Der Professor schielte verstohlen nach seiner angefangenen Arbeit. „Es wird schon werden," tröstete er, „laß dir nur Zeit. Aller Anfang ist schwer. Die Hauptsache ist, daß ihr recht viel zusammen seid, damit sich die Empfindung des Fremdseins bald verwischt. Ich werde das veranlassen. Gute Nacht, Schatz!"

Sie glitt von seinem Schoß herab, küßte ihn und warf ihm dann noch von der Mitte des Zimmers aus mit glühendem Antlitz eine Kußhand zu.

„Gute Nacht, lieber Tom!" sagte sie hinaushuschend.

Aber als sie die Tür hinter sich zuschließen wollte, prallte sie erschrocken zurück.

Hans stand ihr mit einer Lampe gegenüber. Sein höhnender Blick fiel auf ihre gelösten Flechten und heftete sich auf den weißen Spitzenkragen, welcher sich unter der Liebkosung des Gatten etwas verschoben hatte.

„Entschuldige," sagte er. „Es ist finster hier, und ich will noch zu Papa hinein. Verzeih, wenn ich dich erschreckt habe."

Aus seinen Augen brach jetzt offen der grimmige Haß, den er für diejenige bereit hielt, welche seinen Vater in ihre Netze gelockt hatte.

Mit zitternden Fingern nestelte Felice an ihrem Haar. „Du solltest Papa jetzt nicht stören, er arbeitet. Aber wenn es so dringend ist, wird er dich wohl annehmen." Ihr Kleid zusammenraffend, lief sie an ihm vorüber, während er ihr mit einem triumphierenden Lächeln nachsah.

Sie zweifelte nicht daran, daß er sie absichtlich

belauscht hatte, um sie dann durch sein plötzliches Erscheinen zu beschämen, und sie fühlte sein ironisches Lächeln, ohne daß sie es sah.

— — — — — — — — — — — —

Mit bleichem Gesicht erschien Felice am nächsten Morgen zum Frühstück.

„Ist dir nicht wohl?“ fragte der Professor, welcher die Veränderung sofort bemerkte.

Sie versuchte ein Lächeln. „O nein — mir ist ganz wohl, Tom.“

„Warum bist du dann so blaß?“

„Ich weiß nicht, Tom. Mir ist wirklich ganz wohl.“

Hans lächelte schadenfroh in seine Tasse. Es freute ihn, daß sie litt. Alle sollten sie leiden dafür, daß sie ihm, dem Unschuldigen, so viel Bitterkeit aufzwangen. Tropfen um Tropfen würde er der blassen Dulderin in den Becher gießen, bis das Gift ihr ganzes Eheglück zerstört hatte, das sie aus seinen Tränen rücksichtslos geschöpft. Sie sollten ihn schon zu fühlen bekommen, den „dummen Jungen“, der nicht mitzählte!

— — — — — — — — — — — —

Einige Tage später kam Hans um die Mittagsstunde mit finsterem Gesicht von der Schule heim, und anstatt wie sonst sogleich nach dem Essen zu verschwinden, wartete er, bis Professor Kamp sich entfernt hatte, und pflanzte sich dann in drohender Haltung vor Felice auf.

„Heute kannst du lachen,“ sagte er, indem er ihr ein blaues Heft in den Schoß warf, „ich habe in der letzten Schularbeit eine elende Note davongetragen.“

Felice erblaßte. „Du meinst also, daß ich mich freuen werde, wenn Papa dich schilt?“ fragte sie, das Heft aufschlagend.

„Jawohl. Wahrscheinlich werden es alle tun, die so plötzlich zu einem Sohn kommen wie du."

Sie schaute ihn vorwurfsvoll an. „Du tust mir sehr unrecht, Hans. Aber" — erschrocken näherte sie das Heft den Augen — „ist es möglich? Eine so schlechte Note hast du bekommen?"

„Wie du siehst. Ich glaube nicht, daß der Professor sich geirrt hat."

„Ich begreife das gar nicht. Du sollst doch gerade in diesem Fach sehr tüchtig sein! Warst du so zerstreut an dem Tag?"

Seine Augen begannen zu glimmen. „Ich will es dir sagen, was schuld daran war: du — du allein!"

„Hans!" Sie ließ das Heft zu Boden fallen und sprang auf. „Erkläre dich, was soll das heißen?" stieß sie bebend hervor.

„Das soll heißen, daß sie mich gereizt haben, bis mir ganz wirr im Kopfe wurde und ich blindlings drauf los schrieb, nur um die Seiten zu füllen." Er ballte die Faust, und ein erstickter Laut, der wie ein Schluchzen klang, rang sich aus seiner Kehle.

„Ausgelacht haben sie mich, ausgelacht, weil ich so dumm war und es mir gefallen ließ, daß Papa mir eine Stiefmutter gab, die dem Alter nach meine Schwester sein könnte!"

Starr vor Entsetzen blickte Felice in sein von Schmerz und Haß entstelltes Gesicht. Sie wollte etwas erwidern, aber die Stimme versagte ihr, und nur der Ausdruck grenzenlosen Mitleids, welcher sich in ihren Zügen malte, gab Antwort.

Langsam richtete Hans sich wieder in die Höhe. „Wundere dich also nicht, wenn ich nicht, wie du vielleicht erwartet, als gehorsames Kind zu deinen Füßen kniee," fuhr er heißer fort. „Solange noch ein

Atom von Kraft in meinen Adern ist, wehre ich mich gegen deine Herrschaft, ich erkenne dich nicht an als meine Mutter, ich hasse dich, so wie du mich hassest, wenn du auch —"

„Das ist nicht wahr!" schrie sie gepeinigt auf. „Ich habe dich lieb, Hans, ehrlich lieb. Frage doch einmal deinen Vater, wie ich über dich denke. Erst gestern habe ich ihm gesagt, daß ich mich über dein gutes Herz freue, welches du so offenkundig anderen bezeigst, und wie bitter ich es empfinde, daß du meiner Liebe so hartnäckig aus dem Wege gehst."

Er lachte auf. „Gutes Herz — Liebe — ha, ha — du liebst mich am Ende gar?" Ein glühender Blick traf sie. „Ich weiß ja, du sagst das alles nur, um dich bei Papa schön zu machen, du willst dich einschm—"

Die Tür flog auf.

„Was geht hier vor?" fragte der Professor scharf, auf der Schwelle stehen bleibend.

Felice faßte sich zuerst. „Hans hat mir soeben gestanden, daß er in der letzten Schularbeit eine schlechte Note erhalten hat," sagte sie, das Heft vom Boden aufleseud. „Schilt ihn nicht dafür, Tom. Er wird das nächste Mal doppelt so gut arbeiten. Vielleicht war er an dem Tage nicht ganz wohl."

Abwehrend streckte Hans den Arm gegen sie aus. „O nein, das ist es nicht. Sie braucht mich auch gar nicht zu verteidigen, sie soll mich nur verklagen und die Wahrheit eingestehen. Ich habe ihr gesagt, daß ich sie hasse, daß —"

„Hans! Augenblicklich widerrufst du oder —"

„Was?"

„Da, sieh her!" Aufs äußerste gereizt hob der Professor die Rechte.

„Nun, so schlag zu! Ich —"

Felice hatte sich mit einem Schrei dazwischen geworfen, mit ihrem eigenen Leib den Knaben deckend. Der Schlag sauste nieder und traf mit voller Wucht ihre Schulter. Doch sie zuckte nicht, noch immer hielten ihre Arme Hans umklammert.

Endlich lösten sie sich. Totenbleich blickten die drei einander an.

„Geh auf dein Zimmer!“ befahl der Professor. „Und komme mir nicht vor die Augen, bevor ich dich rufe!“

Hans verschwand.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen, legte der Professor den Arm um seine Frau. „Warum hast du mich gehindert, Hans zu züchtigen?“ fragte er im Tone des Vorwurfs, indem er ihr leise die getroffene Stelle streichelte. „Es war nicht recht von dir, den Schlag auf dich zu nehmen.“

Sie küßte lächelnd seine kosende Hand. „Wenn Hans ihn bekommen hätte, würde es mir viel weher getan haben, Tom. Er soll nicht leiden um meinetwillen.“

„So bist du größer als er und ich.“

„Nicht größer, Tom, nur gerechter. Und vielleicht habe ich mir damit doch eine kleine Stufe zu Hansens Herz gebaut. Ich habe ihn ja so lieb, den armen Jungen.“

„Auch jetzt noch, Felice?“

„Mehr denn je,“ hauchte sie.

Er fühlte, wie sie in seinen Armen zitterte, und hob erschrocken ihr Gesicht. „Gestehe, du bist nicht wohl, Felice?“

„Die Aufregung, Tom.“

„So leg dich hin.“ Er nahm ihre zarte Gestalt in seine Arme und trug sie auf den Diwan. Mit zärt-

licher Besorgnis strich er über ihre heiße Stirn. „Möchtest du schlafen, Felice?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, daß ich es kann."

„Versuch es wenigstens, es wird dir gut tun." Er küßte sie und wandte sich ab. „Womit könnte ich dir für den ausgestandenen Schreck eine Freude machen?" fragte er, an der Türe stehen bleibend.

Sie richtete sich halb empor. „Schicke mir Hans — und, bitte, Tom, schilt ihn heute nicht mehr!"

Gerührt sah er sie an. „Ich schicke ihn dir, Felice."

Mit geschlossenen Augen lag die junge Frau da. Am liebsten wäre sie für immer so still dagelegen, still und tot. Dann würde es Frieden in ihrem gemarterten Herzen, und sie war niemand mehr zur Last.

Ein Klopfen an der Tür weckte sie aus ihren bitteren Gedanken.

„Herein!" sagte sie, ohne den Kopf zu wenden.

Hans trat neben das Sofa. „Papa schickt mich fragen, wie es dir geht," sagte er.

„Ich danke dir, Hans. Es ist mir schon viel besser." Sie streckte ihm mit mildem Lächeln die Hand entgegen.

Hans übersah die Hand. Er zog sein Taschentuch, putzte sich lärmend die Nase und schaute eigensinnig zum Fenster hinaus.

Enttäuscht zog Felice die Hand zurück. „Willst du dich nicht setzen?" fragte sie.

„Ich muß arbeiten."

„Für morgen?"

„Ja, für morgen." Sein Blick streifte ihr Gesicht. „Tut dir's noch weh?" fragte er mit Überwindung.

Ein hoffender Strahl glitt über ihre Züge. „Nein, Hans. Eine Mutter empfindet immer nur den Schlag, den ihr Kind erhält, nie den eigenen."

Um seinen Mund zuckte es. „Da bin ich dir jetzt eigentlich Revanche schuldig," sagte er mit seiner gewohnten ironischen Art. „Es wird sich aber nur schwer Gelegenheit dazu bieten."

„Wer weiß, Hans. Vielleicht bin ich einmal noch recht sehr auf deinen männlichen Schutz angewiesen. Dann kannst du mir's danken. Im übrigen darfst du nicht vergessen, daß dein Vater im Recht war, als er dich strafen wollte."

„Warum hast du ihn dann gehindert?"

„Weil ich dich liebhabe, Hans. Und weil ich nicht wollte, daß du meinetwegen —"

Sein Gesicht verfinsterte sich jählings. „Ich werde also berichten, daß es dir besser geht," sagte er, indem er sie rasch verließ.

Wieder war es still geworden im Zimmer. Felice hatte das Gesicht in dem Polster vergraben und weinte leise in ihr Taschentuch. Sie überhörte es, als nach einer Weile die Tür ging, und fuhr erschreckt auf, als sich plötzlich jemand über sie neigte und ihr das Tuch von den Augen zog.

„Du weinst?" fragte der Professor bestürzt.

Hastig setzte sie sich auf. „O nein, es kam nur den so über mich. Gib mir das Tuch, Tom. Sieh, es ist schon wieder gut."

Er nahm an ihrer Seite Platz und betrachtete sie prüfend. „War Hans wirklich bei dir?"

„Ja, Tom."

„Hat er dich um Verzeihung gebeten?"

„Nein, Tom. Ich rechnete auch gar nicht darauf, daß er dies tun würde, ich wäre schon zufrieden, wenn er mir durch sein Benehmen zeigte, daß er bereut. Aber ich fürchte —" Sie schwieg und lehnte schweratmend das braune Köpfchen an seine Schulter.

Der Professor zerrte aufgeregt an seinem Bart. „Du meinst also, daß er nie anders werden wird?"

„Ja, das fürchte ich, Tom. Was ihm der eigene Haß nicht diktiert, das diktieren ihm seine Kameraden. Er hat es mir selbst gesagt. Sie lachen ihn aus, weil du ihm eine so junge —"

Das Wort blieb ihr in der Kehle stecken.

Der Professor schüttelte den Kopf. „Das ist ja alles Torheit," sagte er ärgerlich, „und ich will doch sehen, ob meine Autorität so gering ist, daß ich den Trotz dieses Knaben nicht brechen kann. Es darf nie wieder vorkommen, daß er dich so behandelt, wie ich es heute mitanhören mußte."

„Deine Strenge wird seinen Haß nur fördern, Tom."

„Warten wir's ab."

„Und wenn alles vergebens ist, und weder meine Liebe noch deine Strenge ihn umstimmt?"

„Auch dann weiß ich Rat. Du sollst nicht gedemütigt werden durch die Frechheit eines unmündigen Jungen, der deine Güte nicht schätzt. Ich habe Hans versprochen, daß er die kommenden Ferien, welche wir beide ohnedies zu unserer Reise ausersehen haben, auswärts zubringen darf, und ist seine Starrheit bis dahin die gleiche geblieben, schicke ich ihn im Herbst in eine andere Stadt."

„Um meinetwillen!" hauchte sie schmerzlich.

Schweigend sannen sie eine Weile vor sich hin. Als der Professor sich endlich mit einer Frage an Felice wandte, erhielt er keine Antwort. Die Müdigkeit hatte sie überwältigt. Sie war eingeschlafen.

Unwillkürlich hielt er den Atem an, um sie nicht zu wecken. Er vergaß, daß drüben auf seinem Schreibtisch die Arbeit lag, an der er heute noch ein gutes Stück vorwärts hatte kommen wollen, und blieb

regungslos sitzen, bis Felices Erwachen ihn nach halbstündiger Dauer aus seiner unbequemen Stellung erlöste.

— — — — — — — — — — — — —

Wieder war eine Woche vergangen. Felice saß mit einer Handarbeit am Fenster, als der Professor mit einem Strauß Rosen in der Hand bei ihr eintrat.

„Das kann so nicht fortgehen," sagte er, ihr die Blumen in den Schoß legend. „Ihr müßt einander näher kommen. Es ist einfach zum Davonlaufen, wenn man euch beide beobachtet."

Felice lächelte schmerzlich. „Hans war seit jenem Nachmittag nicht mehr unartig. Daß er mir aus dem Wege geht, nicht mit mir spricht und mich nicht liebt — ich habe längst aufgehört zu hoffen, daß es noch anders wird," schloß sie.

„Es muß aber anders werden, Felice! Du grämst dich, und Hans fühlt sich auch nicht wohl dabei. Deshalb habe ich einen Plan gefaßt, welcher, so kindisch er dir vielleicht erscheint, möglicherweise doch recht vernünftig ist. Hans soll dich das Radfahren lernen. Das Rad meiner seligen Frau ist noch in tadellosem Zustande, und graziös, wie du bist, wirst du diese Kunst bald weghaben. Ich selbst fahre ja leider nicht, das soll dich aber nicht hindern, mit Hans hie und da hübsche Ausflüge zu machen. — Nun, wie findest du meine Idee?"

Die junge Frau blickte schüchtern zu Boden. „Ganz gut, Tom, wenn Hans sich dazu herbeiläßt."

„Das ist meine Sache. Laß es dich nicht verdrießen, wenn er kein allzu liebenswürdiger Lehrmeister ist, und betrage dich als geduldige Schülerin. Das wird seinen Ehrgeiz entflammen. Er ist ja doch noch ein halbes Kind. Es ist dir also recht?"

„Gewiß, Tom, wenn du meinst."

„Schön. So weihe ich Hans gleich in sein neues Amt ein. Er hat heute schulfrei und könnte dir die erste Lektion geben. Richte dir unterdessen einen passenden Rock, um den's nicht schade ist, wenn er ein paarmal mit dem Sande Bekanntschaft macht. Denn ohne Sturz wird es schwerlich abgehen."

Felice ging sofort an die Untersuchung ihrer Garderobe, und sie war gerade mit dem Aufsäumen eines Rockes beschäftigt, als Hans eintrat.

„Vater wünscht, daß ich dir Unterricht im Radfahren gebe," sagte er etwas freundlicher als sonst. „Bist du bereit?"

Sie nickte ihm zu. „Es ist sehr lieb von dir, Hans, daß du mich diesen schönen Sport lehren willst. Hoffentlich lasse ich mich nicht gar zu ungeschickt an."

„Das wird sich zeigen."

Sie gingen in den Hof hinab, und nicht ohne Herzklopfen betrachtete Felice das ihr noch unvertraute Fahrzeug.

„Wird mir der Sattel nicht zu hoch sein?" fragte sie.

Hans griff nach der Werkzeugtasche. „Stimmt," sagte er. „Das Rad ist eben noch so, wie es meine Mutter benützt hat. Sie war wunderschön gewachsen, groß und schlank. Es war eine Lust, sie auf dem Rade zu sehen."

Felice überhörte die Anspielung. Geduldig wartete sie, bis der Sattel herabgelassen war, und horchte dann mit der Lernbegierde eines Kindes auf die Anweisungen, welche Hans ihr gab.

„Rechtes Pedal hochstellen, Gouvernal leicht fassen, Schwung und sofort treten . . . hopp!"

Mit glühenden Wangen bemühte sie sich, seiner Anweisung gerecht zu werden. Natürlich wäre sie gleich umgekippt, wenn Hans sie nicht gehalten hätte, aber

einmal im Schwung, wuchs ihr Mut, und sie trat so fest in die Pedale hinein, daß Hans sich zusammennehmen mußte, um ihr das Gleichgewicht zu bewahren und an ihrer Seite zu bleiben.

Nach ein paar Runden ging es schon ganz flott.

„Jetzt werde ich locker lassen," dachte Hans. Er gab dem Rade einen mächtigen Stoß, daß es wie von selber weiterlief, und blieb seitwärts stehen, sich auf den Spaß freuend, den es geben würde, wenn Felice bemerkte, daß sie ohne Stütze fuhr.

Richtig, kaum gewahrte Felice, daß sie nicht mehr gehalten wurde, als sie zu schwanken anfing, das Gleichgewicht verlor und mit einem leisen Schrei in den Sand purzelte.

Lachend sah Hans zu, wie sie sich mühsam erhob. „Das macht sich immer so hübsch, wenn die Frauenzimmer auf die Erde purzeln," sagte er respektlos.

„Ich glaube, du hast mich zu früh losgelassen," bemerkte Felice, beschämt über ihren Sturz.

Er zuckte die Schultern. „Anders lernt man's nicht. Es ist keine Kunst zu fahren, wenn man gehalten wird."

Im stillen ärgerte er sich, daß sie so schnell begriff.

Als der Professor für einen Moment in den Hof kam, war er sehr zufrieden über Felices Fortschritte.

„Ja," sagte sie mit einem freundlichen Blick auf den Knaben, „Hans ist ein tüchtiger Lehrmeister und schont mich nicht. Das dürfte wohl das richtige sein."

— — — — — — — — — — — — —

Nach einigen Lektionen erklärte Hans seine Stiefmutter für sattelfest. Aus freien Stücken schlug er eine Spazierfahrt vor und freute sich darauf, wie sie nach dem bewährten Vorbild aller Anfänger jeden Baum zärtlich umarmen würde.

„Siehst du," sagte der Professor fröhlich zu Felice, „Hans lenkt schon ein. Man muß nur wissen, die jungen Leute zu nehmen."

Felice teilte nicht ganz seine Überzeugung. Dennoch erklärte sie sich zu der Spazierfahrt bereit.

„Untersuche die Räder nur ja recht genau," bat sie, mit Mühe eine gelinde Aufregung unterdrückend. „Es wäre doch sehr peinlich, wenn wir einen Unfall hätten."

„Ich habe sie gestern erst untersucht," erklärte er brummig.

Diese Angst um ihr Leben war wirklich überflüssig! Es würde doch nichts passieren, wenn sie in solidem Tempo fahren würden! Und wenn sie sich wirklich das Näschen ein bißchen zerschlug, so war dies auch noch gerade kein Unglück. Sein Vater würde es ihr mit lauter Küssen schon wieder heil machen!

Sie stiegen auf.

„Meine Kameraden werden denken, ich führe meine Angebetete spazieren," bemerkte er boshaft. „Du brauchst nicht zu lachen. Ich habe Kameraden, die noch weniger Schnurrbart aufweisen können als ich und doch schon den Mädchen nachlaufen."

Felice neigte sich schweigend über ihre Lenkstange.

Als sie über das holperige Stadtpflaster hinaus und auf der breiten Landstraße waren, verlangsamte sie ihr Tempo und suchte in Hansens Nähe zu kommen.

„Ich möchte dich etwas fragen, Hans," begann sie in dem leisen, bittenden Tonfall, der ihr eigen war.

„Was?" fragte er.

„Ich möchte dich fragen, ob es wahr ist, daß du uns im Herbst verlassen willst?"

Er nickte heftig mit dem hübschen Kopf. „Ja,

Gott sei Dank, daß Papa wenigstens so vernünftig ist, einzusehen, daß ich hier nicht bleiben kann!"

„Und warum kannst du nicht bleiben?"

„Ich bin kein Zuchthäusler." Er schoß so rasch vorwärts, daß Felice ihm kaum folgen konnte und ihr Vorderrad eine bedenkliche Kurve machte. Nichtsdestoweniger gelang es ihr, ihn einzuholen.

„Was du da sagst, betrübt mich tief," fuhr sie fort. „Fühlst du denn nicht, daß unser Glück zerstört ist, wenn du gehst?"

Er warf das Haupt in den Nacken. „Euer Glück wird doch erst vollkommen sein, wenn der Überzählige gegangen ist."

„Du bist nicht überzählig. Wärest du älter, dann würdest du den Egoismus zweier Menschen, die sich lieben, wahrscheinlich weniger hart beurteilen, als es jetzt der Fall ist. — Höre mich an, Hans. Du mußt nicht denken, daß mir das Verständnis für jene Empfindung fehlt, mit der du die Fremde in das Haus deines Vaters ziehen sahst. Verstünde ich dich nicht, dann hätte ich auch die vielen bösen Worte nicht so ruhig hingenommen, die du mir Tag für Tag gegeben, und die dir gewiß nicht ziemen. Aber ich hoffte, daß mein Entgegenkommen, daß meine Liebe endlich dein beleidigtes Herz versöhnen würde, und dein Vater hoffte es auch. Deshalb bitte ich dich herzlich, Hans, versuch es noch ein Weilchen bei uns, gebiete deinem Haß gegen mich, und es wird zu unser aller Heil sein."

Hans biß die Zähne zusammen. „Nein," sagte er dumpf, „ich muß fort."

„Um meinetwillen?"

Er schwieg.

Felice näherte ihr Rad dem seinen. „Du sollst

aber nicht fort meinetwegen," hauchte sie. „Es gibt wohl noch ein Mittel, dich zu halten."

„Welches?"

„Das einfachste und natürlichste. Wenn schon eines von uns beiden fort muß, so bin ich es. Das Kind gehört zum Vater. Und ich — habe ja doch mein Glück verloren."

Sprachlos starrte er sie an.

„Gib acht," sagte er endlich mit einem scheuen Seitenblick, „es geht hier ziemlich steil bergab. Du mußt dich in den Pedalen aufstellen, damit du nicht umkippst."

Sie nickte. Ein feuchter Schleier flimmerte ihr vor den Augen. Immer schnellere Drehungen machte das Rad. Sie zog die Bremse an und stemmte die Füße in die Pedale, aber die rotierende Gewalt war stärker als sie. In rasendem Tempo sauste sie den Berg hinab. Plötzlich gellte ein Schrei. Ein Schürfen, ein Aufschlagen, und während das Rad in den Graben kollerte, blieb Felice, in eine Staubwolke gehüllt, hart am Rande desselben liegen.

Hans war sofort abgesprungen. Er lehnte sein Rad an einen Meilenstein und eilte an die Unglücksstelle.

„Hast du dir weh getan?" fragte er ängstlich.

Es kam keine Antwort. Felice lag mit geschlossenen Augen leblos da.

Hans lief es kalt über den Rücken. Er rüttelte sie, befühlte Stirn und Hinterhaupt, konnte aber nirgends eine Verletzung entdecken.

„Eine Ohnmacht," dachte er. Das war jedenfalls sehr schlimm. Denn mit dem Fahren würde es wohl nichts mehr werden für heute, und sie mußten die Räder schieben, was gar nicht angenehm war.

In stummer Hilflosigkeit stand er da, als eine fern

aufwirbelnde Staubwolke das Herannahen eines Wagens verkündete. Es war ein leerer Lastwagen. Hans rief den Kutscher an, lud die Räder auf und gab dem Manne die Adresse eines Arztes, den er sofort zu schicken bat. Dann kehrte er zu Felice zurück, die noch immer regungslos dalag.

Zehn Minuten von der Unglücksstelle war ein Gasthaus. Es schien ihm am besten, wenn er die Bewußtlose dorthin trug, damit man sie, bis der Arzt kam, bequem betten und mit Wasser und Essig waschen konnte, wodurch das Übel wahrscheinlich bald behoben sein würde.

Ein eigentümliches Gefühl beschlich ihn, als er mit kräftigen Armen Felice emporhob. Er hatte nie eine Schwester gehabt und noch nie einem weiblichen Wesen Schutz angedeihen lassen. Felice war die erste, die ihm so in rührender Hilflosigkeit im Arm lag. Trotzdem sie federleicht war, fing ihre Last ihn allmählich zu drücken an, und er konnte es nicht verhindern, daß bei der ruckweisen Bewegung ihr Köpfchen plötzlich von seiner Schulter herabglitt und ihre weiche Wange für einen Moment die seine streifte.

Er zuckte zusammen unter der Berührung.

Vom Gasthaus aus war er bereits bemerkt worden, und als er schweißtriefend davor ankam, drängten sich einige der Gäste neugierig durch die Tür, allen voran ein junger, geckenhaft aussehender Mann in Touristenkostüm, der sich mit holdseligstem Lächeln über die Bewußtlose neigte.

„Ach, die Dame, die schöne Dame!" jammerte er. „Darf ich vielleicht behilflich sein?" Und dienstbeflissen streckte er die Hände nach Felice aus.

Eine donnernde Stimme gebot ihm Halt. „Die Dame ist meine Mutter. Unterstehen Sie sich nicht,

sie anzurühren!" schrie Hans mit seiner Last zurückweichend.

Mit albernem Lachen trat der Zudringliche beiseite.

„Schließen Sie mir ein Zimmer auf!" befahl Hans der Wirtin.

Sie ging ihm voraus und tat nach seinem Befehl.

„So, und nun lösen Sie der Dame die Kleider und bringen Sie sie zu Bett. Etwas Wasser und Essig haben Sie gewiß bei der Hand. Rufen Sie mich, wenn Sie so weit sind."

Mit bleicher Stirn lehnte er draußen vor der Tür. Es schien ihm, als wäre er in den letzten Minuten älter geworden, viel älter. Es war etwas gewachsen in seiner Seele, ein Begriff, von dem sein knabenhafter Verstand bisher nur die Umrisse erkannt hatte.

Ein Lächeln stolzer Befriedigung huschte über sein Gesicht. Als die Wirtin, welche drinnen mit der Kranken hantierte, noch immer nicht herauskommen wollte, trat er ein.

„Ich habe sie schon mit Essig gewaschen," sagte die Frau, „aber sie will nicht zu sich kommen. Und ich habe unten zu tun."

„So lassen Sie sich nicht aufhalten. Ich bleibe hier, bis der Arzt kommt. Sehen Sie lieber nach dem Wagen, damit er nicht etwa vorüberfährt."

Er zog sich einen Stuhl an das Bett und blickte mit wachsendem Bangen in Felices bleiches Gesicht. Ihre langen, glänzend braunen Flechten hingen über den Rand des Lagers auf den Boden. Er hob sie behutsam auf, ließ sie einen Moment wie staunend durch die Finger gleiten und legte sie dann auf das Kissen.

Nach langem Harren erschien endlich der Arzt. Er untersuchte Felice, erkundigte sich nach der Art des Unfalls und machte ein bedenkliches Gesicht.

„Nicht wahr, es ist doch nichts als eine Ohnmacht?“ fragte Hans beklommen.

„Das läßt sich noch nicht sagen. Vor allem gilt es, die Dame nach Hause zu bringen. Helfen Sie mir ein wenig, junger Mann.“

„Danke, ich kann das allein.“ Und die Hilfe des Doktors abwehrend, trug er Felice nach dem Wagen, sie nach Anordnung seines Begleiters so auf seinen Knieen bettend, daß sie eine bequeme Lage einnahm.

„Für Sie ein bißchen beschwerlich,“ sagte der Arzt, „aber es geht nicht anders. Heben Sie den Kopf der Dame etwas höher. Ah — das schöne Haar — sehen Sie doch!“ Er bückte sich, die langen Flechten aufzuheben, die hinabgerutscht waren.

Doch Hans kam ihm zuvor, dem Doktor einen feindseligen Blick zuwerfend.

Dieser wandte sich lächelnd ab.

— — — — — — — — — — — — —

Ahnungslos saß Professor Kamp in seinem Studierzimmer, als der Wagen vor seiner Wohnung hielt und das Mädchen mit einem Schreckensruf hinauseilte.

„Machen Sie keinen unnützen Lärm!“ befahl der aussteigende Arzt. „Bereiten Sie lieber das Bett für die gnädige Frau vor. Und Sie, junger Mann, verständigen Sie den Herrn Vater, aber schonend!“

Zitternd trat Hans bei seinem Vater ein. „Papa, du sollst herüberkommen, es ist — nein, nein, du brauchst nicht zu erschrecken, nur eine Ohnmacht — der Herr Doktor ist auch schon drüben.“

„Felice?“ schrie der Professor auf.

Hans bejahte mit bebenden Lippen. „Sie ist gestürzt, Papa —“

Der Professor war schon aus der Tür.

„Um Gottes willen, Herr Doktor, was ist's mit meiner Frau? — Felice — geliebte Felice!"

Der Arzt blickte nach Hans, der mit totenbleichem Gesicht gefolgt war. „Gehen Sie ein wenig hinaus, mein Junge. Man wird Sie rufen, wenn es an der Zeit ist."

Der Junge gehorchte.

Lange regte sich drinnen nichts, aber plötzlich ging die Tür, und sein Vater trat, fahl wie ein Gespenst, an ihn heran. „Ich habe dir etwas mitzuteilen, das dich glücklicherweise nicht so hart trifft wie mich," sagte er mit einer fremden Stimme. „Deine Mutter wird vielleicht sterben müssen."

Ein Schrei gellte durchs Gemach. Wie ein wildes Tier war Hans auf den Professor losgesprungen und hatte ihn an der Schulter gepackt. „Es ist nicht wahr!" keuchte er. „Du sagst das nur, um mich zu strafen, weil ich — weil ich sie nicht liebte."

„Wußtest du, daß die Bremse ihres Rades gelockert war?"

„Nein, ich wußte es nicht. Ich schwöre dir, daß ich es nicht gewußt habe. Ich bin kein Mörder — ah —" Er ließ plötzlich den Professor los und warf sich, mit dem Kopf hart aufschlagend, auf die Dielen hin.

Entsetzt riß der Professor den halb Wahnsinnigen empor. „Hans, so fasse dich doch! Vielleicht ist noch nicht alles verloren. Eine Gehirnerschütterung — sagt der Arzt. Es ist ja möglich, daß —"

„Sie muß, Papa, sie muß! Ich will ja alles gutmachen, was ich ihr angetan. Nur leben soll sie!"

Mit einem traurigen Blick legte der Professor den Arm um den völlig Gebrochenen und zog ihn mit sich ins Krankenzimmer.

„Ist es wahr, daß sie sterben muß?“ wandte sich Hans mit wildem Blick an den Arzt.

Dieser zuckte die Schultern. „Es ist sehr wenig Hoffnung, so viel wie gar keine. Der Sturz muß außerordentlich heftig gewesen sein.“

Ein Schauer rann Hans durch die Glieder. „Und wenn sie zu sich kommt — dann — dann —“

„Ist vielleicht Rettung möglich. Ich werde die ganze Nacht hier bleiben, um diesen Moment abzuwarten.“

„Und ich!“ sagte Hans rasch.

„Sie? Nein — nein. Es hat gar keinen Zweck.“

Wieder traf ihn ein feindseliger Blick. „Ich werde bleiben, Herr Doktor.“

„Lassen Sie ihm den Willen,“ bat der Professor, „Sie sehen ja, er ist außer sich, und an Ruhe ist doch diese Nacht überhaupt nicht zu denken.“

Der Arzt fügte sich. „Bitte, ich habe nichts dagegen.“

Hans setzte sich ans Bett und sah seiner jungen Stiefmutter unverwandt in das liebe, bleiche Antlitz. „Nicht sterben,“ murmelte er gepeinigt, „nur nicht sterben!“

Es fiel ihm ein, was sie ihm wenige Augenblicke vor dem Unfall gesagt hatte. Daß sie fortgehen wolle, um ihm Platz zu machen.

Aber doch nicht so, doch nicht in dieser furchtbaren Art! Und er haßte sie ja gar nicht mehr, er hatte sie ja lieb, seine kleine unglückliche Mama, der er so viel Böses zugefügt! Ach, daß sie endlich die Augen aufschlüge! Ob sie's denn nicht fühlte, wie er nach einem Wort der Vergebung von ihren Lippen lechzte?

Das Mädchen kam herein, entzündete die Nachtlampe und entfernte sich, nachdem sie alles bereit gestellt, was der Arzt angeordnet hatte.

Dieser hatte sich etwas abseits in einen Sessel geworfen. Von Zeit zu Zeit trat er an das Bett, befühlte Stirn und Puls der Bewußtlosen und setzte sich schweigend wieder an seinen Platz.

Hans hatte den Kopf auf die seidene Decke gelegt. Unaufhörlich flossen seine Tränen auf die kühlen, schlanken Finger, die er abwechselnd mit Küssen bedeckte.

Plötzlich zuckte er empor. Ihm war's, als habe er unter der Decke ein leises Zittern wahrgenommen. Mit einem unterdrückten Laut rief er den Arzt herbei.

„Herr Doktor, ich glaube, sie regt sich, schnell, schnell!"

Der Arzt trat heran. Jetzt schien sich das Zittern über den ganzen Körper auszudehnen, die fahlen Lippen bewegten sich, und langsam und schwer gingen die Lider in die Höhe.

Krampfhaft drückte Hans des Arztes Hand. „Gerettet?"

„Das wäre ein voreiliges Versprechen. Nun beginnt erst der Kampf mit dem wiedererwachten Leben. Das Fieber ist bereits im Anzug."

„Aber doch Hoffnung. Ich hole den Vater."

„Armer Junge!" flüsterte der Arzt, dem Davonstürmenden gerührt nachblickend.

Mit leerem Blick glitten Felices Augen über die Versammelten. Sie erkannte niemanden, auch Hans nicht, der vor ihr niedergesunken war und sie stammelnd beschwor, ihm seine bisherige Lieblosigkeit zu vergeben.

Ohne ihn verstanden zu haben, schloß sie wieder die Augen.

Das Fieber nahm immer mehr zu.

„Ich kann jetzt nichts weiter tun," sagte der Arzt. „Es kommt jetzt alles auf eine regelmäßige Pflege an.

Ich werde Ihnen sofort eine Wärterin schicken. Vergessen Sie nicht, daß die Eisumschläge alle zehn Minuten erneuert werden müssen."

Hans schüttelte heftig den Kopf. „Marie und ich," beharrte er eigensinnig, „wir brauchen niemand! Ich weiche nicht, bis Mama außer Gefahr ist."

Der Arzt versprach, am nächsten Morgen wiederzukommen, und entfernte sich, nachdem er vergeblich versucht hatte, Hans seine Idee auszureden.

Angstvoll lauschte dieser auf die wachsenden Phantasien der Kranken, in denen sein eigener Name wiederholt mit schmerzlicher Betonung genannt wurde. „Wenn sie nur leben bleibt!" stöhnte er, von Gewissensbissen gefoltert.

So verging die Nacht. Als der Arzt am Morgen kam, konstatierte er, daß wenigstens keine Verschlimmerung eingetreten war. Er war zufrieden mit Hansens Pflege, lobte seine Umsicht und befahl ihm energisch, sich sofort hinzulegen, da er ihm sonst das Nachtwachen verbieten müsse. Widerstrebend gehorchte Hans.

Aber schon nach kurzer Rast löste er den Vater ab, um nun keinen Schritt mehr von der Fiebernden zu weichen.

„Sie handeln höchst unvernünftig," sagte der Arzt am Abend. „Das Fieber kann noch Wochen andauern, und bis dahin sind Sie selber krank."

Hans lächelte. „Ich fühle mich stark wie nie. Aber wenn Sie mich von hier vertreiben, sterbe ich."

— — — — — — — — — — — — —

Eine ganze Woche schon lag Felice in rasendem Fieber, und mit bedenklicher Miene ging der Doktor im Krankenzimmer aus und ein.

Da endlich eines Abends war der Puls etwas ruhiger, die Delirien hatten nachgelassen.

„Wenn sie heute nacht schläft, sind wir außer Gefahr," sagte der Arzt.

Hans umarmte ihn.

Um Mitternacht löste Hans den Vater am Krankenbett ab. Als Felice gleich darauf wieder etwas unruhiger werden wollte, nahm er ihre beiden Hände und begann langsam wie ein Magnetiseur sie zu streichen, dabei leise singend, als gälte es, ein Kind in den Schlaf zu wiegen.

Er hatte Erfolg. Felice schlief ein.

Von verschiedenen Empfindungen bestürmt, erwartete Hans den Morgen, und jubelnd eilte er dem Arzt entgegen. „Sie hat geschlafen, Herr Doktor! Erst wollte sie nicht recht, da habe ich leise ihre Hände gestrichen, immer so hinauf und wieder hinab, und habe dabei gesungen, immer langsamer und leiser, bis sie ganz still dagelegen ist und ich gesehen habe, daß sie wirklich schläft. Sie ist noch nicht erwacht. Kommen Sie, Herr Doktor!"

Lächelnd folgten dieser und der Professor dem Aufgeregten. „Ich möchte die Kranke nicht wecken," sagte der Arzt, mit zufriedenem Blick vom Lager wegtretend. „Mittags komme ich wieder, und bis dahin sind wir wohl gar schon beim Bewußtsein. Wir haben die Krisis überstanden, mein lieber Krankenpfleger."

Wortlos sank Hans seinem Vater an die Brust. Plötzlich riß er sich los und deutete mit einem verklärten Ausdruck auf die Schlafende. „Du bleibst wohl ein bißchen bei Mama. Ich muß etwas besorgen, ehe sie erwacht."

„Was denn, Hans?"

„In fünf Minuten bin ich zurück."

Bald darauf trat er schon wieder ein, etwas Großes,

Unförmiges, das einem Korbe ähnlich sah, hinter dem Rücken verbergend. „Schläft sie noch?“ fragte er.

„Ja. Aber sie hat sich schon ein paarmal geregt und wird bald erwachen, glaube ich.“

„Da heißt es desto schneller sein. Bitte, Papa, tu mir den Gefallen und geh einen Augenblick hinaus. Ich rufe dich, wenn ich fertig bin.“

In fliegender Eile begann er seinen Korb auszupacken. Stiefmütterchen in allen Farben fielen heraus. Er verteilte sie auf der seidenen Decke. Ein Blumenlager für die Erwachende. Ob sie ihn verstehen würde?

„Papa!“ rief er leise durch die Tür.

Der Professor trat herein. Er sah das geschmückte Bett und reichte seinem Sohn schweigend die Hand.

„Meinst du, daß sie mich verstehen wird?“ fragte Hans.

Der Professor nickte und legte den Finger auf den Mund.

Felice hatte sich eben wieder geregt, und plötzlich schlug sie die Augen voll auf. Ihr Blick suchte den Gatten und erkannte ihn.

„Tom!“ hauchte sie, die Hand nach ihm ausstreckend.

„Meine liebe, liebe Felice —“

„War ich krank?“

„Du hast mit dem Tode gerungen, aber jetzt ist alles gut!“

Ihre Finger fuhren auf der Decke hin und her und faßten eines der Stiefmütterchen.

„Blumen?“ fragte sie erstaunt.

„Ja, wir haben dein Erwachen abgewartet, und Hans hat dein Lager dazu festlich geschmückt.“

„Mit Stiefmütterchen?“ Ein Zucken ging jählings über ihre Züge, und forschend durchsuchten ihre Augen

den Raum, ohne den zu finden, der die Überraſchung ausgeſonnen.

„Wo iſt er?“ fragte ſie.

Der Profeſſor trat zur Seite und gab ſo den Anblick ſeines Sohnes, der ſich bei Felices Erwachen hinter ſeinem Rücken verborgen hatte, frei. „Hier iſt er, Felice. Sieh ihn einmal genau an. Wer, meinſt du, hat dich Tag und Nacht gepflegt, als du im wilden Fieber lagſt?“

Eine brennende Röte ergoß ſich über Felices Geſicht. „Hans?“ fragte ſie unſicher.

„Ja, Hans. Er behauptet, ſo viel an dir ſühnen zu müſſen, wenn du ihn jetzt noch einmal in Liebe aufnehmen willſt.“

Schweigend breitete ſie die Arme aus und zog ihren großen Jungen, der ſich ſchluchzend über ſie warf, an ihr Herz.

Allerlei Zauberkunststücke.

Von Fred Cederström.

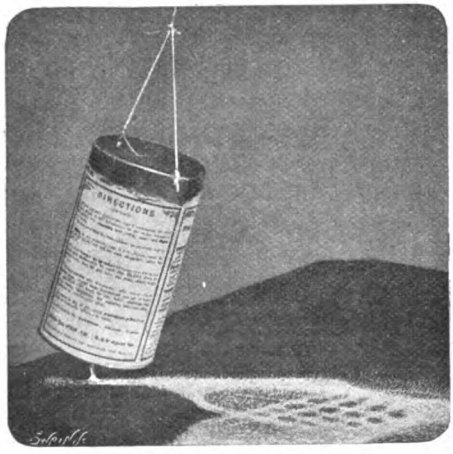
Mit 22 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Zeiten sind längst vorüber, in der sich bei uns die Taschenspielerkunst mit dem Schein des Geheimnisvollen und Wunderbaren umgab. Schon Bartolo Bosco und seine Nachahmer, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts durch ihre Vorführungen in Stadt und Land ein Aufsehen erregten, auf das man heute nicht ohne Verwunderung zurückblickt, zogen es vor, für ihre Künste in der „höheren Magie" dadurch ein gesteigertes Interesse zu erregen, daß sie betonten, es gehe alles ganz natürlich zu und Geschwindigkeit sei keine Hexerei.

Heute findet man gerade in der natürlichen Erklärung des scheinbar Wunderbaren den Hauptreiz, den die Vorführung von Zauberkunststücken ausübt,*) ja man betrachtet in ihnen vor allen Dingen eine unterhaltsame Übung für die Anwendung der Naturgesetze, die im Physik- und Chemieunterricht gelehrt werden.

Eine neue kleinere Auswahl solcher physikalischer Spielereien, die ohne besondere Zauberapparate leicht im Familienkreise zur Ergötzung und Belehrung ausgeführt werden können, soll hier in einer Reihe von

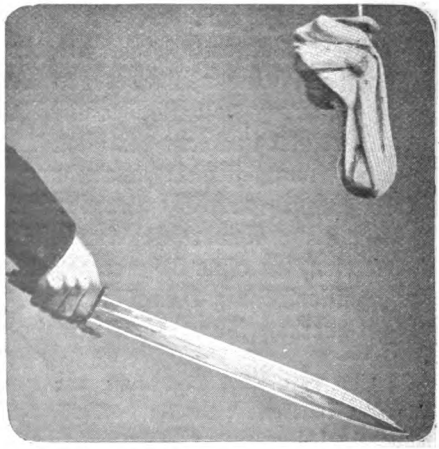
*) Eine vorzügliche Sammlung von derartigen Kunststücken bietet das im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erschienene Werk „Kolumbus-Eier", das wir den Lesern aufs angelegentlichste empfehlen.



1. Die Blechbüchse als Musterzeichner.

Bildern veranschaulicht werden. Auch sie verdeutlichen Naturgesetze, die wir täglich beobachten können, und die wir in ihrem natürlichen Walten als selbstverständlich hinnehmen, während sie uns aufs höchste überraschen, wenn eine geschickte Hand sie durch hübsch gewählte Beispiele veranschaulicht.

Unser erstes Bild zeigt eine mit Bindfaden über einem Tisch aufgehangene zinnerne Konservenbüchse. Auf dem Boden der Büchse ist in der Mitte ein Loch gebohrt und sie selbst ist mit fei-

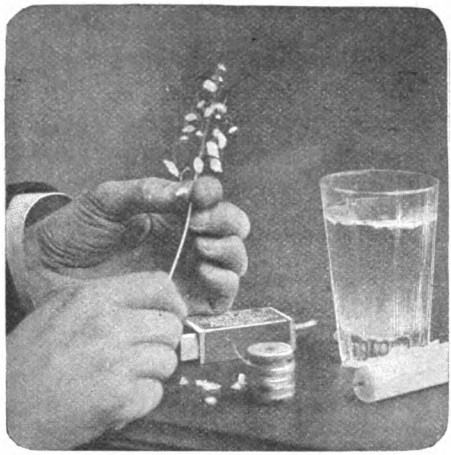


2. Der Schwertschlag nach dem Apfel im Taschentuch.

nem Sand gefüllt. Nach welcher Richtung man nun die aufgehangene Büchse über den Tisch auch schwingen mag, immer wird der herauslaufende Sand ganz bestimmte symmetrische Figuren bilden, und wer die verschiedenen Muster studiert hat, die auf diese Weise auf den Tisch hingezaubert werden, kann sein Wissen zu ebenso überraschenden wie geschmackvollen Effekten benutzen. Man hat in dem Bild die einfachste Form eines „Harmonographen" vor sich.

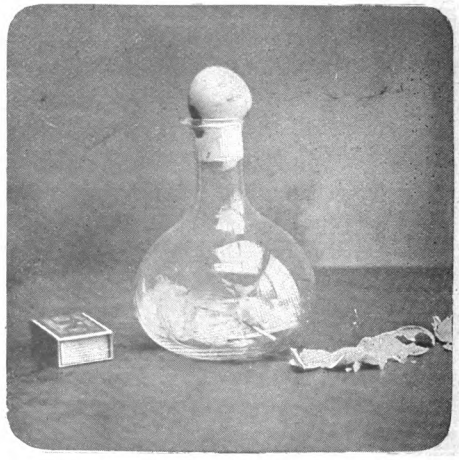
3. Die unzerbrechlichen Gläser.

4. Durchschneiden des Eisblocks.



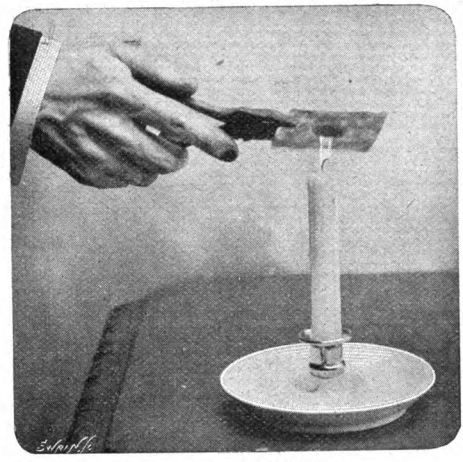
5. Maiglöckchen aus Stearintropfen.

Noch überraschender wirkt der Schwertschlag nach dem Apfel im Taschentuch. Das Experiment erfordert ein seidenes Taschentuch von feinem Gewebe. Das Schwert, statt dessen auch ein Degen, ein langes Messer, ein Dolch benützt werden kann, muß scharf geschliffen sein. Man legt einen nicht zu kleinen Apfel in das Tuch und knüpft es in einem gut gelüfteten Raum so auf, wie es unser zweites Bild zeigt. Führt man nun mit der scharfen Waffe einen gutge-



6. Das elastische Ei.

zielten Hieb von unten her gegen den umhüllten Apfel, so wird dieser durchschnitten werden, während das Taschentuch unverletzt bleibt. Die Klinge reißt den Stoff mit durch den Apfel, ohne ihn zu durchschneiden. Auf dem Prinzip des Beharrungsvermögens beruht das folgende Stückchen (Bild 3).



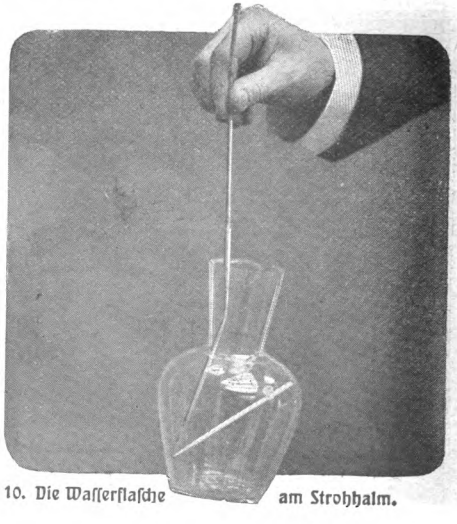
7. Flamme und Drahtgaze.

8. Der balancierende Schlüssel.

Man nimmt einen Besenstiel und legt ihn mit beiden Enden auf zwei Gläser, die man mitten auf die vorderen Sitzränder zweier sich gegenübergerückten Stühle ge-

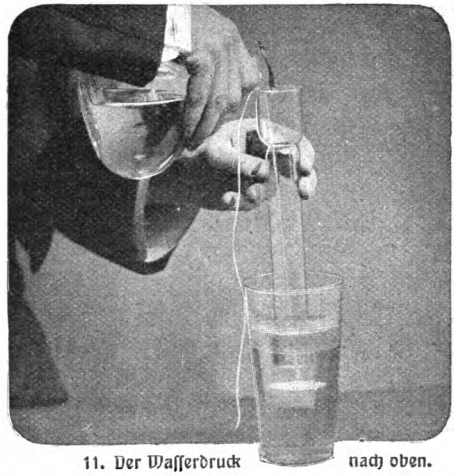
9. Die Wasserflasche als Linse.

stellt hat. Schlägt man dann mit einem Schüreisen kräftig auf den Besenstiel, wobei man ihn genau in der Mitte zu treffen sucht, so bricht der Stab entzwei, während die Gläser unversehrt stehen bleiben. Eine entgegengesetzte Wirkung ist bei dem Eisblock zu beobachten, den man mit seinen Schmalseiten über zwei gegeneinandergerückte Stühle gelegt hat (Bild 4). Er ist mit einem festen Strick umwickelt, an welchem ein schweres Gewicht hängt. Im Verlauf einer Stunde



10. Die Wasserflasche am Strohhalm.

wird der durch das Gewicht angespannte Strick den Eisblock durchschneiden und mit dem Gewicht zu Boden fallen. Aber von dem Schnitt ist am Eisblock keine Spur zu sehen. Die Kälte hat die beiden Hälften längst wieder zusammenfrieren lassen. — Wenn man ein brennendes Licht in ein Glas Wasser abtropfen läßt, zeigt jeder der hart gewordenen Tropfen große Ähnlichkeit mit der reizenden Blüte des Maiglöckchens. Reiht man nun einige dieser kleinen



11. Der Wasserdruck nach oben.

12. Der funkensprühende Zylinder.

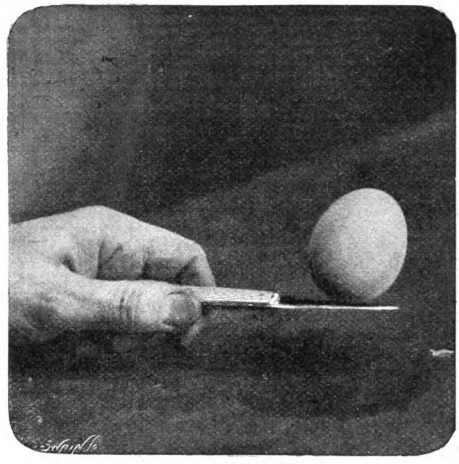
wächsernen Blütenglocken auf kurze Stücke dünnen Drahtes, die man mit grünem Seidenpapier umwickelt, und vereinigt man diese mit einem ebenso zurechtgemachten Stengel aus Draht, wobei man das grüne Papier als Befestigungsmittel benützt, so läßt sich auf die einfachste Weise ein Maiglöckchenzweig herstellen (Bild 5). Ein oder zwei Blätter, nach dem Vorbild der Natur aus dem Papier geschnitten, erhöhen den natürlichen Effekt des Ganzen.

Ein wirkliches Kolumbusei ist auf Bild 6 zu sehen. Man nimmt eine gewöhnliche leere Wasserflasche, die freilich ganz rein sein muß, zündet ein Stück Papier an und wirft es brennend in die Flasche. Gleich danach setzt man in die Öffnung derselben ein hartgekochtes geschältes Ei mit einer seiner Spitzen nach unten. Der Verbrennungsprozeß des Papiers hat im Innern der Flasche eine Luftleere erzeugt, und der Luftdruck von außen zwingt das Ei, indem es seine Gestalt verlängert, in den Hals der Flasche zu rutschen. Mit einem leichten Knall fällt es auf den Boden nieder.

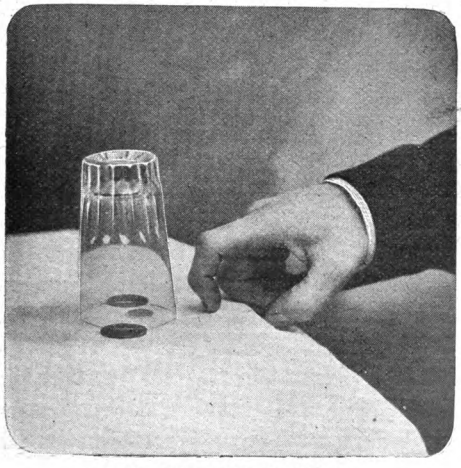
Das nächste Bild (7) veranschaulicht uns die Tatsache, auf welcher Davys Sicherheitslampe beruht. Mit einer Kneifzange wird ein Stück Drahtgaze in die Flamme eines Lichtes gehalten. Die Glut wird durch den Draht absorbiert, und so dringt die Flamme nicht durch das Gewebe. Davys Sicherheitslampe tut den Arbeitern in Kohlenbergwerken vortreffliche Dienste. Die Lampe kann ohne Gefahr vom Bergmann getragen werden, selbst wenn in der Nähe entzündliche Gase die Luft füllen.

Zu den bekannteren Tricks, die auf dem überraschenden Effekt des Balancierens beruhen, läßt sich der folgende (Bild 8) fügen. Man nimmt ein kleines Brett und befestigt an das eine Ende mittels Schnur einen

Schlüssel in der abgebildeten Weise. Am einfachsten geschieht dies, indem man eine Feile so an das Brett bindet, daß deren Griffende senkrecht über den einen Längsrand des Brettes hinausragt. Auf diesen Griff setzt man den Schlüssel, der also unten eine Öffnung haben muß. An das andere Ende des Brettchens bindet man ein Gewicht von zweckentsprechender Größe. Nun wird ein großer Zimmermannsnagel mit flachem Kopf in den Rand eines feststehenden Tisches leicht



13. Das Ei auf der Messerklinge.



14. Das Herauslocken der Münze.

eingeschlagen, so daß der größere Teil senkrecht über der Tischplatte aufragt. Setzt man mit der nötigen Nachhilfe den Schlüsselgriff seitlich auf den Kopf des Nagels, so wird der Schlüssel mitsamt dem Brett und Gewicht zum Balancieren gebracht. Der Schwerpunkt befindet sich gerade unter dem Punkt, der den Schlüssel trägt.

Ein „Zauber" auf Bild 9, der schon gar manchem Mädchen den Schreck in die Glieder gejagt hat, wenn es mit einer gefüllten Wasserflasche in der einen, mit einer brennenden Kerze in der anderen Hand eine dunkle Stube betrat, beruht auf einem Gesetze der Optik. Wird die Flamme in einer bestimmten Entfernung von der Flasche gehalten, so wirkt letztere als bikonvexe Linse, so daß die dunkle Wand in entsprechender Entfernung die Flamme umgekehrt aufweist.

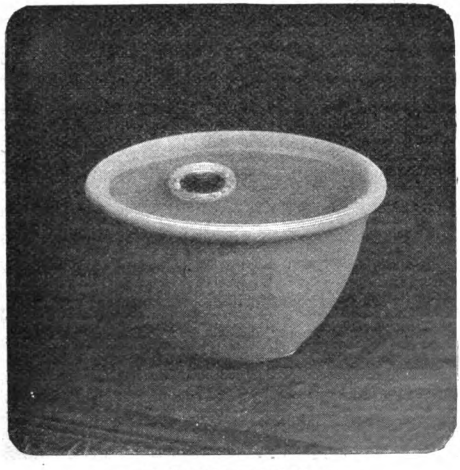
Mit einer nahezu gefüllten Wasserflasche von der Art, wie sie auf Bild 10 zu sehen ist, läßt sich gleichfalls ein überraschendes Experiment machen. Man nimmt einen guterhaltenen Strohhalm, knickt denselben in der angedeuteten Weise und senkt ihn dann in das Innere der Wasserflasche. Auf diese Weise läßt sich diese mit dem Strohhalm in die Höhe heben. Auch hier kommt der Schwerpunkt direkt unter den Unterstützungspunkt zu liegen.

Das Wasser in einem Gefäß übt sowohl nach oben wie nach unten einen Druck aus. Dies läßt sich hübsch durch das folgende Experiment (Bild 11) veranschaulichen. Man schneidet aus Pappe eine kleine Scheibe, die den oberen Rand eines Lampenzylinders gut schließt. Diese Scheibe befestigt man an einer Schnur, und diese läßt man durch den Zylinder laufen. Indem man die Schnur am freien Ende so hält, daß die Scheibe gegen den nach unten gehaltenen oberen Zylinderrand drückt, senkt man die Glasröhre in ein mit Wasser angefülltes

Gefäß. Läßt man dann den Bindfaden los, so bleibt die Scheibe weiter an der Röhre haften. Der Druck des unter ihr befindlichen Waſſers nach oben gibt der Scheibe den Halt.

15. Die empfindlichen Streichhölzer.

Erſt wenn man in den Zylinder ſo viel Waſſer gießt, daß er das gleiche Niveau mit dem Waſſer draußen hat, fällt die Scheibe zu Boden.



16. Der ſchwarze Dotter.

Mit einem Lampenzylinder der breiteren Art läßt ſich das folgende Experiment anſtellen (Bild 12). Man ſchneidet von einem Stück Stanniol ei-

nen Streifen von 3 Zentimeter Breite, den man um die Mitte des Zylinders mit Gummi klebt. Einen anderen Streifen, der nur 1 Zentimeter breit sein darf, klebt man vom oberen Rand des Zylinders der Länge nach auf das Glas, so daß noch ein viertel Zoll davon auf das breitere Stanniolband zu liegen kommt. Der so hergestellte Apparat wird nun sorgfältig getrocknet. Dann wickelt man ein seidenes Taschentuch um eine nicht zu große Bürste und fährt mit dieser von unten her in den Zylinder. Vorher muß das Zimmer dunkel gemacht werden. Durch Hin- und Herreiben der Bürste mit dem Taschentuch auf dem Glas werden Funken geweckt, die zwischen den Stanniolstreifen aufblitzen. Je stärker man reibt, um so größer und glänzender sind die Funken.

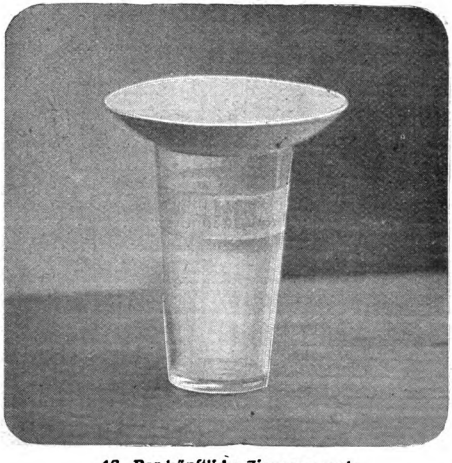
Auf der Klinge eines Messers ein Ei nach Belieben zu balancieren — dieser hübsche Trick (Bild 13) erfordert folgende Vorbereitung. Das Ei muß roh sein. Man macht an beiden Enden kleine Löcher und entleert das Ei durch Aussaugen seines Inhalts. Wenn die Schale schön getrocknet ist, füllt man durch eines der Löcher ein Viertel des Hohlraums mit feinem Sand. Dieser Sand dient als Ballast und ist beim Balancieren so nachgiebig, daß bei jeder Veränderung der Lage des Eies sofort das Gleichgewicht wieder eintritt.

Ein gedeckter Tisch ist zu folgendem Experiment nötig. Auf diesem wird ein Fünfzigpfennigstück zwischen zwei Markstücke gelegt. Man nimmt ein Glas und stürzt es über das Fünfzigpfennigstück so, daß der Rand des Glases auf die Markstücke zu liegen kommt (Bild 14). Nun lockt man das Fünfzigpfennigstück zum Herauskommen. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand kratzt man vor dem Glas auf dem Tischtuch. Es dauert nicht lange, und die Münze folgt dem Rufe.

Daß Streichhölzchen Feinschmecker sind, läßt sich

leicht beweisen. Man füllt einen Napf mit Wasser. Inmitten der Wasserfläche legt man einige Streichhölzer so zueinander, daß sie die Strahlen eines Sterns bilden (Bild 15). Bringt man nun ein Stück Seife in die Mitte des Sterns, so fahren die Streichhölzer auseinander nach dem Rande des Napfes. Fährt man aber nun mit einem Stück Zucker in die Mitte der Wasserfläche, so wirkt es als Magnet auf die Streichhölzer, und diese fahren begierig auf den Zucker los.

17. Die Übertragung des Stoßes.



18. Der künstliche Zigarrenrauch.

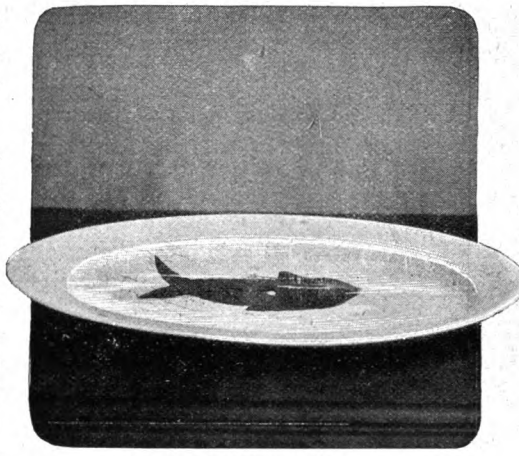
Auf chemischen Wirkungen beruht auch das folgende Experiment. Man schwärzt ein Ei, indem man es über eine Lampe hält. Tut man es dann in einen Wassernapf, so wandelt sich das Schwarz teilweise in ein glänzendes Weiß, während der Rest in der Mitte zusammenläuft, als habe man ein durchscheinendes Ei mit schwarzem Eidotter vor sich. Nimmt man es aber wieder heraus, so ist es aufs neue ganz schwarz (Bild 16).

Die Übertragung eines Stoßes auf nebeneinanderliegende Körper wird im praktischen Leben oft in recht unangenehmer Weise zu Gemüte geführt. Stößt eine zurückweichende Lokomotive auf eine Reihe nicht zusammengekoppelter Lastwagen, so kann die Wirkung dieses Stoßes auf den letzten der Wagen rechtes Unheil herbeiführen. Eine harmlose Spielerei, die Kindern viel Spaß macht, veranschaulicht dies Gesetz (Bild 17). Man legt eine Anzahl von Münzen geradlinig in eine Reihe, so daß sie sich berühren. Stößt man nun mit der ersten der Münzen kräftig gegen die nächstliegende, so wird die Kraftübertragung bewirken, daß die letzte ein ganzes Stück von den anderen abrückt.

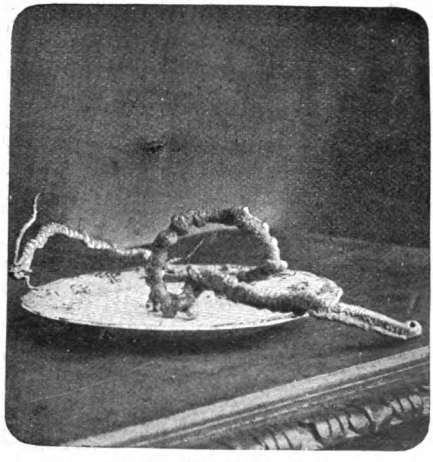
Die künstliche Erzeugung von „Zigarrenrauch", die unser Bild 18 vorführt, beruht auf der Tatsache, daß, wenn Salzsäure und Ammoniak sich mischen, weiße Dämpfe entstehen, deren Geruch dem Tabaksqualm ungemein ähnlich ist. Man setzt ein scheinbar leeres Glas auf den Tisch, das aber ein paar Tropfen Salzsäure (Chlorwasserstoffsäure) enthält, und kündigt an, daß man dies Glas mit einer leeren Untertasse bedecken werde, worauf durch Zauber sich im Glas Tabaksrauch entwickeln wird. Auf die Rückseite der bereitstehenden Untertasse hat man vorher ein paar Tropfen Ammoniak getan. Sobald sich die beiden Flüssigkeiten vermengt haben, werden die angekündigten Dämpfe entstehen.

Die Erklärung folgt dem Experiment.

Ein Tropfen Öl kann einen papierenen Fisch schwimmen machen. In der Mitte des Fisches wird ein Loch angebracht und von diesem aus eine schmale Rinne nach dem Schwanz gezogen. Dann setzt man den Fisch (Bild 19) in eine längliche Schüssel mit Wasser. Sobald man den Tropfen Öl in das Loch gießt, fließt er in der Rinne gegen den Schwanz hin ab; der Fisch selber aber bewegt sich im entsprechenden Maße nach vorwärts.

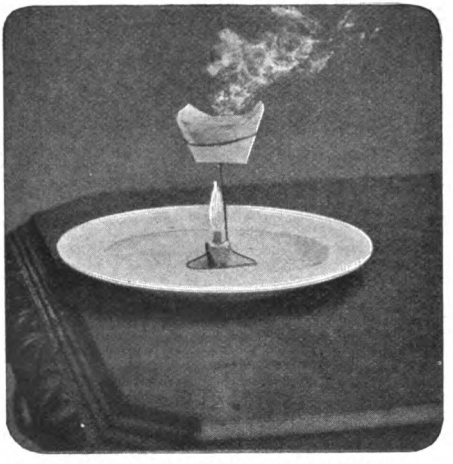


19. Der schwimmende Fisch.



20. Das Schlangenwunder.

Bekannter ist die Ver-



21. Das kochende Wasser im Papierkästchen.

wandlung von einem Häufchen Zigarren- oder Zigarettenasche in eine Schlange, wie dies das folgende Bild (20) veranschaulicht. Man legt auf die Asche ein Stück doppeltkohlensaure Soda, mischt das Ganze mit Methylalkohol (Holzspiritus) und zündet es mit einem Streichholz an. Aus der brennenden Asche erhebt sich in oft recht grotesken Windungen ein schlangenartiges Ungetüm, das freilich ebenso schnell in Staub und Asche zurücksinkt.

22. Der lebende Heber.

Die Frucht

der Bertholletia, der bekannten dreikantigen Kapselnuß, die bei uns als „Paranuß“ oder „brasilianische Nuß“ in den Handel kommt, enthält ein Öl, das sich zum Brennstoff vortrefflich eignet. Die chemische Beschaffenheit dieser Nuß ermöglicht das folgende Experiment. Man faltet aus Papier ein Kästchen, das man der Größe eines Weinglases anpaßt (Bild 21). Das Glas füllt man zur Hälfte mit Salz, und auf das Salz legt man den Kern einer Paranuß. Gießt man nun etwas Wasser in das Papierkästchen und setzt es auf das Glas, nachdem man die Nuß mittels eines Streichholzes angezündet hat, so fängt das Wasser in dem Kästchen an zu kochen, während dieses selbst unversehrt bleibt.

In den Städten unserer „Waterkant“, wo an Garneelen kein Mangel ist, kann man sich leicht mit der folgenden physikalischen Spielerei belustigen. Man hängt das niedliche Krustentier über den Rand eines gefüllten Wasserglases, so daß der Kopf mit den langen Fühlern nach außen hängt (Bild 22). Es beginnt dann sofort eine langsame Entleerung des Glases, indem ein Tropfen nach dem anderen an den Fühlern der Garneele herabläuft. Der Spaß dauert freilich nur so lange, bis das sinkende Niveau des Wassers im Glase die Spitze des Schwanzes der Garneele erreicht hat. Zu den Garneelen gehören die „Granaten“, welche die Engländer „Shrimps“ und die Franzosen „Crevettes“ nennen, und die auch von der Bevölkerung der deutschen Nordseeküste gern, in Salzwasser abgekocht, zum Tee gegessen werden. Die Garneele verrichtet den Dienst eines einfachen Hebers von ungleichen Schenkeln. Das Ansaugen besorgt das kleine Meertier selbst.

Wie der Blaſi eiferſüchtig geworden iſt.

Von Arthur Achleitner.

(Nachdruck verboten.)

Aus der Waldwildnis des oberſteieriſchen Hochgebirges war der Blaſius, ſeines Zeichens ein Holzknecht, ein ſtämmiger, hellblonder Burſch, ehrlich und einfach in der Wildnis aufgewachſen, in das Dorf herabgekommen, um einer Vorladung vors Gericht gehorſam Folge zu leiſten.

Blaſi war pünktlich, das heißt um gut zwei Stunden zu früh, im Dorf erſchienen und wußte bei ſeiner Bedürfnisloſigkeit verbunden mit Geldmangel nicht, was er mit der vielen Zeit bis zur Vernehmung anfangen ſollte. Ein Weilchen ſtand der Holzknecht unſchlüſſig vor dem Gerichtsgebäude, dann folgte er einem Gedanken und ging zum Waſtelbauernhof, wo Franzi, ſeine Braut, als Magd diente und dienen wird, bis geheiratet werden kann. Ein etwas abſonderlicher Brautſtand war's, ohne Leidenſchaft, ein geduldiges Warten und Harren auf beſſere Zeiten.

Schön war die Franzi nicht, eher häßlich; nun, der Blaſi war auch kein Apollo. Seine Anfrage war gern bejaht worden, in allen Ehren entwickelte ſich der Brautſtand, der auf den Tanz im Spätherbſt und gelegentlich auf kurze Beſuche im Gehöft des Waſtelbauern beſchränkt blieb. Blaſi weilte ja die meiſte Zeit oben in

den Waldwildnissen des Hochgebirges, mit anderen Kameraden in einer hölzernen „Kaserne" untergebracht, wo sich die Burschen möglichst einfach und billig verpflegten und von den Ereignissen der Außenwelt so viel wie gar nichts erfuhren.

Um so größer mußte für den Blasi die Überraschung sein, als ein Besucher in der weltentlegenen Kaserne mit der Schreckensnachricht erschienen war, daß Blasis Bruder Aloys, seines Zeichens ein Schmiedgesell, im Dorfe erschlagen worden sei. Zugleich wurde dem Blasi eine Vorladung vor Gericht zugestellt. Deshalb war der Bursch im Dorf erschienen.

Im Gehöft des Wastelbauern gab es freundliche Begrüßungsworte und gastfreundliche Bewirtung seitens der Bauersleute. Auch Franzi, die schwarzhaarige, gutmütig aussehende Braut, fand sich in der verräucherten Stube ein und fragte neugierig, was denn der Blasi zu so ungewohnter Zeit im Dorfe zu tun habe.

Der Wastelbauer meinte, daß Blasis Erscheinen wohl mit der Mordtat und einer Zeugenvernehmung vor dem Bezirksrichter zusammenhängen werde.

Blasi kaute an seinem Rauchfleisch, nippte vom Vogelbeerschnaps und antwortete gelassen: „Kann scho sein."

Franzi glaubte bemerken zu sollen, daß der Blasi doch gar keine Zeugenaussage leisten könne, da er ja dem Ereignis, das seinem Bruder das Leben kostete, gar nicht beigewohnt habe.

Der Wastelbauer belehrte sie, daß man einem Befehl des Richters immer gehorchen müsse, auch wenn der Vorgeladene gar nichts von der Tat wisse. Also solle der Blasi die Stunde nur ja nicht versäumen, gehorsam vor dem Bezirksrichter erscheinen und gewissenhaft seine Fragen beantworten.

„Sell will i scho. Wiss'n tu' i aber von der Sach' gar nix, hab' den Alisi nach Ostern nimmer g'sehn."

Die Bäuerin seufzte: „Ja, ja, allweil die Madelsg'schicht'n!"

Verständnislos zuckte Blasi die Schultern, nahm zum Abschied noch einen kräftigen Schluck „Vogelbeerenen", bedankte sich für die Bewirtung, reichte den Bauersleuten und auch Franzi die Hand, und gleichmütig stapfte er wieder in das Dorf und zum Gerichtsgebäude.

Nach Erledigung der üblichen Formalitäten begann vor dem ältlichen Bezirksrichter und einem Aktuar in der kahlen, dürftig möblierten Amtsstube das Verhör des Zeugen.

„Was weißt du von der Ermordung deines Bruders Aloys?"

„Nix."

Der Richter blickte den Zeugen forschend an. „Wie ist das Ereignis zu deiner Kenntnis gekommen?"

„Der Jaager Stickler is in die Kasern' 'kommen und hat's verzählt."

„Sonst weißt du nichts?"

„Na."

„Unglaublich! Hast du wirklich keine Ahnung, warum dein Bruder erschlagen wurde? Keine Kenntnis von dem Motiv der Tat?"

Blasi zuckte die Achseln. Von einem „Motiv" hatte er noch nie etwas gehört.

„Hat der Aloys vielleicht ein Verhältnis mit einem Mädel gehabt? Kann die Tat nicht von einem Nebenbuhler verübt worden sein?"

„Die Wastlbäuerin meint, es könnt' scho a Madelsg'schicht' sein."

„Du selber weißt davon nichts?"

Blasius schüttelte den Kopf. Sein Gesichtsausdruck verkündete eine absolute Hilflosigkeit, den Mangel an jeglichem Verständnis für das Verlangen des Beamten.

Der aufgestiegene Ärger des Richters schwand beim Anblick des guten Jungen, aber der Beamte konnte unmöglich annehmen, daß der Bruder des Erschlagenen von dessen Verhältnissen so gar nichts wissen sollte. Um zu erforschen, wie weit sich diese Unkenntnis erstrecke, in der Absicht ferner, dem Waldmenschen das Erinnerungsvermögen aufzufrischen, begann der Richter dem Holzknecht zu erklären, daß die Eifersucht sehr leicht eine Rolle gespielt haben könne, etwa in dem Falle, daß sich auch noch ein anderer um Alisis Braut und ihre Gunst beworben hätte. „Kannst dir das vorstellen?"

Gelassen erwiderte der Holzknecht: „Na, Herr."

„Nicht zu glauben! Du wirst doch wissen, was Eifersucht ist?"

Blasi schüttelte nachdrücklich den buschig behaarten Kopf.

„Was? — Nicht möglich! — Sag mir ehrlich: hast du einen Schatz, ein braves Dirndl, das du einmal heiraten möchtest?"

„Ja freilich — die Franzi."

„Also gut! Ist die Franzi hübsch?"

„Sell woaß i nit."

Dem Richter gab es einen Ruck. Erstaunt rief er: „Mensch, das mußt du doch wissen! Du hast doch Augen im Kopf, mußt also sehen, hast gewiß oft schon gesehen, wie die Franzi ausschaut!"

Fast weinerlich erwiderte Blasi: „I hab' nix g'sehn! I hab' meiner Seel' nix g'sehn!"

Den Unmut über die vermeintliche Verbohrtheit niederkämpfend, sprach der Richter: „Gesetzt den Fall, die Franzi ist ein hübsches Mädel, sie gefällt nicht nur

dir allein, sondern auch noch einem anderen Burschen. Würdest du in diesem Falle ruhig zuschauen, wie sich der andere um Franzis Gunst bewirbt, wie er sich bemüht, dich bei der Franzi auszustechen?"

Blasis Augen waren glanzlos geworden, auf den Lippen lag der Ausdruck namenloser Pein und Kümmernis.

Dies gewahrend, ließ der Richter dem Burschen Zeit zur Überlegung, hoffend auf das Erwachen eines Verständnisses für die angenommene Situation. Da der Knecht aber beharrlich schwieg, wollte ihm der Beamte weiterhelfen und sagte: „Nehmen wir an, die Franzi wäre unentschlossen, sähe die Bewerbung des anderen nicht gerade ungern. Was würdest du da tun?"

„Sell woaß i nit."

„Der Tiergarten des Herrn ist groß!" stöhnte der Richter. Dann fragte er, ob denn der Blasius bei der Werbung um Franzis Gunst und Liebe keine Konkurrenz gehabt habe.

Ein Blick völliger Hilflosigkeit war die stumme Antwort.

„Hat dir ein anderer Bursch die Franzi streitig gemacht?"

„Sell woaß i nit."

„Ist die Franzi deine erste Liebe?"

„Sell woaß i nit."

Der Richter biß sich auf die Unterlippe. „Hast du, bevor du die Franzi kennen lerntest, einem anderen Mädel gesagt, daß du es gern heiraten möchtest?"

„I will ka anders Dirndl als die Franzi."

„Schön! Also ist die Franzi deine erste Flamme, die dir von anderer Seite nicht streitig gemacht wurde. Demgemäß fehlte bislang bei dir der Anlaß zur Eifersucht, und daher weißt du — so unglaublich das er-

scheint — nicht, was es heißt, eifersüchtig zu sein. Nun wäre es aber nicht unmöglich, daß deiner Franzi ein anderer besser gefällt, ein Bursch, der hübscher ist als du und vielleicht sogar Vermögen besitzt, der also die Franzi gleich heiraten, ihr ein besseres Leben verschaffen könnte. Wenn du nun merken würdest, daß die Franzi dich abschütteln möchte, was würdest du in diesem Falle tun?"

„Sell woaß i nit."

Nun erkannte der Richter mit voller Sicherheit, daß diesem Waldmenschen nicht nur das Wort „Eifersucht", sondern auch Begriff und Verständnis desselben vollkommen fremd war. Offenbar war auch sein Liebesleben, sein Werben bis zur Hoffnung auf Vereinigung frei geblieben von jeglicher Eifersucht. Daß dieser seltene Mensch von einem Mord aus Eifersucht nichts wissen konnte, war angesichts dieser Tatsache klar.

Der Richter fragte nun noch, wann Blasius seinen Bruder zum letzten Male im Leben gesehen habe.

Gewissenhaft antwortete der Knecht, daß das vor etwa einem halben Jahr geschehen sei, weiter wisse er nichts.

Der um eine interessante Erfahrung reicher gewordene Beamte entließ den braven Holzknecht mit dem Bedeuten, daß er nun heimgehen könne.

Eine linkische Verbeugung, dann trollte der Bursch davon, wirr im Kopf, in hilfloser Niedergeschlagenheit. Dem Wastelbauernhof wich er in einem großen Bogen aus, ebenso dem Wirtshaus. Und von allem, was mit der bevorstehenden Beerdigung des toten Bruders zusammenhing, wollte Blasi jetzt nichts hören, nichts wissen.

Sonst ein flinker Bergsteiger, schlich der Holzknecht schwerfällig dahin, der buschige Kopf hing vornüber

zur Brust herab. Denken wollte der Blasi, nachdenken, was der Bezirksrichter zu ihm gesagt, zurechtlegen die Worte, die so schwer zu erfassen waren. Bei dem gewaltigen Respekt des Bergvolkes vor den Justizbeamten mußte auch der Holzknecht Blasius überzeugt sein, daß jedes Wort aus dem Munde des Bezirksrichters die reine, unverfälschte Wahrheit sei.

Im stillen Bergwald, unweit der zu Füßen einer Felswand stehenden Holzerkaserne, legte sich Blasi auf den moosigen, von Fichtennadeln besäten Waldboden und begann den Kampf um das Verständnis der richterlichen Äußerungen über die Franzi.

So viel erfaßte der Bursch davon, daß es von der Franzi nicht schön sei, den Verspruch einseitig aufzuheben, nachdem der Blasi doch ehrlich gefreit und gelobt hatte, Hochzeit zu feiern, sobald er das nötige Geld zusammengespart haben werde. Merkwürdig fand es Blasi, daß der Richter davon bereits Kenntnis hatte, während er, der Bräutigam, nicht das geringste wußte. Allerdings wissen die Gendarmen und Beamten ja immer mehr als die anderen Menschen.

Wie aber nur der Bezirksrichter das erfahren haben konnte? Ob es ihm die Franzi selber gesagt hatte? Wie kam das Dirndl dazu? Und warum?

Auf alle diese Fragen hatte Blasi keine Antwort. Er konnte mit den Kameraden in der Holzerriege auch nicht reden. Und die Schicht mußte er wieder übernehmen, um im Wochenlohn nicht verkürzt zu werden.

— — — — — — — — — — — — —

Die harte Arbeit des Holzfällens nahm Blasis Kräfte voll in Anspruch von früh bis spät. Nach Feierabend jedoch und wenn gekocht und gegessen war, schlich der arme Bursch in den Wald und hing seinen dumpfen Gedanken nach.

Es fehlte ihm auch nicht an schweren Vorwürfen, weil er zur Beerdigung seines Bruders nicht hinab ins Dorf gegangen war. Wortlos hatte der Bursch die Vorwürfe seiner Kameraden hingenommen. Und auch später schwieg er zu den Sticheleien über sein verändertes, träumerisches Verhalten, mied ihre Gesellschaft nach Möglichkeit an den Feierabenden und kam meist erst dann zurück, wenn die müden Kameraden in ihren mit Heu ausgefüllten Holzverschlägen bereits schnarchten.

Stundenlang lag Blasi wach und sinnend in seinem Holzverschlag, ringend um die Erkenntnis, was der Richter mit dem Wort „Eifersucht" meinte, und warum die Franzi den Blasi nicht mehr heiraten wolle.

Der Nachtwind strich seufzend durch die Fugen der Blockhütte. Blasi zog den Lodenmantel über die nackten Kniee. War es der kalte Bergwind, oder machte ihn der Gedanke frösteln, daß der Bezirksrichter einen besser geeigneten Hochzeiter für die Franzi wisse? Aber das kann doch gar nicht sein, weil der Beamte den Blasi doch gefragt hatte, wie das Dirndl, dem Blasi sein Schatz, heiße. Irgend etwas aber muß nicht in Ordnung sein. Erst kannte der Richter die Franzi nicht einmal dem Namen nach, hinterdrein wußte er aber, daß der Franzi ein vermöglicher Bursch, der hübscher sei als der Blasi, besser gefalle. Und dann die Frage, was der Blasi in diesem Falle tun werde? Warum fragte der Richter, der doch alles und viel besser wissen mußte? Ja, was soll der Blasi tun? Den Richter oder die Franzi fragen? Wenn beide unter einer Decke stecken, dürfte der Blasi keine Antwort bekommen und ausgelacht werden. — Die Franzi laufen lassen? — Tut er das, dann hat er keinen Schatz mehr, keine Hoffnung mehr auf Hochzeit und Eheglück!

Es wollte und wollte nicht licht in seinem Schädel werden!

Tage schwerster Arbeit reihten sich aneinander. Stürme brausten durch den ächzenden Bergwald, Wolkenbrüche entluden sich und setzten die Kaserne unter Wasser. Alles das ließ den Blasi gleichgültig. Ein Holzknecht ist nicht empfindlich, an alle Unbilden gewöhnt. Aber die Frage, was der Richter meinte, und was der Blasi tun solle, quälte den Burschen beständig.

Es herbstelte in der Wildnis. Gelb flammte der Ahorn, rot brannten die Buchen im absterbenden Laub. Warme, sonnige Tage, kalte Nächte mit Reif, der unbarmherzig die letzten Blümlein versengte. Neuschnee auf den Zinnen und Zacken herab bis zu den Almen, die am Vorabend des Rosenkranzsonntags, dem ersten Sonntag im Oktober, verlassen werden. In unerschütterlicher Treue nur grünte der dunkle Fichtenwald.

Die Sommerschicht ging dem Ende zu. Für die Holzknechte sollte nun eine kurze Freizeit kommen, bis so viel Schnee in den Bergen liegt, daß die gefällten Blöcke und das Scheitholz mit Schlitten zu Tal gebracht werden können.

Noch immer wußte der Blasi nicht, was er tun sollte. Und der Holzknechtball rückte auch heran, das Tanzvergnügen, zu dem er voriges Jahr mit der Franzi erschienen war.

Ohne bestimmte Absicht stieg Blasi am letzten Sonntag im September bergan zur nächsten Alm, der Gerlaubalm, wo eine ältliche Sennerin namens Resi hauste. Berüchtigt war die Alm wegen des steilen Geländes und der Abrutschungsgefahr. Der Boden war steinig und trocken, wasserarm, nur mageres Futter bietend für neumelkende Kühe. Gefürchtet war die spitze Zunge

der Resi, die nach Holzknechtbegriffen ein „Maul wie ein Schwert" hatte.

Zu spät merkte der Blasi, daß er knapp vor der Gerlaubalm stand. Zusprechen mußte er, wenn die Resi nicht schwer beleidigt werden sollte.

Die ältliche Sennerin hatte den Besucher bereits erblickt — ein Zuruf, und Blasi saß ergebungsvoll auf der Bank vor der Almhütte.

Nach dem Dank für den freundlichen Besuch wollte die heute gutgelaunte Sennerin dem Gast aufkochen, doch Blasi lehnte dankend ab.

Nun wollte Resi wissen, warum der Blasi so „tramhapig" sei.

Ein wehmütiges Lächeln huschte über das Gesicht des Burschen.

„Bist denn du ein Mannsbild? So ein Waschlappen — red't nix, deut't nix! Scham dich! I versteh' die Franzi nit, daß sie di mag. Mir wär's z' dumm!"

Blasi hob den Kopf und platzte mit der Frage heraus: „Sag, Resi, was is Eifersucht?"

Lachend erwiderte die erfahrene Sennerin in dem drolligen affektierten Hochdeutsch der Schulkinder: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft."

Ein hilfloser Blick. Blasi verstand nicht.

„Bist 'leicht gar eifersüchtig auf die Franzi? Möcht' sie am End' an bessern Hochzeiter?"

„Du redst grad wie der Bezirksrichter!" stammelte der Bursch.

Jetzt war die Neugierde der Sennerin geweckt, und die Resi ruhte nicht, bis er alles erzählte, allerdings sehr verworren und fast unverständlich.

Aber die lebenskluge Sennerin fand sich doch zurecht und erkannte mit dem scharfen Instinkt des Weibes den

erstaunlichen Mangel an Verständnis beim Blasi. Nun, sie wollte dem Burschen schon zum Verständnis verhelfen auf ihre urwüchsige Art.

Ein eifriges Reden begann im breitesten Bergdialekt, fast ein Bellen, aber das verstand der Blasi entschieden besser als die Art des Richters im halben Hochdeutsch. Scheu blickte er die Sennerin an, als sie ihm riet, kurzer Hand der Franzi die Mucken auszutreiben, das Dirndl dann aber zum Holzknechtball zu führen und dort so „aufzudrahn", daß die Leut' davon reden müssen.

Blasi hatte noch zwei Bedenken. Erstens könnte sich der Richter doch geirrt haben, und die Franzi vielleicht doch unschuldig sein, und zweitens sei der Blasi ja in Trauer wegen des Ablebens seines Bruders.

„Da drahst halt nit auf beim Tanz! Aber das ander', was ich dir geraten hab', fell tust!"

Unentschlossen verließ der Blasi die Gerlaubalm.

Eine neue Woche des Ringens in Einsamkeit. Ein wildes Gären im Schädel ohne Klärung. Zu viele weiche Gefühle in der Seele, ein zitterndes Zurückschrecken vor ungerechtem oder vielleicht unberechtigtem Tun. Ein Zweifeln an der Richtigkeit dessen, was die Sennerin geraten und dringlichst empfohlen hatte zur Aufklärung der verzwickten Lage.

Daß die Resi sich nach dem Abgang Blasis schier krumm gelacht hatte, konnte der brave Bursche ja nicht wissen.

Zum Gottesdienst am Rosenkranzsonntag erschien der Blasius in der Dorfkirche, und nach dem Hochamt suchte er den Pfarrer auf mit der demütigen Bitte um Auskunft, warum „der Herr Bezirksrichter auf die Franzi eifersüchtig sei".

Blasi befand sich merkwürdig rasch wieder auf der Straße und vermochte sich nur noch zu erinnern, daß

der Pfarrer ihm sehr grimmig empfohlen hatte, die Tür schleunigst von außen zuzumachen.

„Sakrawalt, wiss'n will i, was los is!" knurrte Blasi im aufsteigenden Zorn und ging eiligen Schrittes zum Wastelbauernhof, wo er ohne Gruß eintrat und sofort die in der Küche befindliche Franzi nach allen Regeln der Haukunst verprügelte.

Gellende Hilfeschreie, Zeter und Mordio der sich nach Kräften wehrenden liebenden Braut.

Die Bäuerin kam eilig gesprungen und schrie, wodurch der Wastelbauer auf die Füße gebracht wurde. Der hieb nun seinerseits auf den zweifellos verrückt gewordenen Holzknecht ein.

Grün und blau verhauen war die Franzi. Aber auch der Blasius hatte rote Flecke im Gesicht und respektable Kratzwunden.

Die Bauersleute wollten nun aber auch wissen, weshalb denn der Blasi seine Braut ohne jeden Anlaß so jämmerlich geprügelt hatte. Franzi interessierte sich für das Prügelmotiv nicht weiter, sie erklärte im schrillsten Diskant, der Blasi solle sich nicht unterstehen, sich noch einmal vor ihr blicken zu lassen.

„Oha!" Mehr brachte der Blasi in seiner Verblüffung über den gänzlich unerwarteten Abgang der Braut nicht heraus. Das war völlig anders gekommen, als es die Resi auf der Gerlaubalm prophezeit hatte. Oder hatte er nicht richtig zugehört, die Worte der Sennerin falsch aufgefaßt?

Nachdem von seiten der Franzi eine offizielle Absage vorlag, erlosch bei den Wastelleuten jedes Interesse für den Holzknecht. Der Bauer wollte gar nicht mehr wissen, warum Blasius die Braut geprügelt hatte, sondern es erfolgte die Ausweisung auf gebirglerisch kräftige Art, und da der Blasi noch immer mit weit aufgerissenem

Munde völlig verdattert dastand und dem Befehl, das Haus zu verlassen, nicht nachkam, packte der Wastelbauer den fassungslosen Burschen am Kragen und setzte ihn regelrecht vor die Tür.

Aus war's mit der Verlobung, aus mit den Hoffnungen auf ein wonniges Eheglück! Auf dem Holzknechtball konnte der Blasius statt mit Franzi mit einem Besen tanzen!

Ein kräftiger Fluch entrang sich seinen Lippen. Die Holzknechtseele kam in eine ungewohnte Bewegung und empfand Schmerzen, die ihr bisher völlig fremd geblieben waren. Aufgerüttelt war die schlummernde Psyche, im Schädel ward es licht, eine Erkenntnis flammte auf, heiß und lodernd, das Verständnis dafür, daß die Resi nur ihren Spaß mit dem Vertrauensseligen getrieben, ihn zum Narren gehalten haben müsse mit dem Rat, es solle der Blasi wortlos die Braut „fürifangen" und weidlich für ihre „Speanzlerei" mit dem Richter durchprügeln. Das war sicherlich ein böser Rat gewesen, welcher der Sennerin bei nächster Gelegenheit ausgiebig heimgezahlt werden solle.

Und eines ahnte der Blasi: die Aufkündigung des Verspruches muß wohl oder übel mit gewissen Absichten Franzis bezüglich der Verlobung mit einem anderen zusammenhängen. Heiß brannte das Verlangen in der aufgewühlten Seele des verschmähten Burschen, den Nebenbuhler kennen zu lernen, mit ihm abzurechnen. Kann die Franzi von ihm selber nicht errungen werden, so soll auch der andere das Dirndl nicht bekommen.

Blasi schwitzte bei diesen Gedanken, die so fremd und heiß einander im Schädel jagten, ein grimmiger Zorn stieg auf, und er ballte die schwieligen Hände zu Fäusten, krebsrot ward der Kopf, ein Beben der Wut lief durch die Glieder.

Und der gute Blasi wußte nicht, wohin er ging, was er in diesem neuen, wilden, bitter schmerzenden Zustand tun sollte, er wußte ja nicht, wo der andere zu finden sei.

Der Böse selber mußte ihm schließlich den Gedanken ins Hirn geblasen haben, er solle doch den — Richter fragen, wer der unbekannte andere sei. Und der Böse führte den Bezirksrichter just auf den Weg, den Blasius in heller Wut dahinstürmte. Der wütige Holzknecht verspürte wohl Lust, den Beamten mit seinen Fäusten zu umklammern und so lange zu schütteln, bis mit dem Geständnis, was mit der Franzi los sei, auch die Seele des Richters aus der Brust fahre, in Wirklichkeit aber zog der Blasi drei Schritte vor dem Beamten das wetterzerzauste Hütl vom Schädel, und von den zuckenden Lippen kam stotternd die Bitte um ein gnädiges Gehör.

Der Richter guckte erstaunt und sprach dann gutmütig: „Na, so red' halt und sag', was dein Herz bedrückt!"

Erst ein Stammeln und Achzen, dann aber immer flüssiger und zusammenhängend erzählte der Holzknecht von der Not und Bedrängnis seiner Seele, von der Angst beim damaligen Verhör, vom bösen Rat der Sennerin bis zur Verprügelung der Franzi und zur Aufhebung des Verspruches und der Sehnsucht, den anderen kennen zu lernen behufs gründlicher Auseinandersetzung.

Während dieser Berichterstattung hatte sich der Blasi aufs neue in eine grimmige Wut geredet — die Augen blitzten und loderten, die Fäuste zuckten, die Lippen bebten.

„Ja, Blasi," meinte der Richter, „deine Angelegenheit ist allerdings schief gegangen, doch trifft dich das

kleinere Maß der Schuld, und der Fehler läßt sich vielleicht wieder gutmachen. Dazu will ich dir gern behilflich sein, indem ich mit der Franzi ein vernünftiges Wörtl reden werd' — du aber wirst jetzt am eigenen Leib verspürt haben und wissen, was die Eifersucht ist — nicht?"

„Meinen S' 'leicht den Gift, den i hab' auf den — andern?"

„Ja, diesen ‚Gift' meine ich. Und wer diesen in der Brust verspürt, der ist eifersüchtig."

„Sell woaß i jetzt. Bloß woaß i no net, worum die Resi g'sagt hat, i soll die Franzi durchhau'n."

Schmunzelnd erwiderte der Richter: „Das ist wohl ziemlich leicht zu erraten. Die Sennerin wollte dich und die Franzi auseinanderbringen, die Franzi veranlassen zur Auflösung des Verlöbnisses, dich darob eifersüchtig machen. Das ist der Resi prächtig gelungen, du bist jetzt nicht wenig eifersüchtig, und die Eifersucht gehört zur Liebe wie — der Holzknecht zum Wald. Du gehst jetzt, so viel du rennen kannst, zu deiner Braut und bittest die Franzi inständig um Verzeihung — hast mich verstanden?"

„Wohl — wohl!"

„Gut so. Und dann kommst du wieder zu mir und meldest mir, ob dich die Franzi wieder in Gnaden angenommen hat als Bräutigam! — Jetzt aber druck dich!"

„Wohl — wohl! Vergelt's Gott fürs Gehör!"

Wie der Wirbelwind flog der Blasi ins Dorf zurück.

— — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später meldete sich der Holzknecht im Gerichtsgebäude beim Bezirksrichter zum Rapport, der dahin lautete, daß die Franzi wieder gut sei. Dem

braven Blasi liefen dabei die Tränen herab, seine Backen waren braunrot und merklich angeschwollen.

Der Beamte lachte vergnügt. „Dann ist's ja gut so! Jetzt weißt du auch, was Eifersucht ist. Hüt' dich aber vorm zweiten Mal! Viel Glück zum Ehestand! Und jetzt mach' die Tür von außen zu!"

„Vergelt's Gott!" sagte der Blasi und draußen war er.

Etwas vom Kork.

Von Th. Seelmann.

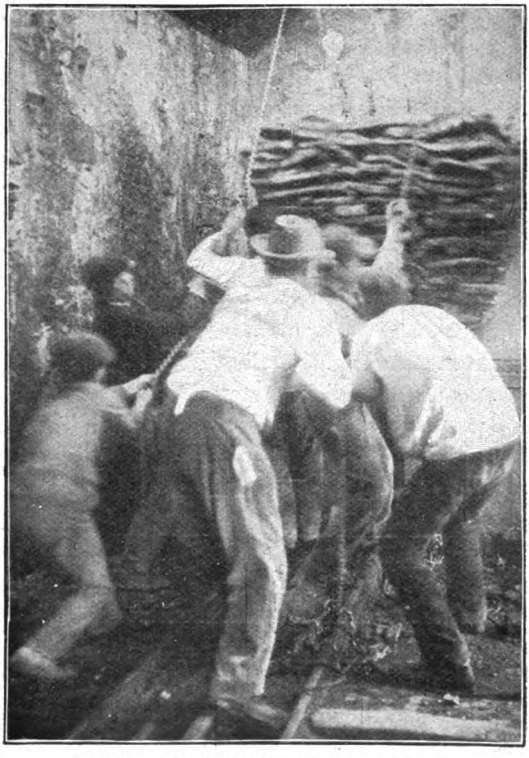
Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die uns jetzt so unentbehrlichen Korkpfropfen sind eine recht junge Erfindung. Die Griechen und Römer kannten zwar die Korkeiche und den Kork, aber sie verfertigten aus dem letzteren keine Pfropfen. Die großen Tongefäße, in denen man den Wein lagerte und die bis zu 500 Liter faßten, verschloß man mit Holzspunden, die mit Pech oder Gips abgedichtet wurden. Auch für die kleineren, flaschenförmigen Tongefäße gebrauchte man als Verschluß Holzspunde oder aus Hanf gedrehte Pfropfen, die mit Öl getränkt waren.

Erst als im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die billigen Glasflaschen, die man in Böhmen herstellte, aufkamen, fing man an, Korkstöpsel zu benützen. Allgemeiner üblich war aber auch jetzt noch der Verschluß der Flaschen durch ölgetränkten Hanf.

Dom Pérignon, der Kellermeister der Abtei Hautvillers in Frankreich, war es, der den Korkstöpseln eine größere Verbreitung verschaffte. Er erfand den mussierenden Champagner um 1670, für den er einen festen Flaschenverschluß brauchte. Das geeignete Material hierfür bot ihm die Rinde der Korkeiche. Mit der Zeit gelangten dann die Korkstöpsel nicht nur für den Champagner, sondern auch für die übrigen Weine zur Anwendung, worauf sie mehr und mehr auch für alle anderen Flaschen zum Verschluß gebraucht wur-

den. Daran ſchloß ſich dann die vielfache anderweitige Verwendung der Korkmaſſe, die heute ja in ſehr verſchiedener Weiſe verarbeitet wird.



Herablaſſen der Korkballen nach dem Kochen.

Die Korkeiche, die den Kork liefert, iſt in Nordafrika, im Süden Spaniens, beſonders in Andaluſien, auf den Balearenineln und auf Sizilien heimiſch. Sie ähnelt im Bau unſerer Sommereiche, iſt aber immergrün. Sie erreicht eine Höhe von 10 bis 12 Meter und trägt

eiförmige, scharf gezahnte Blätter, deren Oberseiten glatt und deren Unterseiten in der Jugend weißfilzig sind. In Nordafrika und in Andalusien bildet sie stattliche Wälder, die in der Hitze des Sommers erquickenden Schatten verbreiten. Das, was diese Eiche für uns wertvoll macht, die Korkschicht, dient dem Baum als Schutzmittel gegen allzu große Wasserverdunstung.

Das Korkgewebe besteht aus tafelförmigen Zellen, deren Häute für Wasser und Gase nur sehr wenig durchlässig sind. Die Korkzellen werden von jenem Bildungsgewebe erzeugt, welches dem Bast aufliegt. Dünne Korkschichten finden sich daher auch bei anderen Bäumen vor, selbst die Schalen der Kartoffeln sind mit einer feinen Korkschicht ausgestattet, und die Korkeiche unterscheidet sich deshalb nur dadurch von den übrigen Bäumen, daß bei ihr die Korkschicht an Stamm und Ästen außergewöhnlich stark ausgebildet wird.

Im natürlichen Zustande entwickelt die Korkeiche eine rissige, sehr harte und wenig elastische Rinde. Diese Außenschicht, die technisch nicht verwertbar ist, wird von den Korkarbeitern als männlicher Kork bezeichnet. Nach ihrer Ablösung entsteht eine neue, zartere Schicht, der weibliche Kork oder die sogenannte Mutter, die erst die brauchbare Korkrinde darstellt.

Der Mittelpunkt der spanischen Korkgewinnung ist die Stadt Algeciras in der Nähe Gibraltars, die ja unlängst durch die Marokkokonferenz allgemein bekannt geworden ist. In der Umgebung von Algeciras sieht man auf den Höfen allenthalben hohe Korkholzhaufen aufgestapelt, die entweder ins Ausland versendet oder an Ort und Stelle verarbeitet werden. In der Regel beginnt die Korkabschälung, wenn die Bäume 15 Jahre alt sind. Man kann das Schälen in Zwischenpausen von 8 bis 10 Jahren wiederholen. Unter einer solchen

vorſichtigen Behandlung leiden die Eichen nicht, ſo daß ſie 100 bis 150 Jahre ausgenützt werden können. Bei der Abſchälung zieht man um den Stamm ringförmige Schnitte, die aber nicht bis auf das Bildungsgewebe

Das Abtragen fehlerhafter Stellen an den Seitenflächen und Querſchnitten.

hinabgehen dürfen, und verbindet die Kreisſchnitte durch ſenkrechte Längsſchnitte. Jetzt laſſen ſich die Korkſtreifen ablöſen.

Wir wollen die weitere Verarbeitung des Korks zunächſt in ſeiner ſpaniſchen Heimat, in Andaluſien, verfolgen. Die abgelöſten Korkplatten, die eine Stärke von 5 bis 20 Zentimeter haben und an deren Quer-

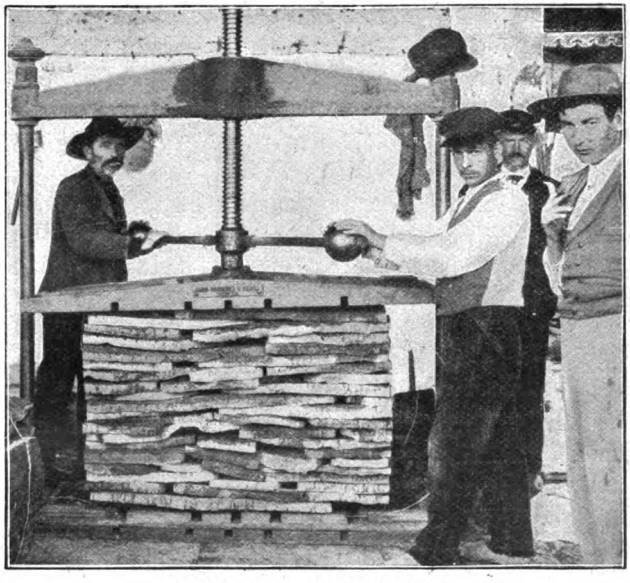
schnitt man 8 bis 15 Jahresringe beobachten kann, werden auf dem Hof der Korkfabrik, nach der sie gebracht worden sind, von Jungen sortiert und nach ihrer Güte auf eine Reihe von Haufen verteilt. Die Aufsicht über die Jungen führt ein Arbeiter, der in der Beurteilung der Korkqualität besonders erfahren ist.

Im allgemeinen wird der beste Kork von jenen Bäumen gewonnen, welche im Alter von 50 bis 100 Jahren stehen. Nach der Sortierung werden die Platten zu großen Bündeln zusammengeschnürt, damit sie gekocht werden. Zu diesem Zweck hebt man sie in große, mit kochendem Wasser gefüllte Bottiche, in denen sie fünf bis sechs Minuten verbleiben. Durch die Einwirkung des heißen Wassers werden die Platten um ein Drittel dicker, zugleich aber auch weicher und nachgiebiger. Die Platten sind, wenn sie von den Stämmen abgelöst worden sind, gekrümmt und haben mehr oder weniger die Zylinderform des Baumes. Da sie jetzt weicher geworden sind, kann man sie nunmehr strecken und plattdrücken. Unsere erste Abbildung zeigt das Herausschaffen der Korkbündel aus den Kochbottichen.

Nachdem die Platten die Bottiche verlassen haben, werden sie geschabt. Zu dieser Säuberung der Korkrücken bedient man sich eines Instruments, das einer kleinen Haue ähnelt. Man entfernt mit ihr das anhaftende Moos, Flechten und Gewebsreste. Das wenige Korkholz, das nicht zur Ausfuhr bestimmt ist, wird in den Höfen der Faktorei in Scheiben zerschnitten. Dies besorgen Jungen von neun bis zehn Jahren mit eigentümlich geformten Messern. Ein Richtmaß, das an der Klinge eines jeden Messers befestigt ist, sichert das Zuschneiden in der richtigen Größe. Die Übung bringt es sodann weiter mit sich, daß die Arbeit mit größter Schnelligkeit ausgeführt wird. Ein Blick genügt, um

dem Arbeitenden zu zeigen, daß von dem Kork noch etwas mehr fortgenommen werden muß.

Alle Korkplatten, welche in das Ausland gehen, müssen erst noch, wie es in der Fachsprache heißt, aufgeputzt werden, damit sie ein gutes Aussehen und markt-



Das Zusammenpressen der Korkplatten.

fähige Beschaffenheit erhalten. Dies geschieht durch sorgfältiges und geschicktes Abtragen der fehlerhaften Stellen, die sich auf den Seitenflächen und Querschnitten vorfinden. Auch ein Fachmann kann diese künstliche Nachhilfe oft nur schwer entdecken. Wie sehr durch ein schlaues Aufputzen das Aussehen der Platten gehoben und damit natürlich auch ihr Preis gesteigert werden kann, mag folgendes Vorkommnis zeigen. Der

Vertreter einer großen Korkhandlung hatte von einem spanischen Händler 28 Tonnen Korkholz gekauft. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß die Platten sehr „verschönt" waren und der Agent demgemäß übervorteilt worden war. Diese Entdeckung machte ihn indessen nicht bestürzt. Er war entschlossen, bei dem Handel nicht der Verlierende zu sein. Er übergab die Platten sofort seinen Aufputzern, die sie nun ihrerseits nochmals verschönten, und zwar mit dem Erfolg, daß sie der Agent an den ersten Eigentümer, ohne daß dieser den Sachverhalt ahnte, zurückverkaufen konnte, und zwar mit einem Verdienst von 35 Mark für die Tonne. Man wählt denn auch für das Aufputzen die intelligentesten Arbeiter aus, die noch dazu in ihrem Handwerk eine lange und sorgsame Ausbildung erhalten. Man erkennt schon an den Gesichtern auf unserem zweiten Bilde, daß hier schlaue Köpfe bei der Arbeit sind.

Nach dem Aufputzen werden die Platten zum Versand in das Ausland durch Maschinen kräftig zusammengepreßt, mit Stricken zusammengebunden und darauf noch mit Bandeisen umschlagen. Diese Verpackung veranschaulicht uns unser drittes Bild.

Das Korkholz durchläuft von der Zeit, in der es in den üppigen Korkwäldern von den Bäumen geschält wird, bis zu dem Tag, an dem es auf der festlichen Tafel als Pfropfen knallend von der Sektflasche springt, eine lange Reihe von Bearbeitungen.

Wie es als Ganzes für den Export zubereitet wird, haben wir soeben erfahren. Wir wollen nun seine weitere Verarbeitung bis zum fertigen Kork in einer spanischen Korkfabrik verfolgen. Zunächst werden hier die Platten in derselben Weise in Scheiben zerlegt, wie es die Jungen auf dem Fabrikhof tun. Darauf

Das Vierecken.

werden die Scheiben, wie man es nennt, gevierteckt, während sie in Wirklichkeit mehr in längliche Stücke zerschnitten werden. Dieses Geschäft erlaubt es, daß man sich dabei unterhält. Auf unserem vierten Bilde, auf dem die Scheiben gevierteckt werden, lauschen denn auch die Arbeiter aufmerksam der Erzählung eines ihrer Kameraden, der ihnen Neuigkeiten berichtet. Nun werden die Stücke in Wasserkübel geschüttet, in denen sie ein junger Bursche mit einem Stock umrührt. Nachdem man sie in Mulden hat abtrocknen lassen, werden sie zu Pfropfen zugeschnitten. In Spanien schneidet man den Kork, wenn er noch feucht ist, anderwärts erst dann, wenn er völlig trocken geworden ist.

Man kann die Pfropfen sowohl mit der Hand als auch auf Maschinen zuschneiden. Obwohl das Schneiden mit der Hand langsamer vor sich geht, so ist es gleichwohl noch vielfach üblich, weil das beständige Schärfen der Klingen die Vorteile der Maschinenarbeit beträchtlich vermindert. Denn Kork stumpft den Stahl in kurzem ab. Ein tüchtiger Korkschneider, der mit der Hand arbeitet, schärft nach einem jeden Schnitt sein Messer an einem besonders eingerichteten Brett, das an der Ecke des Korkkastens angebracht ist. Auf unserer Abbildung befindet sich das Messerbrett rechts von jedem Korkschneider.

Von Korkschneidemaschinen gibt es verschiedene Arten. In Spanien benützt man nur solche von einfacher Konstruktion. Bei der Maschine, die unser sechstes Bild vorführt, wird das Korkstück von zwei kleinen Rädern gehalten, zwischen denen es sich dreht, während zugleich die lange Messerklinge über das Korkstück hingeht. Zuletzt lassen die Räder das Stück los, das nun rund und glatt in einen Korb fällt. Soll von dem Korkstück etwas mehr abgeschnitten werden, so gibt

der Arbeiter der Maschine eine andere Drehung, und sie schneidet dann kleinere Korke, ohne daß ihr Gang dabei unterbrochen wird. Sind die Korke geschnitten, so werden sie nach Größe und Güte in verschiedene Körbe sortiert, wie es auf dem nächsten Bilde dargestellt ist.

In dem Packraum einer solchen spanischen Korkfabrik ist der ganze Fußboden mit Korken von einer und derselben

Das Schneiden der Pfropfen mit der Hand.

ben Größe bedeckt. Dem Namen nach sind sie alle von gleicher Güte, in Wirklichkeit ist es aber unmöglich, eine völlig gleiche Beschaffenheit zu erzielen. Damit sich nun die besseren Korke mit den schlechteren entsprechend mengen, werden sie auf dem Fußboden ausgebreitet und auf ihm tüchtig durcheinandergemischt. Jetzt werden sie erst in große Säcke verpackt, in denen sie ihre Reise nach dem Bestimmungsort antreten.

Der erste Teil der Reise wird gewöhnlich auf der Eisenbahn zurückgelegt. Die Mehrzahl der spanischen Eisenbahnen wird von Schottländern verwaltet und geleitet. Ausschließlich der Stationsvorsteher ist immer nur ein Spanier. Die Frachtsätze für die einzelnen Güter sind auf den spanischen Bahnen sehr verschieden. Sehr hohe Frachtkosten zahlen die Korke, so daß die Bahnen an ihnen mehr interessiert sind als an allen anderen Waren. Infolgedessen kommt es zu gewissen Durchstechereien, und die Händler sind sehr dankerfüllt darüber, daß, während ein „kluger Schotte" die Bahn verwaltet, nur die Hand eines weniger „klugen" Stationsvorstehers geölt oder, wie man bei uns sagt, geschmiert zu werden braucht, damit er bei der Gewichtsbestimmung der Ladungen ein Auge zudrückt.

Wenden wir uns jetzt von dem romantischen Andalusien nach Norden, um hier nun, in England oder Deutschland, die weitere Verarbeitung der aus Spanien importierten Korkplatten kennen zu lernen. In manchen Korkfabriken brennt man, um die Korkmasse noch zu verbessern, die Platten. Sie werden dabei in einen großen Ofen gelegt, so daß es aussieht, als sollten sie als Feuerungsmaterial gebraucht werden. Aber das scharfe Auge eines Arbeiters, der Feuerzangen bei der Hand hat, wacht über sie. Sowie die Stücke genügend geröstet sind, werden sie mit den Zangen ergriffen und

Das Schneiden der Pfropfen mit der Maſchine.

beiseite gelegt. Bürste und Wasser erwarten sie, mit denen die dampfende Oberfläche abgekühlt und angefeuchtet wird. Dann wandern die Platten in den Zuschneideraum. In dem Brennofen sammelt sich eine große Menge von Ruß an, der zusammengekehrt und an Geschäfte verkauft wird, die daraus einen schwarzen Farbstoff herstellen. Er wird hauptsächlich von den Schauspielern zur Schwärzung der Augenbrauen oder auch des Gesichtes verwendet, wenn sie Negerrollen spielen.

Im Zuschneideraum werden die Platten alsbald in viereckige und lange Stücke, sowie in dicke Brauerspunde zerlegt. Die feinere Verarbeitung erfolgt in den großen Korkfabriken vielfach mit Hilfe von Maschinen. Sich schnell drehende, kreisförmige Messer zerschneiden die Korkstreifen, die unter ihnen geradlinig fortgezogen werden. Ein scharfes Stahlband, das über zwei Scheiben gelegt ist, formt aus dem rotierenden Korkstück die zylindrischen Pfropfen, während ein Kreismesser die beiden Stirnflächen desselben gerade schneidet. Bei diesen kunstvolleren Maschinen wird das Stumpfwerden des Stahlbandes dadurch vermieden, daß es bei seiner Bewegung zwei Schleifscheiben passiert, die es stets von neuem schärfen.

Während ein Arbeiter an einem Tage 1000 bis 1200 Weinpfropfen schneidet, liefert eine solche Maschine in einer einzigen Stunde 2400 Weinpfropfen. Die fertigen Korke werden von einer zweiten Maschine, deren verstellbare Eisenstäbe eine Art Rost bilden, erst nach der Größe und darauf nach der Güte sortiert.

Jene Korkplatten, welche nicht zur Anfertigung von Pfropfen verwendet werden, werden zu Korksohlen, Hutfutterstreifen, Korkjacken, Schwimmgürteln, zu Schwimmern für Netze, zur Ausfüllung von Sicherheitszellen auf Panzerschiffen, zu federnden Unterlagen

für Ambosse und zum Überziehen von Dampfleitungen verarbeitet. Die feineren Abfälle und Schnitzel gebraucht man statt der Buchenspäne bei der Schnellessigfabrikation und zur Herstellung der Linoleumteppiche.

Das Sortieren der Pfropfen.

Die Korkproduktion der Welt wird auf eine Million Doppelzentner geschätzt. Auf Spanien entfallen davon gegen 250,000 Doppelzentner. Exportiert werden aus Spanien jährlich 2000 Millionen Pfropfen. Deutschland bezog in den letzten Jahren durchschnittlich 120,000 Doppelzentner Kork im Wert von fast 8 Millionen Mark.

Maronenspeise.

Ein neues Küchenrezept. Von G. Harmstorf.

Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Daß die Marone, die Frucht der Edelkastanie, in Form von Püree ein vortreffliches Gemüse und glasiert eine ausgezeichnete Beilage zu den verschiedensten Schüsseln abgibt, ist jeder Hausfrau wohlbekannt. Die Rezepte für beide Arten der Zubereitung finden sich in jedem besseren Kochbuch und brauchen darum an dieser Stelle nicht wiederholt zu werden.

Wo aber, wie in manchen Gegenden Norddeutschlands, die Ungenießbarkeit ihrer einheimischen Verwandten, der nur zu Wildfutter verwendbaren bitteren Roßkastanie, ein gewisses Vorurteil gegen die ihr im Geschmack so unähnliche, angenehm süße, mehlige und bekömmliche Edelkastanie hervorgerufen hat, da möge man vor einem Versuch mit den obengenannten Gerichten ja nicht zurückschrecken. Die im Süden um ihrer Häufigkeit willen beinahe wertlose Frucht ist überall zu geringem Preise erhältlich; sie ist unseren Wintergemüsen an Nährgehalt weit überlegen, und sie läßt sich durch richtigen Zusatz von Butter, Schwitzmehl und Bouillon oder Fleischextrakt ihres, manchem Gaumen nicht ganz zusagenden, etwas süßlichen Beigeschmacks so vollständig berauben, daß auch der verwöhnte Feinschmecker nichts mehr an ihr auszusetzen finden wird.

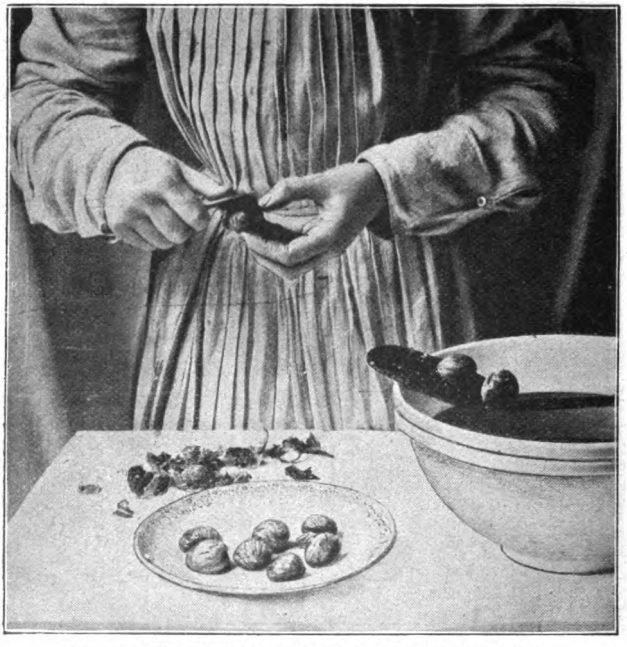
In noch höherem Maße jedoch ist eine Verbindung

mit Zucker dazu angetan, den Wohlgeschmack der Marone zu erhöhen. Ein Kastaniengelee, wie es sich neuerdings in der französischen Küche einzubürgern beginnt, darf sich an Feinheit des Geschmacks getrost

Das Schälen der rohen Maronen.

mit den besten Apfel- oder Orangengelees vergleichen. Es läßt sich auf die mannigfachste Art verwenden und hat neben dem Vorzug beträchtlicher Haltbarkeit auch noch den der wohlfeilen und bequemen Zubereitung, so daß wir unseren Leserinnen einen Versuch mit diesem in Deutschland noch fast unbekannten Eingemachten guten Gewissens empfehlen können.

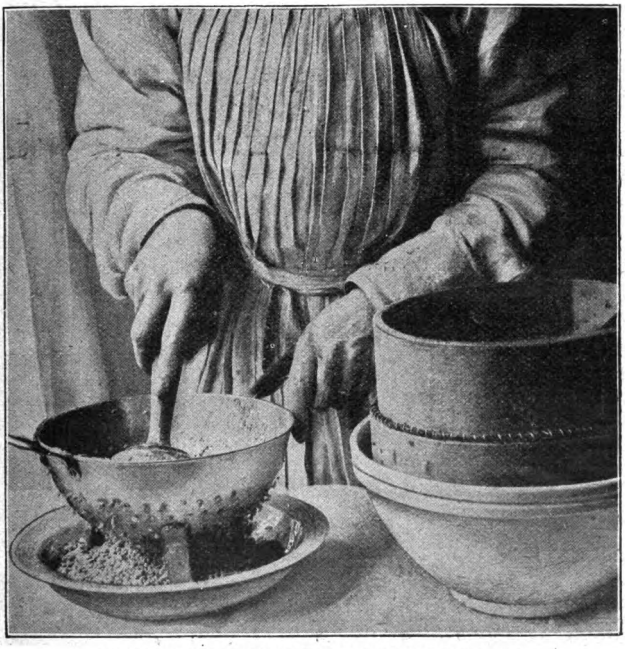
Um ein befriedigendes Reſultat zu erzielen, muß man allerdings ſchon beim Einkauf der Maronen darauf achten, gute und recht ſüße Früchte zu erhalten. Die Unterſcheidung von den minderwertigen iſt nicht



Die Entfernung des inneren Häutchens nach dem Blanchieren.

ſchwer. Kaſtanien, die eine ſchmackhafte Speiſe ergeben ſollen, müſſen nicht nur recht groß und gewichtig ſein, ſondern auch eine matte und runzelige Schale haben, die im Begriff ſcheint, aufzuberſten. Glatte und glänzende Früchte, wie ſie von Unkundigen vielfach bevorzugt werden, ſind oft geſchmacklos und wenig zuckerhaltig. Auch laſſen ſie ſich viel ſchwerer aus

ihrer braunen Umhüllung befreien. Das fällt aber immerhin ins Gewicht, da gerade dies Abschälen die umständlichste Prozedur des ganzen Zubereitungsprozesses ausmacht und selbst bei der Verwendung ausgesuchter Früchte eine gewisse Geschicklichkeit oder Übung voraussetzt.



Zerdrücken der gekochten Maronen mit dem Holzlöffel.

Man verfahre dabei in der auf unserer ersten Abbildung veranschaulichten Weise, nehme die Kastanie so zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger der linken Hand, daß man die gewölbte Seite der Frucht vor sich hat, mache an der zähen, runzeligen Stelle,

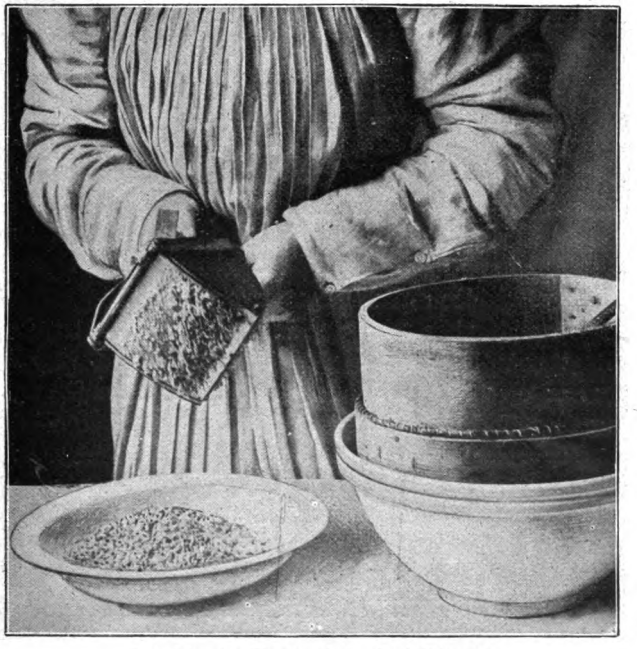
wo die Marone aufgesessen, einen Einschnitt mit der Spitze eines scharfen Messers und ziehe dann zunächst die Schale an der gewölbten Seite ab. Die andere Hälfte der Frucht ist dann mühelos von ihrer Hülle zu befreien.

Damit hat man allerdings erst die harte, äußere Haut entfernt. Das zweite, lederartige Häutchen, von dem das genießbare Fruchtfleisch umschlossen ist, würde sich bei der rohen Kastanie nur schwer abschälen lassen, und es ist deshalb geraten, die Maronen vor der weiteren Behandlung zu blanchieren.

Man gibt sie zu dem Zweck, nachdem man alle wurmigen, schwärzlich gefärbten und sonst unansehnlichen Exemplare ausgeschieden hat, in ein bedecktes Gefäß mit so viel kaltem Wasser, daß sie vollständig darin schwimmen, läßt sie zunächst bei gelindem Feuer etwa zehn Minuten lang anwärmen und dann bei etwas lebhafterem — aber nicht zu starkem — fünfundzwanzig Minuten kochen. Während der letzten Minuten muß man den Kochprozeß mit einiger Aufmerksamkeit überwachen, da es sich nicht empfiehlt, die Maronen zu weich werden zu lassen. Sie müssen sich, wenn sie in dem rechten Zustande sein sollen, entweder mühelos mit einer Nadel durchstechen lassen oder sich unter leichtem Fingerdruck teilen. Man schöpfe die bis zu solchem Grade erweichten Früchte mit dem Schaumlöffel aus dem Kochgefäß und werfe sie zu oberflächlicher Abkühlung in ein Gefäß mit kaltem Wasser. Das Abziehen des Häutchens aber bewirke man, sobald man die Kastanien zwischen den Fingern zu halten vermag, da es von großem Vorteil ist, wenn sie in noch warmem Zustande zerdrückt werden können.

Das Abschälen des inneren Häutchens läßt sich, da das Häutchen meist schon beim Kochen geplatzt ist,

ohne alle Schwierigkeit und mit geringer Nachhilfe durch das Messer bewirken. Die geschälten Früchte gibt man in ein Haarsieb, damit sie möglichst trocken werden, und dann geht man ungesäumt daran, sie zu zerdrücken — je heißer, desto besser.



Zerdrücken der Maronen in der Kartoffelpresse.

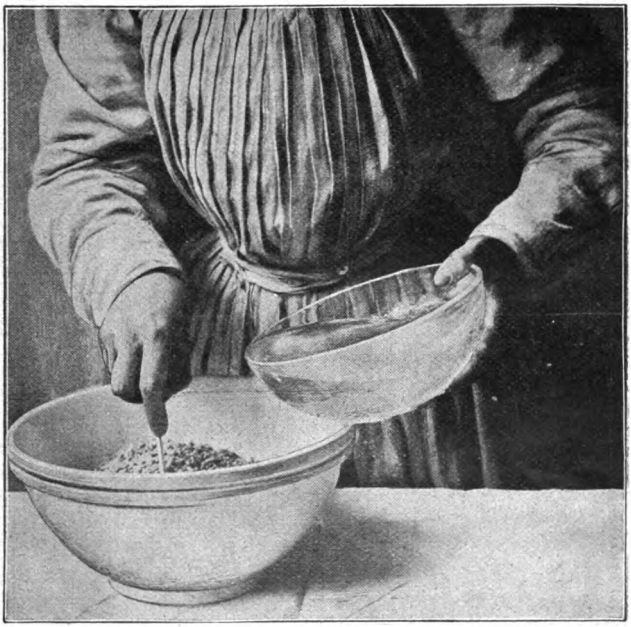
Das einfachste Verfahren ist das durch die Abbildung auf Seite 197 veranschaulichte Zerdrücken mittels eines Holzlöffels oder einer Reibkeule in einem siebartig durchlöcherten Metallgefäß, das man in die zur Aufnahme des Pürees bestimmte Porzellanschüssel gestellt hat. Es empfiehlt sich namentlich dann, wenn man

auf einmal größere Quantitäten von Gelee zu bereiten wünscht, und wenn man kein übergroßes Gewicht auf das Aussehen der Speise zu legen braucht. Denn sie wird bei dieser Art der Zerkleinerung immer etwas grobkörniger bleiben, als wenn man sie, wie die nächste Abbildung zeigt, durch eine Kartoffelpresse treibt. Im letzteren Fall darf man niemals mehr als fünf oder sechs Früchte gleichzeitig in die Presse bringen, und muß die Öffnungen derselben jedesmal aufs neue von dem darin zurückgebliebenen Teige befreien. Die Masse wird dabei allerdings viel feiner und gleichmäßiger als bei dem Passieren durch ein Sieb, und die Vereinigung mit dem Zuckersirup dementsprechend eine viel innigere. Auf den Wohlgeschmack des Gelees aber ist es ohne allen Einfluß, ob man sich des einen oder des anderen Verfahrens bedient.

Sind sämtliche Maronen in Püree verwandelt, so bringt man letzteres in eine möglichst große Schüssel oder in einen kupfernen Kessel, um die Vermischung mit dem Zuckersirup vorzunehmen.

Für die Herstellung von sechs Gläsern Gelee zu je einem halben Kilogramm bedarf es einer Menge von ungefähr zweieinhalb Kilogramm roher Maronen. Um eine für längere Zeit haltbare Konserve zu gewinnen, soll die nach dem Kochen und Pressen erhaltene Fruchtpaste mit der gleichen Gewichtsmenge Zucker vermischt werden, und wir möchten unseren Leserinnen raten, sich dabei nicht auf oberflächliche Schätzung zu verlassen, sondern die Küchenwage zu Hilfe zu nehmen. Das Kochen des Zuckers erfolgt am besten in einem nicht verzinnten Kupfergefäß unter Hinzufügung eines Glases Wasser für jedes Kilogramm Zucker. Eine in vier Stücke zerteilte Vanilleschote genügt zur Erzeugung des nötigen Aromas. Wo der Vanillegeschmack etwa

nicht beliebt ist, läßt sich dies Gewürz auch durch Zusatz von Kirschwasser oder Rum ersetzen (ein Likörgläschen auf das Kilogramm Zucker), der aber erst fünf Minuten vor beendigtem Kochprozeß erfolgen soll.



Das Vermischen der Paste mit dem Zuckersirup.

Ist man sicher, daß die Speise innerhalb vierzehn Tagen verbraucht wird, so genügen übrigens fünfhundert Gramm Zucker auf ein Kilogramm Fruchtfleisch; rechnet man auf eine Haltbarkeit von nicht mehr als einem Monat, so nehme man 750 Gramm auf ein Kilo Paste. Da letzteres Mischungsverhältnis dem Geschmack wohl am besten zusagen dürfte, möchten wir

empfehlen, von der Speise immer nur so viel auf einmal zu bereiten, als innerhalb eines Monats im Haushalt verwendet werden kann. Es kann das ja um so leichter geschehen, als Edelkastanien während

Das Einfüllen der fertigen Speise.

des ganzen Winters in gleicher Güte erhältlich sind. Für eine längere Aufbewahrung ist es ganz unerläßlich, gleiche Gewichtsmengen Zucker und Fruchtfleisch zu nehmen.

Um den Sirup recht innig mit der Paste zu vermischen, gebe man ihn nach und nach in ganz kleinen Mengen dazu und rühre jedesmal energisch so lange,

bis die Masse den beigemischten Saft vollständig aufgesaugt hat. Ist das ganze Sirupquantum zugesetzt und hat man eine ganz gleichmäßige Paste erhalten, so gibt man sie in das zum Kochen des Zuckers benützte Kupfergefäß zurück und setzt dasselbe unter häufigem Umrühren auf gelindes Feuer. Von dem Augenblick des ersten Aufwallens an muß die Konfitüre noch fünfzehn Minuten kochen, und während dieser Zeit darf mit dem Rühren nicht mehr aufgehört werden, wenn ein Ansetzen an den Boden des Gefäßes verhütet werden soll. Man gebrauche dabei jedoch die Vorsicht, sich in möglichster Entfernung von dem Kochtopf zu halten, da man durch ausspritzende Teilchen der kochenden Masse sonst leicht unangenehme Brandwunden im Gesicht davontragen könnte.

Nach fünfzehn Minuten ist die Speise fertig. Man fülle sie heiß in geeignete gläserne oder irdene Gefäße, lasse sie darin fünf bis sechs Tage ruhen, bedecke alsdann die Oberfläche mit einem dem Umfang des Gefäßes entsprechend zugeschnittenen Papierblatt, das man mit Kirschwasser oder Kognak durchtränkt hat, und verschließe das Eingemachte in der üblichen Weise.

Ein Verderben ist bei Beobachtung der vorstehend erteilten Ratschläge nicht zu besorgen, und wir zweifeln nicht, daß namentlich in solchen Häusern, wo sich Marmeladen als gesunde und schmackhafte Zuspeise berechtigter Beliebtheit erfreuen, die neue Maronenspeise schon nach dem ersten Versuch als eine angenehme Abwechslung oft und gern in Verwendung genommen wird.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie der deutsche Kaiser Hung-li zur Heimkehr verhalf. — Trotz des nebelgrauen, naßkalten Herbsttages, der über der Riesenstadt London gebreitet lag, herrschte in den Straßen und auf den freien Plätzen ein womöglich noch regeres Leben und Treiben als gewöhnlich. Überall rüstete man mit Eifer zum festlichen Empfang der fürstlichen Gäste des Landesherrn, des deutschen Kaisers und seiner Gemahlin.

Eingebaut zwischen zwei hohen Mietskasernen, die es fast zu erdrücken schienen, lag ein kleines altes Häuschen, in dem der Chinese Hung-li ein Barbiergeschäft betrieb. Die Vorderfront bestand im unteren Stockwerk nur aus der schmalen Haustür und einem breiten etwa einen halben Meter vorspringenden Schaufenster, darüber lagen die beiden Wohnzimmer mit je einem Fenster nach der Straße zu. Der Besitzer, ein kleiner, sehr gelber Chinese, stand am Fenster und sah betrübten Angesichts in das vom Nebel umwogte Getriebe der Straße.

Hung-li war sehr unglücklich. Das Geschäft ging schlecht, und oben in der kleinen, dürftig ausgestatteten Wohnung lag, krank vor Sehnsucht nach der Heimat, Tse-ngan, der „Glanz des Mondes", sein junges Weib. Auch er selbst sehnte sich nach dem sonnigen Himmel und den gefüllten Reistöpfen des Reiches der Mitte zurück. Denn was blühte ihm hier im Lande der Barbaren, wo es kalt und neblig war, und die unfreundlichen Leute nur Hohn und Verachtung für ihn übrig hatten? Aber er konnte nicht heim, denn das Geld zu der weiten, kostspieligen Reise fehlte ihm. Er verdiente nur knapp so viel, daß er die teure Ladenmiete bezahlen und Reis für sich und sein Weibchen kaufen konnte.

Deshalb war Hung-li traurig und zog sein gelbes Gesicht so kraus zusammen, daß es aussah wie eine große Zitrone mit einer

Warze als Nase und zwei schrägen und einem geraden Schlitz für Augen und Mund.

Eine Droschke hielt vor dem Hause an, und Hung-li sah, wie ihr ein hochgewachsener, martialisch ausschauender Herr entstieg, der suchend die Hausnummern an seinem und dem Nebenhause mit einer auf einem Zettel stehenden verglich. Neugierig, wohin der Herr zu gehen beabsichtigte, drückte Hung-li die Nase fast platt am Fenster und fuhr ganz erschrocken zurück, als auf einmal die Klingel seiner eigenen Türglocke laut zu schrillen anhub.

Er faßte sich aber sofort wieder, und über das ganze gelbe Gesicht lächelnd, die Hände reibend und sich fortgesetzt tief verbeugend ging der Sohn des himmlischen Reiches seinem vornehmen Besucher entgegen.

„Ganz gehorsamster Diener, hochgeborner Herr! Was steht zu Diensten, Rasieren, Haarschneiden —"

„Nein, nein," unterbrach ihn der Herr kurz, „ich komme wegen Ihrer Fenster."

Hung-li warf einen erschrockenen Blick nach seinem Schaufenster. Das war doch blitzsauber, wie alles im kleinen Laden!

„Fenster?" murmelte er fragend und entschuldigend zugleich. „Euer Hochedlen —"

Der Herr zog ungeduldig die Stirn kraus. Er war nicht gewöhnt, seine Worte wiederholt zu hören. „Für den Festzug," sagte er kurz.

Hung-lis Gesicht zog sich in nachdenkliche Falten. Er wußte sich nicht zu erklären, was der alte Herr wollte.

„Verstehen Sie denn nicht?" wetterte der wieder los, so daß Hung-li erschrocken einen Schritt zurückwich.

„O ja! Gewiß, Euer Hochedelgeboren, Hung-li verstehen sehr wohl, ganz ausgezeichnet wohl!" versicherte er eiligst mit seinem unschuldigsten Lächeln.

„Na, also!" knurrte der alte Herr weiter. „Wieviel wollen Sie?"

Ein Blitz der Erkenntnis huschte jetzt plötzlich über das gelbe Gesicht des Asiaten. Das Wort „wieviel" in Verbindung mit seinem Fenster schien wie ein Zauberwort auf ihn zu wirken. „Fünfe Schilling, sechse Schilling — zehne Schilling," tastete Hung-li langsam und beobachtete dabei gespannt das Gesicht des alten Herrn.

Der lachte schließlich laut auf. „Da seh einer diesen gelben Schlauberger an! Stellt sich zuerst, als wisse er überhaupt nicht, um was es sich handelt, und sucht dann zu erforschen, wie hoch er seine Forderung pressen kann! Na, es ist gut. Sie wissen doch, daß nächste Woche der deutsche Kaiser mit seiner Gemahlin nach England kommt, um unserem König Eduard einen Besuch abzustatten?"

Hung-li nickte anhaltend und kräftig mit dem Kopfe. „O ja, Hung-li wissen ausgezeichnet gut."

Der alte Herr blickte ihn scharf und immer noch ein wenig zweifelnd von der Seite an, dann fuhr er fort: „Na, bei dieser Gelegenheit findet auch der große feierliche Einzug des Herrscherpaares in die City statt. Der Festzug wird diese Straße passieren, und in allen Häusern werden die Fenster an die Schaulustigen vermietet."

Die Augen des Chinesen glänzten. Ihm wurde ganz warm bei der Aussicht, etwas zu verdienen. „Hm, ja. Hung-li Fenster auch vermieten."

„Na, dann halten Sie mich nicht länger auf! Wieviel sollen sie kosten? Dies hier und die beiden im ersten Stock?"

„Wieviel? Hm — ja —" der Chinese dachte nach. Was sollte er nur fordern? Ein Pfund — zwei — fünf Pfund? Wenn er nur nicht zu billig vermietete! Aber er durfte auch nicht zu viel fordern, damit der Herr ihm nicht davonlief. Plötzlich kam ihm eine Erleuchtung. „Hung-li nicht so ganz sicher, schnell gehen und Tse-ngan, seine Frau, fragen."

Damit schlüpfte er, ehe der alte Herr ihn noch aufzuhalten vermochte, davon und zur Hintertür hinaus.

Einen Augenblick später stand er im Laden seines Nachbarn, eines Zigarrenhändlers.

„Sie vermieten Ihre beiden Fenster für Einzug des Kaisers, Mister Homblon?"

„Selbstverständlich, Schlitzauge!" versetzte lachend der Tabaksmann. „Denkt nur nicht, daß Euer Fenster das einzige ist, wodurch man auf die Straße schauen kann."

„O nein, nein," entschuldigte sich der Chinese hastig, „wieviel kostet? Wieviel Sie bekommen?" setzte er ängstlich fragend hinzu.

„Ich habe meine Fenster schon gestern vermietet. Dreißig

Pfund für das Schaufenster und je zehn Pfund für die beiden im Wohnzimmer oben."

„O, danke viele Male!" rief der Chinese, lief wieder davon und stand gleich darauf wieder vor seinem Besucher. „Kleine Frau oben will vierzig Pfund für großes Schaufenster und elf Pfund für jedes Fenster oben. Billig — sehr billig, Euer Hochedelgeboren."

„Gut, ich nehme sie alle drei," versetzte der Herr kurz. Dann fügte er hinzu: „Gleich bezahlen oder erst am Tage des Festzuges?"

Hung-li rieb sich die Hände, daß die Gelenke krachten. „Gleich bezahlen, Euer Hochwohlgeboren, gleich bezahlen ist sehr gut!" lachte er strahlend.

„Schön, hier ist das Geld," antwortete der Herr, zählte ihm die verlangte Summe auf den Tisch, ließ sich eine Quittung geben und ging zur Tür hinaus.

Hung-li begleitete ihn mit strahlendem Lächeln zur Tür, indem er sich fortgesetzt bis zur Erde verbeugte. Dann hielt es ihn aber auch keine Sekunde länger unten. Mit großen Sprüngen eilte er die Hintertreppe hinan in seine kleine Wohnstube, wo Tse-ngan auf ihrem schmalen Lager lag. Glücklich lachend warf er ihr Gold und Banknoten auf die Decke und erzählte mit ungeheurer Zungenfertigkeit von dem unerwarteten Glücksfall.

Die junge Frau wurde jetzt merkwürdig schnell lebendig, war doch die erhaltene Summe überreichlich genug, um die Reise zu bezahlen und noch ein gut Teil davon übrig zu behalten, womit man in Peking einen kleinen Handel anfangen konnte.

Nachdem Hung-li alles erzählt hatte, eilte er nach dem Kontor einer Reisegesellschaft und bestellte zwei Zwischendeckskarten nach der Heimat. Dann kaufte er reichlich Lebensmittel und für Tse-ngan einige Leckerbissen ein, um darauf mit fliegendem Zopfe wieder nach Hause zu eilen.

Kaum befand er sich eine halbe Stunde wieder in seinem kleinen Laden, als die Klingel wiederum ertönte. Ein Herr und eine Dame traten ein.

„Guten Morgen, Euer Hochedelgeboren! Hung-li steht zu Diensten. Was wird gewünscht, Rasieren, Haarschneiden?" begrüßte er mit tiefen Verbeugungen die Fremden.

„Nein," erwiderte der Herr, „ich komme nur, um zu fragen, ob

Sie uns Ihre Fenster für den Tag der Einzugsfeier vermieten wollen?"

Hung-li riß Augen und Mund auf. Was war dies für ein absonderlicher Glückstag! „Fenster für Einzugsfeier? O gewiß, o ja!" stieß er glückselig hervor. „Wieviel, Euer Hochedelgeboren? Allesamme Fenster, alle drei?"

„Nein, nur eines, wenn es nicht zu teuer ist," antwortete der Herr vorsichtig. „Dies hier wird wohl für mich zu teuer sein. Was kostet es?"

„Dies hier? O, nur fünfzig Pfund. Sie nehmen das?" fragte der Chinese und seine schwarzen Perlaugen funkelten.

Der Herr schüttelte den Kopf. „Viel, viel zu teuer für mich!" entgegnete er. „Was kosten die Fenster oben?"

„Oben Fenster nur dreizehn Pfund jedes. Nehmen Sie?"

Der Herr wechselte einige leise Worte mit der ihn begleitenden Dame. Sie verglichen die bisher gehörten Preise.

„Die Aussicht ist doch oben auch gut?"

Hung-li rieb sich die Hände und verdrehte entzückt die Augen: „Gute Aussicht! O wunderbare, ganz ausgezeichnete Aussicht!" versicherte er eifrigst.

Die beiden Fremden berieten sich noch eine kleine Weile, während der Chinese angsterfüllt dabeistand, aber das Gespräch nicht zu unterbrechen wagte, dann sagte der Herr: „Gut, also ich nehme das eine Fenster für dreizehn Pfund. Notieren Sie sich das, bitte, damit kein Irrtum vorkommt," und wendete sich dann mit der Dame zur Tür.

Hung-li stand einen Augenblick ganz verdutzt da; als er aber den Herrn die Tür öffnen sah, sprang er plötzlich hinterher und ergriff den Herrn am Arm: „He — he — Sie nicht weggehen! Fenster mieten und noch nicht bezahlt!" rief er vorwurfsvoll.

„Muß ich denn im voraus bezahlen?" versetzte der Herr überrascht.

„O ganz gewiß! Sie mieten Fenster und zahlen Geld, Hung-li schreiben Qui — Quittunge — ganz gewiß!"

Fast mit Gewalt zog er den Fremden wieder mit sich in den Laden zurück und legte einen weißen Bogen Papier und eine Feder vor ihn auf den Tisch.

Nun schrieb der Herr die Quittung, Hung-li setzte wie vorher seinen Namen darunter, dann strich er freudestrahlend das Geld ein und die Herrschaften gingen.

Wieder eilte Hung-li nach oben zu seiner Frau, der er das Geld auf den Tisch legte und dann lachend und singend im Zimmer herumtanzte.

„Ha, ha, ha! O die gute, ausgezeichnete deutsche Kaiser!" rief er dazwischen. „Hung-li bald reich sein wie Mandarin. O Tsengan, bald, bald sehen wir schöne Heimat wieder!"

Dann bereitete Hung-li das Mittagsmahl und die beiden speisten zusammen, froh wie die Kinder, die durch ein langersehntes Geschenk glücklich gemacht wurden.

Am anderen Morgen saß er wiederum auf Kundschaft wartend und schon von den Genüssen träumend, die ihm in der Heimat beschieden sein würden, in seinem Laden, als das Gebimmel der Türglocke ihn aus seinen Träumen riß. Eine große Frau mit strengen Gesichtszügen trat ein.

„Die nobele Dame wünschen?" fragte Hung-li höflich aufspringend mit tiefen Verbeugungen.

„Sie vermieten doch Ihre Fenster für den Festzug?" fragte sie mit harter Stimme.

Die Augen des Chinesen begannen zu funkeln. „O ja, gewiß! Hung-li vermieten allesamme!" antwortete er, das ganze Gesicht in lächelnde Falten gelegt.

Die Dame richtete sich straff auf und warf dem Chinesen einen strafenden Blick zu. „Ist dies Fenster bereits vermietet, oder kann ich es noch bekommen?"

Die erste Frage zu beantworten fand Hung-li nicht für nötig, er beantwortete die zweite desto rascher und lauter: „Wenn nobele Dame es nehmen wollen, gewiß, o ganz sicher! Wieviel geben?"

„Was verlangen Sie dafür?"

„Hung-li verlangen nur fünfzehne Pfund, billig!"

Die Dame schaute das Fenster nachdenklich an.

„Das ist sehr viel Geld," sagte sie nach einer Weile. „Wie viele könnten Platz finden?"

„He?" fragte der Chinese überrascht. Was war nun das wieder?

Die Dame beachtete ihn gar nicht. Sie maß die Breite des

Fensters mit den Augen und sprach: „Es müssen natürlich Bänke errichtet werden. Drei Bänke zu je sechs Sitzen, macht achtzehn bequeme Plätze. und die kleinsten Kinder könnten wohl dazwischen noch einen Stehplatz erhalten. Es reicht für meine Pensionäre. — Nun, gut. Ich nehme das Fenster. Das Geld sende ich Ihnen heute abend zu. Guten Morgen."

„Nein, nein!" rief er. „Nicht gehen, erst Hung-li bezahlen!"

Das strenge Gesicht der Dame war bei den Worten des Chinesen dunkelrot geworden vor Zorn. Empört richtete sie sich auf. „Lassen Sie mich auf der Stelle gehen, Mann! Was fällt Ihnen ein!"

„O, nobele Dame nicht böse sein mit arme Hung-li! Gleich arme Hung-li bezahlen und Hung-li schreiben Quittunge. O ja, ganz gewiß!"

Die Pensionatsvorsteherin war wütend. „Ich werde das Fenster nun überhaupt nicht mehr nehmen," sagte sie streng.

Er kroch förmlich auf dem Boden, sein gelbes Gesicht sah vor Angst, daß ihm der fette Bissen entgehen möchte, aschfahl aus. „Nobele Dame mächtig bös," jammerte er. „Was armer Hung-li verbrochen, daß Euer Hochedelgeboren so bös?"

Das jammervolle Bild rührte die Frau wider Willen und sie sagte kurz: „Nun, dann will ich es dennoch nehmen. Das Geld sende ich Ihnen aber erst heute abend her. Sind Sie damit einverstanden?"

„O ja, gewiß," versetzte er erleichtert, „Geld komme heute abend — Hung-li jetzt versteh. Vielen Dank und tausend Dank, Hochedelgeboren!"

Die Dame ging und Hung-li rieb sich die schweißbedeckte Stirn. Das war ein sauer verdientes Geld gewesen, dachte er, und dazu hatte er es noch nicht einmal.

Voller Unruhe erwartete er den Abend, und erst als die vereinbarte Summe wirklich in seiner Hand war, ging er zu seiner Frau, um ihr von diesem neuen „Glücksfall" zu erzählen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Tag des Einzugs rückte immer näher und näher und noch öfters erschienen Leute im Laden Hung-lis, um dessen Fenster zu mieten. Eine Partei nach der anderen erschien und schied wieder höchlichst zufrieden mit dem freundlichen, zuvorkommenden Chinesen,

der, wenn man seinen geforderten Preis nicht bewilligte, gern und lachend schließlich auch den ihm gebotenen annahm.

Noch zufriedener, ja wahrhaft glücklich aber war Hung-li, daß sein Weibchen Tse-ngan, der „Glanz des Mondes", nunmehr, da der Tag der Abreise nach der Heimat immer näher kam, vollkommen gesund geworden war.

Vier Tage vor dem, an welchem der deutsche Kaiser in die City einziehen sollte, machten sich Hung-li und Tse-ngan fertig, um das nebelumhüllte England zu verlassen. Sie hatten im ganzen zweihundertdreiundsechzig Pfund Sterling und einige Schillinge eingeheimst und fühlten sich reich wie die Könige.

Die wenigen Habseligkeiten waren längst zusammengepackt, und Hung-li tanzte, übermütig mit den Goldstücken klappernd, im kahlen Zimmer umher. Nachdem der bestellte Fuhrmann das Gepäck abgeholt hatte, brach der brave Chinese mit Tse-ngan auf, um nach dem Dampfschiff zu gehen. Ehe er jedoch das Haus verließ, klemmte er ein Holzscheit zwischen die Tür, damit sie einen Spalt breit offen stand. „Hung-li muß Tür offen lassen, damit Fenstermieter in den Laden herein können," meinte er, zu Tse-ngan gewendet. Diese nickte ihm freundlich zu.

Dann wanderten beide Hand in Hand zum Hafen hinunter und bestiegen seligen Blickes das große Dampfschiff.

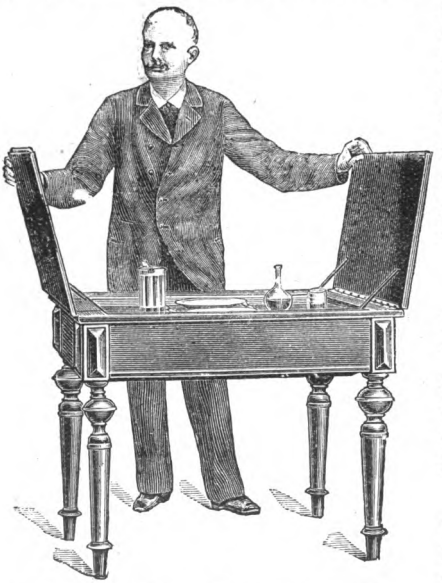
Als sie ihr Gepäck untergebracht und sich eingerichtet hatten, begaben sie sich wieder an Deck. Das Schiff dampfte bereits in schneller Fahrt stromabwärts, dem Meere zu. Träumerisch standen beide Hand in Hand und schauten nach dem entschwindenden Ufer.

Plötzlich sagte Hung-li: „Ich bin sehr glücklich, daß wir uns auf der Fahrt nach der Heimat befinden, Tse-ngan, aber eins bedaure ich sehr dabei."

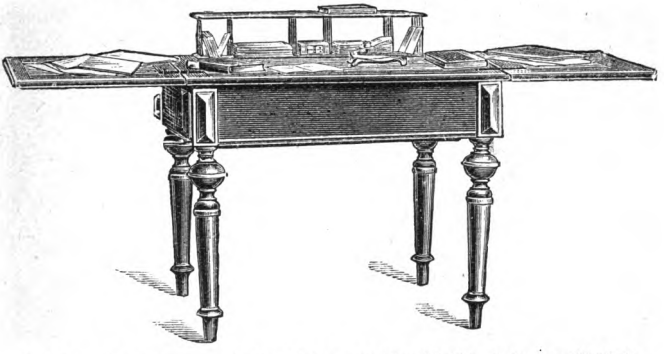
Der „Glanz des Mondes" blickte ihn mit den schwarzen Samtaugen fragend an.

Hung-li erwiderte verschmitzt schmunzelnd: „Ich hätte gar zu gerne zugesehen, wenn alle die Fenstermieter in den kleinen Laden und in die Wohnung hinein wollen, um von den Fenstern aus den Festzug zu sehen. Hung-li glaubt, es gibt dann einen mächtigen Krawall, o ganz gewiß, einen mächtigen!" W. St.

Neue Erfindungen. I. Jetschkes Patent-Universaltisch. — Beim Anblick des unten abgebildeten Tisches muß man unwillkürlich an das bekannte „Tischlein deck dich!“ denken, denn durch einen einzigen Handgriff ist der leer dastehende Tisch fertig serviert. Beim Zuschlagen der Klappen verschwindet die Tischplatte wieder, um alles, was auf derselben stand, im Innern des Tisches verborgen zu halten, ohne die geringste Unordnung anzurichten. Die Vorrichtung ist als ein kleines Meisterwerk der Tischlerei zu kennzeichnen, der Tisch wird als „Universaltisch“ bezeichnet und dient in vortrefflicher Weise als Speisetisch und zu gleicher Zeit, durch einfache Umwandlung, als Spieltisch, als Schreibtisch, den man jede Minute ohne abzuräumen verlassen kann, da er jedem anderen den Einblick in darin befindliche Schriftstücke selbsttätig unmöglich macht. Das Heben der Platte wird durch Gurte bewerkstelligt, welche einerseits an den Klappen, anderseits an der unteren Seite der Hauptplatte befestigt sind. Diese Gurte sind stark gewebt und fast undehnbar, so daß eine Reparatur ausgeschlossen erscheint. Beim Aufklappen wird die Platte so in den Rahmen eingezwängt, daß ein Bewegen derselben vollständig ausgeschlossen ist, die Platte sitzt darin absolut fest. Die vielseitige praktische Verwendbarkeit dieses Tisches und die gute und solide Arbeit sind Vorzüge, die auf jeden Fall anerkannt werden müssen,

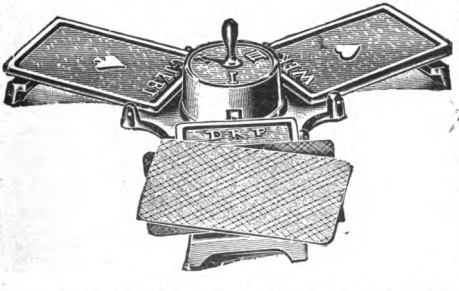


umſomehr, da die Preiſe billig und die Ausführungen nicht nur für Salon und Speiſezimmer, ſondern auch für Küche, Garten u. ſ. w.



in jeder Preislage zu haben ſind, worüber die Merſeburger Möbelfabrik in Merſeburg nähere Auskunft erteilt.

II. Skatuhr „Wer gibt?“ — Mit dieſer Neuheit wird ein wirklich brauchbarer Kartengeberanzeiger geboten, ein Apparat, der für alle Kartenſpiele ſeine guten Dienſte leiſtet, bei denen der Reihe nach innerhalb der Spielrunde Karten gegeben werden. Er beſteht aus einem runden Metallgehäuſe mit den Zahlen 1, 2, 3 und dem Zeiger auf dem Deckel, während im Innern des Gehäuſes, gegen Beſchädigung vollſtändig geſchützt, das Uhrwerk ſich befindet. Damit ſtehen drei Platten in Verbindung in der ungefähren Größe gewöhnlicher Kartenblätter. Der erſte Kartengeber legt den Talon oder Skat auf die ihm zugekehrte Platte und übt dabei einen leichten Druck auf ſie aus. Dadurch wird die Uhr in Gang geſetzt und bewirkt, daß der Zeiger von 1 auf 2



springt. Der große Vorzug besteht nun darin, daß der Zeiger unbedingt in seiner neuen Stellung verbleibt, selbst wenn nochmals, zum Beispiel beim Aufnehmen des Skats, auf Platte 1 gedrückt wird, oder wenn versehentlich ein Druck auf die Platte erfolgt. Der Zeiger steht unverrückt auf 2, gibt also an, daß das nächste Spiel vom zweiten Spieler gegeben werden soll, und kennzeichnet den zweiten Spieler zugleich auch als Ausspieler. Der Zeiger bewegt sich erst in dem Augenblick, da der zweite Spieler seine Pflicht als Kartengeber erfüllt und seinerseits den Skat auf die ihm zugewendete zweite Platte legt. Jetzt erst springt der Zeiger auf 3 und so wiederholt sich die Sache mit unbedingter Zuverlässigkeit. Soll die Skatuhr nur von zwei Spielern benützt werden, so wird eine Platte in der einfachsten Weise dadurch ausgeschaltet, daß irgend ein Gegenstand darauf gelegt wird. Geschieht dies zum Beispiel auf Platte 3, so bewegt sich der Zeiger dann von 1 auf 2 und von 2 sofort wieder auf 1, die Ziffer 3 überspringend. Der Fabrikant dieser interessanten Neuheit, Karl Benno Reichel in Berlin SO 36, Glogauerstraße, stellt diese Skatuhren zu sehr billigen Preisen her; die Anschaffung kostet also nicht viel, und Ärger und Streit werden damit unbedingt vermieden werden.

Das Ewig-Weibliche im Jahre 2500. — Armand Juge ging erregten Schrittes in seinem Kontor auf und ab. Es lohnte sich wahrhaftig nicht, sich für den Staat zu plagen, wenn es einem so gedankt wurde. Er hatte eine mächtige „Nase" erhalten, und er war ein sehr ehrgeiziger und empfindlicher junger Mann, der Herr Ingenieur Juge. War es doch keine Kleinigkeit, zweiter Ingenieur in den Maschinenwerken der Genfer Staatsküchen zu sein in einem Alter, in dem viele kaum ihre Examina abgelegt hatten.

Weg wollte er — aber wohin? Die wenigen Fabriken, die sich noch in Privathänden befanden, kamen für ihn nicht in Frage. Und sich in ein anderes Ressort versetzen lassen? Auch dies war nicht möglich, hielt ihn in den Staatsküchen doch etwas wie mit Ketten fest, obgleich er es sich nicht eingestehen mochte. Seit vier Monaten waltete im organischen Laboratorium als erste Chemikerin Toni Philipp. Sie war aus Riga hierher versetzt worden und fühlte sich noch nicht recht heimisch. Da war er ihr behilflich gewesen, sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden. Denn

wenn auch in den Vereinigten Staaten von Europa jetzt alles so ziemlich gleich war, kleine Unterschiede gab es doch, an die man sich erst gewöhnen mußte.

Der junge Ingenieur setzt sich jetzt an seinen Schreibtisch und beginnt zu arbeiten. Er spricht der Reihe nach in verschiedene Schalltrichter, stellt den Fernseher bald hier-, bald dorthin, gibt Befehle, nimmt Meldungen entgegen und ist alle Augenblicke in einem anderen Teile seines Reiches tätig, ohne sich jedoch von seinem Schreibtisch zu rühren. Nur bei sehr wichtigen Vorfällen geht er zum Rollteppich, der vor seiner Tür vorbeiläuft und ihn in wenigen Minuten durch seinen ganzen Betrieb führt.

Da wird er plötzlich telephonisch angerufen. „Wechselstrom im ersten organischen Laboratorium versagt."

„Ich komme sofort."

Eilig macht er sich auf den Weg. Der Rollteppich genügt ihm nicht, er schnallt die Autoschuhe an, die ihn noch rascher zum Ziele führen. Zwar hätte er es gar nicht nötig gehabt, selbst zu gehen, aber diese erste Chemikerin, die dort waltet — —

Ein leises Tönen und Klingen summt durch den großen Saal des organischen Laboratoriums. Einige zwanzig Leute sind hier tätig, um aus Kohle, Ammoniak, Sauerstoff, Schwefel und Phosphor so ziemlich alles herzustellen, was in der Küche gebraucht wird. Mit Hilfe hoher Temperaturen und elektrischer Spannungen wird Eiweiß und Zucker, Mehl und Butter hergestellt. In besonderen Räumen werden die aromatischen Stoffe fabriziert, die den Geschmack von Ananas, Erdbeer, Schokolade und so weiter verleihen. Über allem aber herrscht Toni Philipp, die das Glück hatte, in Riga unter dem großen Joachim Sternau zu arbeiten und ihm zu assistieren, als er zum ersten Male Eidotter künstlich herstellte. Nun war sie nach Genf berufen worden, um hier die Eidotterfabrikation ebenfalls einzurichten. Bald folgte die Anstellung als erste Leiterin des organischen Laboratoriums. Sie hat Glück gehabt. Auf diesen Posten kommt man sonst nicht vor dem dreißigsten Jahre, und sie ist erst dreiundzwanzig.

So streng und unnachsichtlich sie im Dienst ist, so reizend und liebenswürdig ist sie im „Zivil". Wenn sie Abends nach Hause geht, hat der junge Ingenieur Gelegenheit genug, dies zu kon-

ſtatieren. Dann plaudert ſie von ihrer nordiſchen Heimat, von den Spaziergängen am Strande im Sommer und den nächtlichen Schlittenfahrten im Winter.

Er hat ſich in ſie verliebt, der junge Ingenieur. Aber was nützt ihm das? Sie wird ihn nicht zum Gefährten begehren. Sie würde es ihm doch ſonſt ſchon geſagt haben. Oder wartet ſie vielleicht, daß er das erſte Wort ſpreche? Das iſt doch ausgeſchloſſen. Sie iſt erſte Chemikerin und er nur zweiter Ingenieur. Der Höherſtehende muß das erſte Wort ſprechen, das iſt Ehrenſache. Und darum zwingt er ſich zu einer möglichſt korrekten Haltung, als er bei ihr eintritt und nach ihren Wünſchen fragt.

„Bitte, dort drüben am vierten Fenſter links in der Molkenabteilung.“

Dann dreht ſie ihm den Rücken, ohne ihn weiter zu beachten. Dienſt iſt Dienſt.

Er begutachtet den Schaden und läßt einen Arbeiter zur Abſtellung holen. Dann geht er in ſein Bureau zurück.

Pünktlich um fünf Uhr wie alle Abend ſteht er vor dem Ausgang und wartet auf ſie. Ach, wenn ſie nur ſprechen wollte! Sofort könnten ſie aufs Amt gehen und ſich zuſammengeben laſſen für immer. Freilich, das Geſetz erlaubt keine Gemeinſchaft auf Lebenszeit. Fünf Jahre muß die erſte Gemeinſchaft dauern, dann kann ſie wieder auf fünf Jahre und erſt beim dritten Male auf Lebenszeit ausgedehnt werden. Doch er iſt gewiß, er würde ſie ſchon ſo lieben, daß ſie auch nach fünf und abermals fünf Jahren bei ihm bleiben würde.

Schweigend legen ſie ihren Weg zurück, ſchweigend reichen ſie ſich die Hand beim Abſchied und trennen ſich. Sie eilt in ihr Haus. Von ihrem Balkon aus kann ſie ihn beobachten. Eine Träne ſchimmert in ihren Augen. Merkt er denn gar nicht, wie gut ſie ihm iſt? Warum quält er ſie ſo und ſagt gar nichts? Es iſt ja wahr, eigentlich müßte ſie den Anfang machen, aber ſie hat den Mut verloren, zu ſprechen, wie alle ſprechen, zu ihm hinzugehen und ihn zu fragen: Willſt du mich zur Gefährtin?

Sie nimmt die Abendzeitung vor. Langweilige Geſchichten, nichts Intereſſantes. Jetzt die wiſſenſchaftliche Rubrik. „Die Fahrt nach dem Mars,“ lieſt ſie. „Die Naturwiſſenſchaftliche Ge-

sellschaft tritt in wenigen Tagen ihre diesjährige Marsreise an. Die Expedition bezweckt das Studium der Kraterneubildungen und der neuen Kanäle. Da die Marsbewohner durch Funkenspruch bereits benachrichtigt sind, dürfte unserer Gesandtschaft ein schöner Empfang sicher sein. Namentlich die Marsdamen, deren Schönheit uns ja durch ihre gelegentlichen Besuche auf unserem Planeten genügend bekannt ist, werden es sich angelegen sein lassen, den Vertretern der Erde auch in diesem Jahre ein herzliches Willkommen zu bieten. Die Dauer der Reise wird auf vier Wochen geschätzt, als Mitglieder sind gemeldet — —"

Das Telephon schrillt. „Fräulein Philipp, Sie haben wohl schon gelesen, daß ich mich an der Marsfahrt beteiligen werde. Ich möchte Ihnen lebewohl sagen, Fräulein —"

„Bitte, fahren Sie nicht mit, bleiben Sie hier!"

„Aber ich kann doch nicht mehr zurücktreten, was soll man denken —"

„Man mag denken, was man will. Hören Sie — nein, warten Sie! Ich komme zu Ihnen."

Sie eilt aus dem Hause, alle Türen hinter sich offen lassend. In seinem Garten kommt er ihr entgegen.

Sie stürzt ihm an den Hals: „Sie — du — nein, du sollst nicht weg, du sollst bei mir bleiben! Hörst du!"

Ihr tränenüberströmtes Gesicht birgt sich an seiner Schulter.

Er schließt sie selig in seine Arme. „Geliebtes, süßes, einziges Kind, natürlich bleibe ich jetzt bei dir — für immer bleiben wir zusammen!" Zärtlich küßt er sie auf die Stirn und drückt sie an sich. „So lange hat mich mein kleines Mädchen warten lassen! Du Bösewicht, du!"

„Ich habe mich so geschämt!"

„Erst der Gedanke, daß du mich einige Wochen nicht sehen würdest, hat dir das Geständnis abgerungen, mein armes Herz?" Wieder preßt er sie an sich.

Aber sie macht sich los und schaut ihm schelmisch ins Gesicht. „Es war noch etwas anderes."

„Was denn, mein Lieb?"

Da wird sie feuerrot, legt ihren Mund dicht an sein Ohr und sagt ganz leise: „Die Marsdamen!" H. W.

Schwanenbraten. — Die Grafschaft Norfolk in England oder richtiger ihre Hauptstadt, der alte Bischofssitz Norwich, erzeugt einen kulinarischen Schatz, der wenig bekannt sein dürfte, nämlich den Schwanenbraten. In alten Zeiten war das „Schwanenrecht", das heißt das Recht, Schwäne auf den öffentlichen Wassern zu halten, weit verbreitet und jeder Eigentümer hatte eine besondere Hausmarke. Diese wurde den Tieren auf dem Oberschnabel eingeschnitten, wie es noch heute geschieht. Ehemals aber hielten die Gilden, die Innungen, die Patrizierfamilien, der Herzog von Norfolk wie die übrigen Adelsfamilien Schwäne, heute geschieht dies nur noch vom Hospital, von der Norwicher Schwanenkorporation und vom Herzog von Norfolk.

Die Tiere bewegen sich frei in den flachen Gewässern der Umgegend und nähren sich wie andere Wasservögel. Am Fliegen sind sie durch Wegschneiden einer Schwingensehne gehindert. Der Schwan vermehrt sich gut und ist widerstandsfähig. Man hat ein Schwanenpaar beobachtet, welches in fünf Jahren 82 Küken durchbrachte. Das Aussuchen der zur Mast geeigneten Jungen wird von den Insassen des Hospitals besorgt, und man nimmt nur so viele Tiere, als von den Besitzern des „Schwanenrechts" bestellt werden; diese haben für das Stück 1 Pfund Sterling (20 Mark) Mastgeld zu entrichten.

Im Schwanenteich des Herzogs von Norfolk werden ungefähr hundert Schwäne gehalten. Ihr Futter besteht in gekochtem Mais, Kohl, Gerste, Erbsen, außerdem verzehren sie alle rohen und gekochten vegetabilischen Küchenabfälle. Die jungen Tiere haben Zeiten, in denen ihr Gewicht und Aussehen zurückgeht; sie werden eßbar gerade um die Zeit, wo sie fliegen können. Dies muß genau abgepaßt werden. Von zwei Exemplaren, die im Jahre 1906 für König Eduard und den Prinzen von Wales bestimmt waren, hatte das eine ein Lebendgewicht von 32 Pfund, ausgenommen und versandfertig war es noch 19 Pfund schwer.

Ein Schwanenbraten gilt als außerordentliche Delikatesse und wird mit Vorliebe zu bedeutsamen Geschenken verwandt. Der Herzog von Norfolk beschenkt alljährlich seine besten Freunde mit so einem schätzenswerten Vogel. Auch am englischen Königshofe ist der Schwan ein ständiger Weihnachtsbraten. Kenner schätzen den jungen

Schwan ganz außerordentlich, sie finden in ihm den Geschmack der Wildente, der Gans und des Hasen „in deliziöser Vollkommenheit" vereint, geben aber zu, daß der Vogel sehr sorgsam behandelt werden muß. Er wird übrigens nicht abgehäutet. Ganz hervorragende Feinschmecker halten die Suppe vom Gekröse der jungen Schwäne für die Königin der Suppen. C. T.

Ein „historisches" Andenken. — Im Jahre 1848 war der französische Schriftsteller Feval auf der Rückreise von England in einem der ersten Gasthäuser von Calais abgestiegen. Während er sich dort allein im Lesezimmer befand, bemerkte er das große Wörterbuch der Akademie auf einem Wandbrette und nahm es herunter, um irgend etwas nachzuschlagen. Das schwere Buch entglitt jedoch seiner Hand und fiel auf eine Majolikavase, die den Kaminsims schmückte. Die Vase fiel zu Boden und zerbrach.

Feval wollte gerade klingeln, um die Scherben wegräumen zu lassen und dem Wirte den Schaden zu ersetzen, als plötzlich ein wildes Rennen im Hause entstand und ein Kellner atemlos ins Lesezimmer stürzte.

„Der Wirt läßt Sie bitten, das Lesezimmer sofort zu verlassen, wenn Sie ein Anhänger des Königs sind," meldete er.

„Ich bin Anhänger jeder Regierungsform, unter der ich mich wohl befinde. Aber sagen Sie, Kellner, was ist denn eigentlich los?"

„Seine Majestät König Ludwig Philipp hat Paris verlassen und ist soeben mit zahlreichem Gefolge hier eingetroffen. Er wird hier speisen und dann nach England weiterreisen. Der Wirt hat Seiner Majestät das ganze Hotel zur Verfügung gestellt. Die Gäste werden gebeten, auf ihren Zimmern zu bleiben."

Dagegen war nichts zu machen, Feval mußte dem Wunsche des Wirtes genügen. Er reiste am anderen Morgen nach Paris ab und hatte bald die Vase und den ganzen Vorgang vergessen. —

Nach vielen Jahren kam Feval wieder einmal nach Calais und verweilte in demselben Gasthofe. Als er in das Lesezimmer trat, fiel sein Blick auf einen sonderbaren Zimmerschmuck. Auf einem kleinen, mit rotem Samt ausgeschlagenen Tischchen erblickte er nämlich unter einer Glasglocke die Scherben jener einst von ihm zerschlagenen Majolikavase, die er sogleich wiedererkannte.

„Was bedeutet das?“ fragte er den Wirt.

„O, mein Herr, das ist eine historische Reliquie ersten Ranges, von der ich mich um keinen Preis der Welt trennen würde. Als König Ludwig Philipp während seiner Flucht nach England mein Hotel mit seinem Besuche beglückte, nahm er diese Vase vom Kamin, schleuderte sie zu Boden und rief dabei: „So soll es auch meinen republikanischen Feinden noch ergehen!“

„Wer hat denn das gesehen und gehört?“ fragte Feval.

„Ich selbst!“ erklärte der Wirt mit Tränen der Rührung im Auge.

Feval lächelte, aber er schwieg. C. T.

Fürst Ferdinand von Bulgarien steht durch seine Verlobung mit der Prinzessin Eleonore von Reuß im Begriff, einen neuen Ehebund zu schließen, ohne Zweifel ein deutlicher Hinweis darauf, daß er seine und seiner Familie Zukunft in Bulgarien für durchaus gesichert hält. Als sein Vorgänger, der Fürst Alexander, im Jahre 1886 infolge einer Palastrevolution die Regierung niederlegte und im folgenden Jahre der Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg zum Fürsten von Bulgarien erwählt wurde, glaubte niemand, daß er sich lange in dieser Stellung behaupten würde. Erhob doch Rußland gegen seine Wahl Einspruch und versagten ihm doch die übrigen Mächte ihre Anerkennung. Dazu wurden ihm auch von inneren Feinden viele Schwierigkeiten bereitet. Aber mit der Zeit hat der Fürst alle Gegenströmungen siegreich überwunden, und jetzt sind schon über zwanzig Jahre seit seiner Thronbesteigung verflossen. Diesen Erfolg verdankt Fürst Ferdinand einmal seiner klugen Zurückhaltung gegenüber den verschiedenen bulgarischen Parteien, sodann seinem unablässigen Bestreben, sich die Gunst der europäischen Mächte zu gewinnen und zu erhalten, und nicht zuletzt seinem tadellosen Privatleben. Er lebt in seiner Residenz Sofia mehr wie ein begüterter Privatmann als wie der Herrscher des Landes. Er ist ein ausgesprochener Naturfreund, und besonders fesselt ihn das Leben und Treiben der Vögel. Er hat selbst große Vogelsammlungen angelegt und verschiedene Abhandlungen über das Vogelleben, beispielsweise über die Wanderungen der Rosenstare, geschrieben. Auf seinen Antrieb wurde auch der deutsche Gelehrte Paul Lieverkühn, ein bekannter Ornithologe, als Direktor

des Zoologiſchen Muſeums nach Sofia berufen. Wie er ſelbſt in der Naturbetrachtung den höchſten Genuß findet, ſo ſucht er auch ſeine vier Kinder in die Reize und Geheimniſſe der Natur verſtändnisvoll einzuführen.

Fürſt Ferdinand vermählte ſich am 20. April 1893 mit der Prin-

Fürſt Ferdinand von Bulgarien mit ſeinen Kindern. Photo. Balogh.

zeſſin Marie Luiſe von Parma-Bourbon. Als erſter Sohn wurde dem fürſtlichen Paar Prinz Boris beſchieden, der am 30. Januar 1894 in Sofia geboren wurde. Er bekleidet jetzt den Rang eines Leutnants im ſechſten bulgariſchen Infanterieregiment. Als künftigen Thronfolger hat ihn ſein Vater zum Chef des vierten Infanterie-

regiments, des vierten Kavallerieregiments und des dritten Artillerieregiments ernannt. Sein jüngerer Bruder, Prinz Kyrill, wurde am 27. November 1895 geboren. Diesen beiden Söhnen folgten am 27. Januar 1898 die Prinzessin Eudoxia-Augusta und am 30. Januar 1899 die Prinzessin Nadeschda. Kurz nach der Geburt dieses Kindes starb die Fürstin Marie Luise. Durch den Verlust der Gattin und Mutter hat sich der Verkehr zwischen Vater und Kindern besonders innig gestaltet. So oft es ihm nur seine Zeit gestattet, weilt der Vater in der Gesellschaft seiner Kinder, mit denen er dann namentlich gern Spaziergänge in dem lauschigen Park, der sich an das Fürstliche Palais am Alexanderplatz anschließt, oder auch im Prinz-Boris-Garten, dem Stadtgarten Sofias, unternimmt. Auf diesen Spaziergängen, auf denen man den sich ungezwungen gebenden Fürsten in seinem einfachen Lodenanzug für einen deutschen Landwirt halten könnte, benützt er vor allem fleißig die Gelegenheit, seine ihn begleitenden Kinder auf die Eigenheiten der gefiederten Sänger und die Schönheit der grünenden Natur aufmerksam zu machen.

Die jetzige Verlobte des Fürsten, Prinzessin Eleonore von Reuß, ist am 22. August 1860 als Tochter des Fürsten Heinrich IV. von Reuß-Köstritz und seiner Gemahlin Luise, Prinzessin von Reuß älterer Linie, geboren. Die Verlobung fand auf Schloß Serrahn in Mecklenburg statt, wo die Prinzessin bei ihrer verwitweten Schwägerin, Prinzessin Helene von Sachsen-Altenburg, zum Besuch weilte. Bisher hatte die Prinzessin Eleonore im Verein mit ihrer jüngeren Schwester Elisabeth ihren Wohnsitz in Ernstbrunn in Niederösterreich. Th. S.

Der Malefizschenk. — Als im achtzehnten Jahrhundert die Zustände in Deutschland immer unsicherer wurden, ohne daß die Schutzmittel der bürgerlichen Gesellschaft irgendwie ausreichten, als sich bei der territorialen Zersplitterung immer stärker der Mangel planmäßigen Vorgehens gegen die Banditen geltend machte, da unternahm es ein einzelner Mann, aus ritterlichem Stande gebürtig, gerade in den Landesteilen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, die am buntscheckigsten auf der Landkarte prangten, den Kampf gegen das Verbrechertum einheitlich zu organisieren und durchzuführen.

Der Schwäbische Kreis hatte, als die Zuchthäuser zu Buchloe und Ravensburg nicht mehr ausreichten, ein Rundschreiben mit der Anfrage erlassen, ob sich nicht jemand finde, der eine Fronfeste bauen und ihre Verwaltung und Bewachung in die Hand nehmen wolle. Der Antrag hatte wenig Verlockendes, niemand schien Lust zu seiner Annahme zu bezeigen, als der Graf Franz Ludwig Schenk sich bereit erklärte, seine Person dem schwierigen Unternehmen zur Verfügung zu stellen. Im Jahre 1788 wurde von ihm zu Oberdischingen ein Kriminalhaus in großem Stile errichtet, das nicht nur als Aufbewahrungsort von Flüchtlingen diente, sondern worin auch die ergriffenen Gauner eingeliefert, verhört und abgeurteilt wurden, um sodann mit Staupenschlag entlassen, zur Abbüßung ihrer Strafe in die dazu bestimmten Räume gebracht oder zur Hinrichtung geführt zu werden.

Die neue Anstalt kam alsbald außerordentlich in Schwung, die schwäbischen Reichsstände und die Kantone der Schweiz schlossen Verträge mit dem Grafen und schickten ihm Arrestanten zu. Württembergische und österreichische Behörden lieferten Verbrecher und waren froh, sie auf diese Weise los zu sein. Schenks Hatschiere durchstreiften ganz Schwaben mit einem Requisitionsschein in der Tasche, auf dessen Vorweisung ihnen allenthalben die Justizbeamten die Verbrecher, die in ihre Hände fielen, überließen.

So kam es, daß der Name des „Malefizschenk" alsbald landauf und landab in der Gaunerwelt gefürchtet und gehaßt wurde. In der Tat gehörte ein ganz ungewöhnlicher Mut dazu, um in einer solchen Stellung unbeirrt auszuharren, denn stets lauerte der Tod oder Fährlichkeit aller Art auf den Grafen. Er konnte sich kaum sicherer fühlen, als die Verbrecher, die er durch seine Spürhunde hetzen ließ. Einst lauerten ihm Spitzbuben vor dem Tore der Reichsstadt Ulm auf, als er auf seinem Vierspänner von einem Ball nach Hause fuhr. Einer warf eine brennende Handgranate nach seiner Kutsche, allein der Graf sprang noch rechtzeitig heraus, die scheu gewordenen Pferde wurden wieder gebändigt und entführten ihn rasch seinen Feinden. Ein anderes Mal wollten bei Krauchenwies im Hohenzollerschen drei Banditen seinen Wagen anhalten. Da riß er den Hirschfänger heraus und trieb sie ganz

allein in die Flucht. Wie er sich aber auch tollkühn ohne Not in Gefahr stürzte, zeigt folgender Vorfall. In Laupheim wohnten Spitzbuben einer Hochzeit bei, und der Schenk erfuhr davon. Er begab sich mit seinen Hatschieren nach dem bezeichneten Wirtshaus, überraschte die Schelme und erblickte unter ihnen einen, auf den er schon lange gefahndet hatte. Dieser sprang in seinem Schrecken durchs Fenster aus der Höhe von zwei Stockwerken in den Hof hinab. Der Graf aber, damals bereits ein angehender Sechziger, sprang ihm nach und erwischte ihn unten am Boden.

Im Jahre 1800 setzten die Franzosen alle seine Züchtlinge in Freiheit, vielleicht weil sie seine Anhänglichkeit an das Haus Österreich und seinen Franzosenhaß kannten. Einige derselben nun machten sich den Spaß, das Oberdischinger Schloß anzuzünden, und dieses brannte vollständig nieder, wurde hernach auch nicht mehr aufgebaut. D. C.

Die Rachgier eines Kamels. — In einer afrikanischen Ölmühle arbeitete ein Kamel unter einem arabischen Treiber, der es für gewöhnlich gut zu behandeln pflegte. Einmal aber, als es sich störrisch zeigte, wußte der Mann sich nicht anders zu helfen, als indem er es mit derben Schlägen zur Arbeit anhielt. Das Tier gehorchte zwar, doch entging es dem Treiber nicht, daß es ihn mit wütenden Blicken auf Schritt und Tritt verfolgte. Da dem Manne bekannt war, daß Kamele rachsüchtige Tiere sind, so legte er sich diese Blicke dahin aus, daß das Kamel sich die erhaltenen Schläge sehr wohl gemerkt habe und nur auf eine günstige Gelegenheit warte, um sich an ihm zu rächen.

Viele Wochen waren darüber hingegangen. Die passende Gelegenheit hatte sich nicht gefunden, und das kluge Kamel hatte recht gut bemerkt, daß es scharf beobachtet wurde. Es hatte auch sein Verhalten danach eingerichtet. Willig und fügsam schien es seine Aufgaben zu erfüllen, und der Treiber fing an zu glauben, das Kamel habe doch wohl die Rachegelüste fahren gelassen.

Da eines Nachts, es war eine besonders helle Vollmondnacht, erwachte der Mann von einem leichten Geräusch in seiner Nähe. Er schlief wie gewöhnlich im Kamelstall auf einer Art Plattform. Seine Kleider hatte er unterhalb der Plattform auf den Boden gelegt und zwar hatte er sie, da sie naß geworden waren,

zum Trocknen ausgebreitet. Als er nun wach wurde und sich umsah, nahm er zu seinem Staunen wahr, wie das Kamel sich erhob, vorsichtig sich nach allen Seiten umsah und sich dann möglichst geräuschlos den ausgebreiteten Kleidungsstücken näherte, die im ungewissen Mondlicht einer liegenden menschlichen Gestalt glichen.

Voll wilder Wut warf das rachgierige Tier sich mit seiner ganzen Wucht auf das Kleiderbündel, rollte sich gewaltsam ein paarmal darüber hin und her, biß und zerrte auch noch mit den Zähnen daran. Dann stand es befriedigt auf und war auf dem Wege nach seiner Schlafstätte, als der Wärter es anrief. Da wendete es sich um und starrte den Mann, den es vernichtet zu haben glaubte, ganz fassungslos an. Dann suchte es auszubrechen und konnte nur mit vieler Mühe beruhigt werden. ?

Die Frauen in Israel. — Von jeher hat die Kulturstufe eines Volkes dadurch sich gekennzeichnet, wie es in Bezug auf seine Frauen sich verhielt. Ein Volk, das seine Frauen achtet und hochhält, stellt sich selbst stets das beste Zeugnis aus.

Schon die Erzählungen des Alten Testaments überliefern uns hervorragende Bilder edler Weiblichkeit und jener Frauenliebe, welche treu bis in den Tod ist und über ihn hinaus. Die Demut einer Hagar, die Treue und Opferfähigkeit einer Ruth, der patriotische Heldenmut Esthers und Judits leuchten hell aus altersgrauer Zeit herüber. Deborah, die Prophetin, befreite ihr bedrängtes Volk durch ihre begeisterte Vaterlandsliebe; als Beispiel gehorsamer Kindesliebe erscheinen Rahel und Jephthas Tochter. Das Weib stand freilich auch von jeher schon sehr hoch beim Volke Israel; es galt für ein „Geschenk Gottes" und des „Mannes Krone".

Außer den Überlieferungen der Heiligen Schrift haben auch die anderen religiösen Lehrbücher der Israeliten darauf hingewiesen, welche geschätzte, unerschütterliche Stellung die Frauen stets beim Volke einnahmen, und was ein treues, kluges Weib erreichen kann. Schon die Schöpfungsgeschichte des ersten Weibes, wie sie die Bibel überliefert, läßt diese rabbinische Weisheit durch eine israelitische Jungfrau beleuchten bei Gelegenheit einer Unterredung, welche einst der weise Rabbi Josse mit einer Heidin, einer vornehmen römischen Matrone, hatte.

Es handelte sich bei diesem Gespräch um die Geschichte der

Schöpfung, und die Heidin kritisierte dabei spottend die Erschaffung des Weibes aus einer Rippe des Mannes, die dem Adam noch dazu im Schlafe fortgenommen, also eigentlich entwendet worden sei.

Da bat des weisen Rabbi kluge Tochter, ihr die Antwort auf diesen Vorwurf zu überlassen. „Weißt du auch, edle Frau," sprach sie alsdann zur Tadlerin, „daß während der Nacht kürzlich Diebe bei uns eingebrochen sind und uns eine Silberstange raubten, an deren Stelle sie ein prächtiges Gefäß, schön aus Gold und Edelsteinen verfertigt, zurückgelassen haben? Wie lautet deine Meinung über diesen Frevel?"

„Frevel?!" wiederholte die Matrone. „Das kann doch wohl dein Ernst nicht sein! Kannst du, Mädchen, denn Raub und Frevel heißen, wenn man etwas fortnahm, nur um es durch eine so viel kostbarere Gabe zu ersetzen?"

„Wenn dir diese Handlungsweise so erscheint, edle Frau," erwiderte mit feinem Lächeln die kluge Jungfrau, „weshalb tadelst du es dann, daß aus einer entbehrlichen Rippe dem ersten Menschen etwas so viel Wertvolleres geschaffen wurde?" —

Auch was Liebe und Treue einer zärtlichen Gattin vermag, davon erzählt in den israelitischen Lehrbüchern die rabbinische Weisheit so manche schöne Probe.

Einst kam zum weisen Rabbi Simeon zu Sidon ein Mann mit seinem Eheweibe.

„Weiser Lehrer!" sprach er. „Zehn Jahre sind wir nun vermählt und leben in Eintracht und in Frieden. Da unserem Ehebund jedoch der Kindersegen fehlt, gebietet das Gesetz mir, meinem Weib den Scheidungsbrief zu geben."

Das arme Weib schwieg zu dieser Rede; nur die hellen Tränen, die in ihren schönen Augen schimmerten, gaben Kunde von dem Zustand ihres Herzens.

„Weine nicht!" bat bewegt ihr Gatte. „Nimm alles, was du haben willst, und was irgend dir zum Trost gereichen könnte, mit in dein väterliches Haus — alles, und wär's das Kostbarste! Nur scheide nicht im Unmut von mir."

Die Weinende blickte, ohne etwas zu erwidern, trostlos auf den weisen Richter.

„Freund des Gesetzes!“ sprach dieser nach kurzer Überlegung. „Als du einstmals den Bund der Ehe schlossest, da feiertest du wohl ein Fest? Ist's nicht so? — Nun denn, so gehe hin und tue jetzt desgleichen! Feiert erst, wie dazumal, ein Fest gleich jenem, als ihr die Ehe schlosset, bevor ihr diesen Bund auflösen werdet. Ziehet hin in Frieden!“

Voll Ehrerbietung entfernte sich das Ehepaar und kehrte in sein Haus zurück, wo voll Eifer die Hausfrau mit den Vorbereitungen zum Feste begann und alles selbst anordnete.

Es war ein prächtiges, reiches Fest mit köstlicher Mahlzeit und herrlichen Weinen, dem die geladenen Freunde wie auch der Ehegatte alle Ehre antaten. Bald herrschte große Fröhlichkeit, je mehr dem starken Weine zugesprochen wurde. Zu sehr später Stunde erst entfernten sich die Gäste, und — von dem ungewöhnlich starken Weingenuß betäubt — versank der Gastgeber in tiefen Schlummer.

Da winkte die Gattin ihren harrenden Sklavinnen, die den Schlafenden leise und vorsichtig ins Haus der Schwiegereltern trugen.

Als er erwachte, blickte er erstaunt um sich. „Wo bin ich?“ fragte er. „Wie komme ich hierher?“

Da sah er seine Frau am Lager knieen.

„Mein Lieber!“ sagte sie mit sanfter Stimme. „Hast du nicht mir gestattet, von unserer ganzen Habe, all unseren Besitztümern das Kostbarste und Wertvollste mir auszuwählen und mit mir in mein väterliches Haus zu nehmen? Wirst du zürnen, daß ich es nun wirklich nahm?“

Der Mann aber zürnte nicht, daß sein liebendes Weib ihn selbst für dieses kostbarste Gut gehalten hatte, und das Band ihrer Ehe, welcher dann auch noch der bis dahin ausgebliebene Kindersegen beschert wurde, blieb ungelöst, bis der Tod sie trennte. —

Einen anderen Beweis von der altherkömmlichen Stellung der Frauen Israels bildet das herrliche Beispiel, das einst vor fernen Zeiten die Gattin des Rabbi Meier gab.

Dieser große weise Lehrer besaß eine vortreffliche Hausfrau und zwei schöne, kluge Söhne, die sein Stolz und seine Freude waren.

Als er einst am Sabbat in der Lehrschule das andächtig lauschende

Volk im Worte Gottes unterwies, wurden daheim plötzlich die beiden Jünglinge durch ein jähes Ende hingerafft.

Die unglückliche Mutter trug ihre beiden Lieblinge mit blutendem Herzen auf ihren eigenen Armen hin zum Söller, bettete sie dort und verhüllte sie mit einer weißen Decke.

Als Abends der Rabbi heimkehrte, galt seine erste Frage seinen Söhnen.

„Sie sind in die Lehrschule gegangen," lautete die Antwort seines Weibes. „Trink, Lieber, stärke dich!"

„Ich habe sie dort nicht gesehen," sagte Rabbi Meier und nahm den Becher in Empfang, den ihm die Gattin reichte, lobte den Herrn zu Ausgang des Sabbats nach dem Brauch und trank.

„Wo sind meine Söhne?" fragte er dann wieder, „daß sie gleichfalls genießen vom Weine des Segens."

„Sie werden nicht mehr weit entfernt sein!" beschwichtigte ihn die treue Hausfrau, und setzte ihm das Mahl vor.

Als der Gatte gespeist und sich gestärkt und Jehovah für das Mahl gedankt hatte, sprach sein Weib zu ihm: „Rabbi, ich möchte eine Frage an dich richten. Vor einiger Zeit gab mir jemand etliche Kleinodien in Verwahrung, und nun fordert er sie wiederum von mir zurück. Muß ich sie ihm wiedergeben?"

„Das sollte mich mein Weib nicht fragen!" lautete des Rabbi ernste Antwort. „Könntest du wirklich erst überlegen, ob du das dir anvertraute Gut zurückerstatten sollst?"

„O nein, Rabbi!" erwiderte die treue Gattin. „Ich wollte es ja nur aus deinem eigenen Mund bestätigt hören. — Nun komm und siehe!"

Darauf führte sie ihn zum Söller hin und entfernte die weiße Hülle von den entseelten Körpern ihrer Kinder.

„Ach, meine Söhne!" jammerte der unglückliche Vater. „Meine Söhne!"

Die Mutter wendete sich ab und weinte. Dann aber ergriff sie mit festem Druck die Hand des Gatten. „Rabbi," sprach sie, „hast du mir nicht soeben selbst bestätigt: man müsse ohne Murren, ohne Zögern zurückgeben, was einem anvertraut gewesen? — Nun wohl! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!"

„Der Name des Herrn sei gelobt!" wiederholte mit tiefem Weh im Herzen, doch in ergebener Frömmigkeit der Rabbi. K. R.

Der glückliche Vater. — Der bekannte amerikanische Menageriebesitzer Bostock hatte einen Sohn, dessen Fähigkeiten zu nicht sehr großen Hoffnungen berechtigten. Er sandte ihn daher mit seinem ausnehmend tüchtigen Sekretär auf Reisen, damit er seine Kenntnisse und Erfahrungen bereichere.

„Sehen Sie zu, daß Sie ihn etwas vernünftiger machen können," bat der Menageriebesitzer. „Und dann sehen Sie auch zu, daß Sie etwas Neues für die Menagerie finden."

Im letzteren Sinne war die Reise ein Mißerfolg, denn der Sekretär kam mit leeren Händen zurück. Sein Schutzbefohlener war noch nicht mitgekommen, da er in Paris geblieben war, um noch auf eigene Faust „seine Kenntnisse und Erfahrungen zu bereichern".

Kurz darauf fand der Sekretär den alten Herrn in seinem Bureau mit einer Depesche, die er freudestrahlend ihm entgegenhielt, wobei er bemerkte: „Der Junge ist doch nicht so dumm, wie wir geglaubt haben. Sehen Sie her! Er hat in Paris eine neue Art Pavian entdeckt, die er für fünfhundert Dollars erwerben zu können meint. Ich werde ihm sofort das Geld schicken, denn so etwas brauchen wir gerade."

Wenige Tage später fand der Sekretär seinen Chef wieder mit einer Depesche in der Hand. Dieses Mal glänzte der alte Herr förmlich vor Vergnügen.

„Nun, was ist denn heute wieder?"

„O," rief Bostock freudig aus, „der Junge ist schlauer wie wir alle beide. Lesen Sie!"

Die Depesche lautete: „Geld empfangen, Pavian tot." M. N.

Die Heilsarmee im fernen Osten und Westen. — Die vor ein paar Jahrzehnten in London entstandene Wohltätigkeitsgesellschaft, die von ihrem Gründer den Namen Army of salvation, Heilsarmee, und ein diesem Namen entsprechendes militärisches Gepräge erhielt, hat nicht nur im „dunkelsten London" durch Errichtung von Unterkunfts- und Arbeitshäusern, durch ihre praktische Art, die Trunksucht zu bekämpfen, Gutes gewirkt; soviel auch ihrem äußeren Auftreten und inneren Wesen anhaftet, was unsere Kritik

Schutzhaus für verwaiste Mädchen, errichtet von der Heilsarmee im nördlichen Japan.

herausfordert, so unbestreitbar sind doch die Verdienste, die sich die Gesellschaft auch außerhalb Londons überall da erworben hat, wo der sozialen und sittlichen Verkommenheit am schwersten beizukommen ist. Wie weit sich neuerdings die Missionstätigkeit der Heilsarmee über die Welt verzweigt hat, bezeugen unsere beiden Bilder, von denen das eine aus dem nördlichen Japan, das andere

Musikkorps, von der Heilsarmee aus Indianern gebildet.

aus dem fernen Westen Nordamerikas stammt. Das erstere zeigt ein Schutzhaus für junge Mädchen, die während der Hungersnot von 1906 dem ärgsten Elend preisgegeben waren; das andere eine Musikbande, die von der Heilsarmee aus jungen Indianern in Kalifornien gebildet worden ist, welche Familien entstammen, die durch Trunksucht und Mangel an Beschäftigung zur Schmach ihrer Rasse ganz herabgekommen waren. J. P.

Die Könige und die Wahrheit. — Nach einem berühmten Ausspruch ist es „das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen". Wie sehr dies selbst in den kleinsten Angelegenheiten des Lebens der Fall ist, davon geben die folgenden beiden Hoferlebnisse einen anschaulichen Beweis.

König Ludwig XIV., einer der „unfehlbarsten" Menschen aller Zeiten, spielte einmal mit einigen seiner Höflinge eine Partie

„Puff", woran er ein großes Vergnügen fand. Es entstand eine Meinungsverschiedenheit unter den Spielern über einen nicht ganz korrekten Zug des Königs. Letzterer wendete sich um und wünschte von den hinter ihm stehenden Herren seines Gefolges bestätigt zu hören, daß er im Rechte sei. Die aber wichen der Antwort aus, denn eine offenbare Lüge mochten sie nicht gerade sagen, und dem Herrscher, der durchaus keinen Widerspruch vertrug, unrecht zu geben, wagten sie ebensowenig.

Im Moment dieses verlegenen Zögerns trat der Graf Grammont ins Spielzimmer. „Graf," redete Ludwig ihn an, „Sie als Unparteiischer sollen den Fall entscheiden. Diese Herren wissen offenbar nicht recht —"

„Eure Majestät sind im Unrecht," erklärte Grammont lächelnd, ohne einen Moment zu zögern.

Der König stutzte. „Wie können Sie eine Entscheidung treffen, ehe Sie wissen, um was es sich handelt?" fragte er.

„Majestät," erwiderte der witzige Hofmann, „wäre da auch nur der Schatten eines Zweifels gewesen, so hätten diese Herren keinen Augenblick geschwankt, Ihnen recht zu geben."

Daraufhin nahm der König die fehlerhafte Bewegung zurück. Er war aber den ganzen Abend sehr ungnädig. —

Eine ähnliche Geschichte trug sich mit Zar Alexander III. zu. Er spielte eines Abends in Homburg Whist mit dem damaligen Prinzen von Wales, dem jetzigen englischen Könige, und zwei Herren des beiderseitigen Gefolges. Der eine war Sir James Mackintosh, ein biederer Schotte, der dafür bekannt war, daß er ohne Umschweife herausſagte, was er dachte.

Eben war ein neuer Stich gefallen, da sah der Schotte den Zaren fest an und rief: „Sire, Sie haben nicht Farbe bekannt!"

Den weniger ehrlichen Mitspielern und sonstigen Anwesenden stand das Herz still über so viel unerhörte Kühnheit. Der Prinz von Wales bearbeitete unter dem Tisch die Knöchel des rücksichtslosen Wahrheitschwärmers mit seinen Stiefeln.

Alexander wurde sehr rot. „Farbe soll ich nicht bekannt haben!" stotterte er erregt. „So etwas hat mir in meinem Leben noch niemand gesagt."

Wohl oder übel mußte er jedoch seine Karten vorzeigen, und

da ergab es sich, daß der mutige Schotte die Sache richtig beurteilt hatte. „Da sehen Eure Majestät, daß Sie es dennoch getan haben," äußerte Mackintosh ohne Rücksicht auf die verborgenen Fußtritte seines Gebieters, „und ich bin überzeugt, Sie haben dasselbe in Ihrem Leben schon oft getan; es hat nur keiner von denen, die es bemerkten, den Mut gehabt, es Ihnen zu sagen."

Alexander schluckte die Pille hinunter; daß seine Stimmung aber danach besonders rosig gewesen wäre, hätte keiner von den Zeugen des Vorfalls behaupten können. C. D.

Etwas von Orchideen. — Die Familie der Orchideen umfaßt etwa 400 Gattungen, denen gegen 10,000 verschiedene Arten angehören. 80 Prozent davon entfallen auf die Tropen, und nur etwa 5 Prozent mit etwas über 400 Arten kommen als wirklich einheimisch in Europa vor. Die ganze Geschichte der Botanik dürfte wohl kein zweites so interessantes Kapitel aufzuweisen haben, wie das des siegreichen Eindringens der tropischen Orchideen in die europäischen Gärten. Über 2000 Arten werden jetzt bei uns gezüchtet, und nachdem sich in England die Sammelwut dieser schönen Kinder Floras bemächtigt hat, werden dort für einzelne Pflanzen Preise gezahlt, die an die berüchtigte holländische Tulpenmanie des siebzehnten Jahrhunderts erinnern.

Als vor fünfzehn Jahren Mr. Day in London seine berühmte Orchideensammlung verkaufte, zahlte ihm für die eine Hälfte ein amerikanisches Syndikat die Kleinigkeit von 12,000 Pfund (240,000 Mark), und die andere Hälfte, die versteigert wurde, erbrachte denselben Betrag. Einer der bekanntesten Orchideenzüchter ist Mr. Joe Chamberlain, der im Laufe von sechzehn Jahren nicht weniger als 5000 Arten gesammelt hat. Seine Sammlung ist indessen nicht, wie oft behauptet wird, die größte und schönste Englands. Die ist im Besitze des Barons Schröder, dessen Sammlung einen Wert von 80,000 Pfund (1,600,000 Mark) haben soll. Ihr steht nicht nach die von Sir Trevor Lawrence, dem für eine einzige Pflanze aus seinem Besitze schon 840 Pfund (16,800 Mark) geboten wurden, ohne daß er sie dafür abgegeben hätte.

Sogenannte „Orchideenjäger", die sich zum größten Teile aus jungen deutschen Gärtnern rekrutieren, sind für diese begeisterten Liebhaber ebenso wie für die großen Londoner Blumenhandlungen

ständig auf der Suche nach seltenen Pflanzen, und der letztgenannte Herr weiß von einem „Jäger" zu erzählen, der auf seinen Wanderungen einmal volle vierzehn Tage einen Sumpf durchwatete, wobei er bis zur Brust im Wasser steckte. Zum Transport der gefundenen Pflanzen bedienen sich die „Jäger" der Indianer, und wenn von einer Sendung von 40,000 Exemplaren 3000 heil am Ziele ihrer Bestimmung ankommen, kann der „Jäger" von Glück sagen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß bei einigen Sammlern die Sucht, möglichst viele dieser schönen Pflanzen zu besitzen, zur Manie ausgeartet ist. Das spricht sich schon darin aus, daß man den Wert einer Orchidee umso höher schätzt, je mehr sie von den bisher bekannten in Farbe und Gestalt abweicht. Ein Beispiel dafür liefert Cypripedium insign., eine der häufigsten Orchideen. Eines Tages musterte ein Herr eine größere Anzahl von Exemplaren genannter Art in einer großen Londoner Pflanzenhandlung, wobei ihm auffiel, daß der eine Stengel blaßgelb und grün statt braun gefärbt war. Sorgsam beobachtete er die Pflanze in ihrer Entwicklung, und als die Blüte sich entfaltete und statt der bei dieser Art normalen grünen Farbe eine goldgelbe zeigte, schnitt er sie entzwei und verkaufte das eine Stück für 2000 Mark an den Baron Schröder, die andere Hälfte sogar für 2500 Mark an einen Herrn Measures in Streatham. So wurden 4500 Mark für eine Pflanze gezahlt, die, wenn sie wie ihre Artgenossen gewesen wäre, nicht mehr als einen Schilling erzielt hätte.

Einem anderen Sammler, einem renommierten Anwalt in Liverpool, Mr. Enoch Harris, fiel es bei einem Besuche des berühmten Orchideenhauses der Firma Sanders & Co. in London, die die größten Orchideenhändler der Welt sind, auf, daß eine Loelia anceps eine Zeichnung an einer etwas höher gelegenen Stelle trug, als es sonst der Fall zu sein pflegt. In dem Glauben, daß dies nicht ohne Bedeutung sei, bot er 40 Mark für die Pflanze, wofür er sie auch erhielt. Es war eine neue Lälia, die schönste, die bisher bekannt geworden ist. Fünf Jahre später kauften sie Sanders & Co. von ihm für 4000 Mark zurück.

Manch interessante Entdeckung hat die Wissenschaft den „Orchideenjägern" zu danken. Vor vierzig Jahren wurde auf Madagaskar

Eranthus sesquipedalis gefunden. Deren Blüte ist 10 bis 14 Zoll lang, sehr schmal und trägt auf dem Blütenboden ihren Nektar. Als Darwin die Pflanze sah, behauptete er, daß, da der Honig einen ganzen Fuß von der Öffnung der Blüte bei dieser Pflanze entfernt liegt, auch ein Insekt zu finden sein müsse, dessen Rüssel groß genug sei, um bis auf den Boden der Blüte zu reichen, den Blütenstaub abzustreifen und so ihre Befruchtung vorzunehmen. Diese Hypothese wurde zwar allgemein verlacht, indessen erlebte Darwin noch die Genugtuung, seine Theorie bestätigt zu sehen, denn aus Brasilien wurde ihm ein Schmetterling zugesandt, dessen Rüssel elf Zoll lang war. Die Natur hatte somit in Südamerika das geschaffen, was sie für Madagaskar geplant hatte.

Gewöhnliche Orchideen kann man so billig kaufen wie andere Blumen, die sich der Gunst der Menge erfreuen. Unterscheidet sich aber eine Pflanze irgendwie etwas von ihren Artgenossen, mag sie beispielsweise eine weiße Blüte zeigen, während die anderen rot blühen, dann ist sie das Mehrfache von dem wert, was ihre Artgenossen zusammengenommen kosten.

Aus Tovar in Neugranada sandte einst ein Kolonist eine Orchidee einem Freunde in Manchester. Dieser teilte sie und die einzelnen Teile verkaufte er zu hohen Summen. Sanders & Co. sandten nun sofort „Jäger" nach dem Teile Neugranadas, in dem die Pflanze gefunden worden war, und diese schickten 40,000 Exemplare derselben Art nach London. Die Folge davon war, daß man jetzt Masdevallia Tovarensis für ebensoviele Pence kaufen kann, wie sie früher Pfunde gekostet hat.

Den besten Jagdgrund für den „Orchideenjäger" geben die Urwälder Südamerikas ab, in die noch nie der Fuß eines Weißen gedrungen ist, und in denen der Sammler gleichzeitig als der erste Pionier der Zivilisation erscheint. Diese Urwälder sind voll von Orchideen, sowohl bekannter als unbekannter Arten. Um sie zu erlangen, setzt der Sammler Leben und Gesundheit aufs Spiel, und die Indianer, die ihn auf seinen gefährlichen Streifzügen begleiten, wissen sich gar nicht genug zu wundern über die dummen Europäer.

Orchideen in ihrer Blüte gewähren einen wunderbaren Anblick,

und unser Kaiser, der ja keine ausgesprochene Vorliebe für eine bestimmte Blume besitzt, soll einst in Breslau, wo die Festtafel mit Orchideen geschmückt war, ausgerufen haben: „Das sind wahrhaft königliche Blumen!" Seitdem gilt die Orchidee als seine Lieblingsblüte. J. C.

Gefährliche Freude. — John Young in Jarrow war dreiunddreißig Jahre blind gewesen. Da gelang es vermittels einer Operation, ihm auf dem einen Auge das Sehvermögen wiederzugeben, und so sah er das Antlitz seiner Frau und seiner Kinder. Doch als man ihm auch seine kleinen Enkelkinder brachte, übermannte ihn die Freude. Ein Blutgefäß im Gehirn platzte, er fiel zurück und starb fast augenblicklich.

Die Todesursache eines Beamten im Marinearsenal zu Toulon erscheint fast lächerlich. Viele Jahre hatte Nogre ruhig und maschinenmäßig an seinem Schreibtisch gearbeitet, und eines Tages im Sommer 1901 empfing er die amtliche Benachrichtigung, daß er das Kreuz der Ehrenlegion erhalten würde. Ein im gleichen Raum befindlicher Kollege hörte plötzlich einen tiefen Seufzer, wandte sich um und sah, wie Nogre in seinen Stuhl zurückfiel. Er eilte hinzu, um ihm beizustehen, doch es war bereits zu spät — er war tot.

Ein ähnlicher Fall passierte in der Schweiz im Jahre 1900. Ein Mann namens Cerbelli befand sich seit längerer Zeit im Gefängnis zu Witzwyl. Die Behörden erfuhren, daß die Frau und die Kinder des Gefangenen sich in großer Not befanden und fast vor Hunger starben. Cerbelli selbst hielt sich musterhaft, und so beschloß man, ihm den Rest der Strafe zu erlassen. Als Cerbelli hörte, er sei frei, wurde er fast toll vor Freude. Er tanzte in seiner Zelle umher, fuhr schnell in seine Zivilkleider und verließ dann unter Führung eines Beamten seine Zelle. Er war eben am Gefängnistor angelangt, das sich jetzt nach vielen Jahren wieder vor ihm öffnete, als er plötzlich wie vom Blitz getroffen tot zusammenbrach.

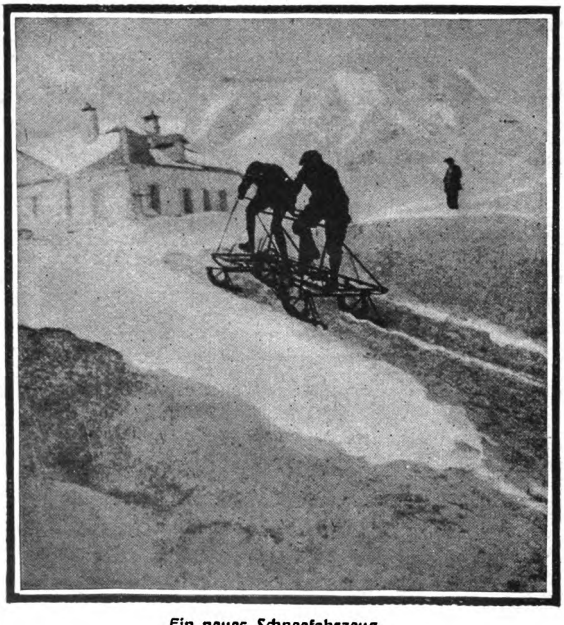
S. W. Walker war ein amerikanischer Erfinder, dessen Name vielleicht nach Jahren bekannter geworden sein wird. Vor fast siebenunddreißig Jahren war er auf den Gedanken gekommen, ob man Golderz trocken behandeln könne. Eine derartige Erfindung mußte in wasserarmen Gegenden, wie Arizona und Westaustralien,

Millionen einbringen. Walker arbeitete jahrelang an seiner Erfindung. Endlich gelang es ihm, dieselbe fertigzustellen und er begab sich nach New York, wo er sie patentieren ließ. Leider aber war es ihm unmöglich, irgend eine einflußreiche Persönlichkeit für seine Erfindung zu interessieren. Er verbrachte Monate in fruchtlosem Warten. Endlich hörte ein bekannter Millionär, der bedeutende Bergwerke im Westen besaß, von der Maschine. Er besuchte den Erfinder, ließ sich das Modell zeigen und erklärte dann: „Ich will Ihnen fünfundzwanzigtausend Dollars und einen bestimmten Anteil am Reingewinn geben."

Walker nahm hocherfreut das Anerbieten an. Sie schickten zum Notar, um sofort den Vertrag abzuschließen. Doch als Walker unterzeichnet hatte, fiel er tot zurück. Die jahrelangen Enttäuschungen hatte er mit großer Geduld ertragen, die Freude des Erfolges tötete ihn. M. N.

Brieftauben zu verbrecherischem Zweck. — Ende der Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts benutzte man den elektrischen Telegraphen noch nicht für Privatzwecke, auch der optische Telegraph wurde fast ausschließlich für Schiffsverkehrsnachrichten gebraucht. Zu jener Zeit bestand in Kopenhagen das sogenannte kleine Lotto, für das damals auch in ganz Schleswig-Holstein, das ja zu Dänemark gehörte, viele Kollekteure tätig waren. Nun taten sich drei findige Köpfe in Altona zusammen, um sich große Gewinne zu verschaffen. Einer der drei hatte einen Taubenschlag, der zweite fuhr mit einer Anzahl Tauben nach Kopenhagen, wo der dritte einen Taubenschlag besaß. Sobald die Ziehung geschehen war, die stets Mittwochs erfolgte, schrieben die Kopenhagener nach verabredeten Zeichen die gezogenen Nummern auf und banden sie den Tauben unter die Flügel. Da zu jener Zeit der Dampfschiff- wie der Postverkehr noch sehr wenig entwickelt war, so kamen die brieflichen Mitteilungen über die gezogenen Nummern frühestens Sonnabendmorgens nach Altona und die Kollekteure hatten daher die Berechtigung, bis Freitag Abends Einsätze anzunehmen. Dadurch wurde es jenen Verbündeten möglich, Nummern je nach Wunsch zu besetzen und lange Zeit große Gewinne einzuheimsen. Erst nach Jahren wurde die Sache verraten und damit war natürlich die Quelle versiegt. O. v. B.

Ein Fahrzeug für Firnfelder. — Das untenſtehende Bild veranſchaulicht einen auf dem Prinzip des Fahrrads beruhenden, kürzlich erfundenen Apparat, der das Beſteigen von Schnee- und Eisfeldern in den Alpen erleichtern ſoll. Die Vorwärtsbewegung



Ein neues Schneefahrzeug.

wird durch Pedale bewirkt, die eine Zuſammenſtellung von Rädern und Schlittenkufen in Bewegung ſetzen. Jedes Fahrzeug iſt für zwei Touriſten eingerichtet, die hintereinander ſtehen. Selbſtverſtändlich iſt der intereſſante Apparat nur auf geeignetem Gelände zu verwenden, ſoll aber da viel Zeit erſparen. L. H.

Ein guter Arbeiter. — Ein junger Irländer war von einem Farmer im Weſten der Vereinigten Staaten als Knecht angeworben. Der junge Menſch erſchien am nächſten Morgen mit großer Pünktlichkeit am Frühſtückstiſch, wo er ſeinem Herrn Gelegenheit gab,

seine erstaunliche Leistungsfähigkeit im Essen zu bewundern. Der schlaue Farmer beschloß sofort, diese Leistungsfähigkeit zu Gunsten seiner Feldarbeit auszunutzen. Als sich daher Johns erster Appetit gelegt hatte und er im Begriff schien, die Waffe zu strecken, fragte sein Herr freundlich: „Nun, John, hat's geschmeckt und bist du fertig?"

„Ja, Herr," erwiderte John behaglich.

„Sag einmal, mein Sohn," fuhr der Farmer fort, „könntest du dich wohl gleich an das Mittagessen machen? Wir müssen nämlich heute am äußersten Ende des Gutes arbeiten und werden wohl kaum Zeit haben, zu Mittag nach Hause zu kommen."

John griff, ohne ein Wort zu erwidern, gehorsam zu Messer und Gabel und widmete sich der Vertilgung des Mittagbrotes mit schier unermüdlichem Eifer.

Endlich hielt es der Farmer doch an der Zeit, die Kaumaschine zum Stillstand zu bringen. Er fragte: „Bist du fertig mit dem Mittagessen?"

„Ja, Herr, gleich!" antwortete John.

„Na," sagte der Farmer, „wenn du noch essen kannst, mein Junge, so wäre es mir lieb, wenn du gleich auch noch das Abendbrot nehmen wolltest, ehe wir aufbrechen, denn wir werden heute ziemlich lang arbeiten müssen."

John blinzelte seinen Herrn verständnisinnig an und griff in stummer Unterwürfigkeit von neuem zu den Waffen, die er erst nach geraumer Zeit endgültig niederlegte.

„Wenn du mit dem Abendbrot auch fertig bist," sagte der Farmer, „können wir ja nun aufbrechen und uns an die Arbeit begeben."

„An die Arbeit?" fragte John gedehnt, und sein Gesicht drückte das ungeheucheltste Erstaunen aus.

„An die Arbeit — natürlich!" entgegnete der Farmer ungeduldig.

„Ach nein," erwiderte John gähnend mit phlegmatischem Kopfschütteln und ohne sich zu rühren, „nach dem Abendessen arbeite ich nicht mehr. Gute Nacht!" C. T.

Der Mann, der Spinnen aß. — Der berühmte Astronom Lalande war in den Pariser Salons berühmt oder vielmehr berüchtigt, weil er Spinnen verzehrte. In der Tat vollbrachte Lalande zum Entsetzen seiner Freunde das Furchtbare; wo er ging und stand, immer trug er eine reizend gearbeitete kleine Bon-

bonniere bei sich, und wenn er den Deckel lüftete, so gewahrte man im Innern die schönsten getrockneten Spinnen. Lalande machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, in allen Salons seine Bonbonniere hervorzuholen und von Zeit zu Zeit, wie ein echter Feinschmecker, eine Spinne zu verzehren; nicht selten machte er sich den Spaß, den Damen seine Leckerbissen anzubieten, und amüsierte sich königlich über die entsetzten Mienen der schönen Frauen.

Niemand ahnte es, daß der Gelehrte die Welt mit seinen Spinnen nur zum besten hielt. Erst nach seinem Tode verriet ein Zuckerbäcker das Geheimnis. Die reizenden Tierchen, die Lalandes Bonbonniere zierten, waren kunstvoll und täuschend naturwahr aus Schokolade nachgemacht, und während er mit dem größten Behagen seine „Spinnen" genoß, amüsierte er sich über die entsetzten Mienen der Gesellschaft, die an die Echtheit derselben glaubte. C. T.

Lakaienstolz. — Kaiser Franz I. von Österreich (1792—1835) hatte einen Kammerfurier, der es in besonders hohem Grad verstand, sich wichtig zu machen durch die erhabene Würde, die er bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit zur Schau trug.

Selbst der gute Kaiser Franz konnte nicht umhin, diesen aufgeblasenen Hochmut eines niederen Bediensteten zu bemerken.

„Ich möcht' halt nur am Sonntag a bißl was von dem sein, was sich der gute L. schon am Werktag einbildet!" äußerte er lächelnd in seiner echt wienerischen Gemütlichkeit.

Der Ausspruch ist bis heutigentags ein „geflügeltes Wort" geblieben für alles, was Dünkel heißt. K. R.

Treffende Begründung. — Auf einem Spaziergang sah einst König Ludwig I. von Bayern einen noch jungen, aber bereits völlig ergrauten Bauern auf dem Felde arbeiten. „Was hat Ihn denn so frühzeitig grau gemacht?" fragte ihn der König.

Der Mann strich sich über den Kopf und entgegnete: „Die Haare."

Alle lachten mit dem König um die Wette, und dieser sagte, dem Bauern ein Goldstück überreichend: „Seine Antwort war gescheiter als meine Frage." J. W.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Ball- und Gesellschafts-

Seidenstoffe. Wundervolle Neuheiten. Versand nach allen Ländern. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Ueber **125 000** im Gebrauch!

Filiale: BERLIN
Leipzigerstr. 29 (Ecke Friedrichstr.)

Blickensderfer
Schreibmaschine

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 200 und 250 Mk.

Groyen & Richtmann, Köln.

Dr. Oetker's { **Backpulver,** **Vanillin-Zucker,** **Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch von Friedrich v. Hellwald. Fünfte, von E. Wächter neubearbeitete Auflage. 1275 Seiten Text mit 591 Abbildungen im Text, 40 Kunstbeilagen und 17 Karten. Zwei elegant in Leinen gebundene Bände. Preis 20 Mark.

Dem Streben unserer Zeit nach Vermehrung der geographischen Kenntnisse kommt Hellwalds „Erde und ihre Völker" in dankenswerter Weise dadurch entgegen, daß es bei aller Wissenschaftlichkeit — und die vorliegende Neubearbeitung zeigt es wieder durch gründliche Revision des Textes und Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse — im besten Sinne des Wortes ein Hausbuch ist, fließend und gemeinverständlich geschrieben, und zudem weit mehr gibt als die meist recht trockenen Hand- und Lehrbücher der Geographie. (Gegenwart, Berlin.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Gesundheit.

Ihre Erhaltung, ihre Störungen, ihre Wiederherstellung.

Ein Hand- und Nachschlagebuch für jedermann. Unter Mitwirkung von 52 ersten ärztlichen Autoritäten (Professoren und Privatdozenten der Universitäten des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns, der Schweiz 2c.) herausgegeben von Prof. Dr. **R. Koßmann in Berlin** und Privatdozent Dr. **Jul. Weiß in Wien.** 1644 Seiten Text mit 293 Abbildungen, 12 mehr- und 6 einfarbigen Tafeln. **Zwei stattliche Bände.**

In Leinwand geb. 24 Mark, in Halbfranzband 26 Mark.

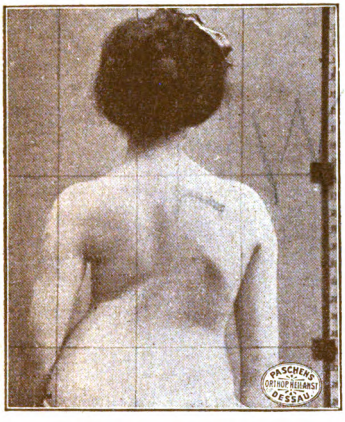
„Die Gesundheit" ist das hygienische Hausbuch der Gebildeten.

Ein Werk, wie es in solcher Eigenart bisher noch von keiner Seite geboten worden ist, das überall dort willkommen sein wird, wo man den Auswüchsen der neueren Zeit auf gesundheitlichem Gebiete abhold ist, wo man Wert darauf legt, seine Belehrung über gesundheitliche Dinge aus einem wissenschaftlich einwandfreien und in allen Stücken auf der Höhe der Forschung stehenden Buch zu schöpfen. Es wurde, um jedem Zweige der Medizin eine gründliche Bearbeitung zu sichern, jede Spezialität einem hervorragenden Fachmann übertragen, und unter denen, die bei dem Zustandekommen des Werkes mitgewirkt haben, befinden sich die glänzendsten Namen. So ist in der „Gesundheit" ein Hand- und Nachschlagebuch geboten, das über das gesamte Gebiet der Hygiene auf wissenschaftlicher Grundlage und in jedermann verständlicher Weise unterrichtet, das uns lehrt, den Körper zu verstehen und ihn durch richtige Behandlung gesund zu erhalten, sowie eingetretene Schädigungen nach Möglichkeit auszugleichen. Das Werk steht auf der Höhe der ärztlichen Wissenschaft, es umfaßt **das gesamte Gebiet der Heilkunde,** einschließlich des sexuellen, enthält alle Errungenschaften der neuesten Forschung und legt Wert darauf, über die richtige Einwirkung von Bewegung, Luft, Licht, Wasser und Diät aufzuklären und zu deren Nutzbarmachung anzuleiten.

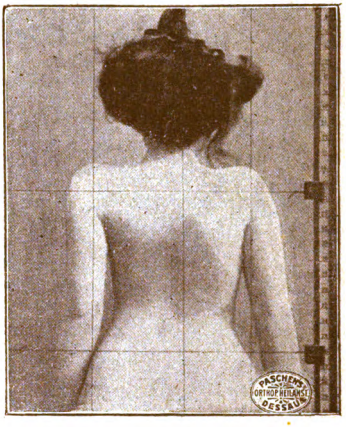
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Illustrierter Katalog vortrefflicher Geschenkbücher und Jugendschriften von der Verlagshandlung kostenfrei!

Paschens ▪ orthopädische Heilanstalt und ▪ Schulsanatorium, Dessau (Anhalt).



Vor der Behandlung.



Nach drei Monaten.

Selbst hoffnungslose Fälle von **Rückgratverkrümmungen** und **Missbildungen** des Körpers, sowie **Lähmungen,** die von anderen Autoritäten als unheilbar erklärt wurden, sind von uns erfolgreich behandelt worden. Prospekte kostenlos. Sommer- und Winterkuren.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes.

Nebst einem Anhang: **Über künstliche Zähne.** Von Dr. Wilhelm Süersen senior, K. Preußischer Geheimer Hofrat und ehemaliger Hofzahnarzt in Berlin. Gekrönte Preisschrift, herausgegeben vom Zentralverein deutscher Zahnärzte. Dreizehnte Auflage. Zeitgemäß durchgesehen und herausgegeben von Gustav von Walther-Süersen, Dr. chir. dent., Zahnarzt in Berlin. Mit vier Einschalttafeln. Broschiert 2 Mark, elegant gebunden 2 Mark 50 Pf.

Die neue, dreizehnte Auflage dieser gekrönten Preisschrift ist allen denen zu empfehlen, welche den Wert der Zähne erkannt haben und für die Erhaltung derselben ernstlich besorgt sind. Wir dürfen diese populäre Darstellung umsomehr als sicheren Ratgeber bezeichnen, da sie das Ergebnis der geläutertsten Ansichten und Erfahrungen wahrer Sachverständiger und demnach frei von einseitiger Anschauung und Auffassung ist.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 906 S
WILSON
ANNEX